Gs
5346
-2-

Erinnerungen

von einer

Reise aus Liefland

nach

Rom und Neapel

von

August von Kotzebue

Drei Theile.

Zweiter Theil.

Berlin 1805.
bei Heinrich Frölich.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

I.

Sehenswürdigkeiten.

Ich fasse unter diesem Titel Alles zusammen, was mit einigen Worten sich abthun läßt, und doch auch nicht übergangen werden darf. Volkmann, obgleich seine Reise schon so alt ist, als eine verjährte Schöne, nemlich über dreißig Jahr, ist noch immer der beste Führer in Neapel. Nur sieht man oft nicht was er gesehen hat, entweder weil das nicht mehr vorhanden ist, oder weil man andere Augen mitbringt.

Einige Kirchen in Neapel.

Die Kirchen selbst, als Gebäude betrachtet, sind hier selten des Anschauens werth. Fast alle sind sehr klein, und ihre Baumeister haben sich nicht verewigt. Aber dennoch giebt es fast keine, die nicht irgend eine Merkwürdigkeit enthielte, und darum wollen wir sie doch flüchtig durchlaufen. Bei mittelmäßigen Gemählden werde ich

mich nicht aufhalten, sondern bloß nennen, was durch Schönheit oder Lächerlichkeit sich auszeichnet. — 1. Santa Maria Soledad. Ein Spanischer Officier hat das Nonnenkloster gestiftet, zur Erziehung armer verwaister Officierstöchter. Das ist löblich. Gern hätte ich erfahren, wie man seinen Willen befolgte, aber die alten Nonnen verweigern den Zutritt. In ihrer Kirche spielt die heilige Cäcilia auf der Orgel und ein Engel nimmt sich die Mühe ihr die Bälge zu treten. Caravacci hat diesen drolligen Einfall gehabt. — 2. Santa Brigida prangt mit einer, von Luca Giordano herrlich gemahlten Kuppel. Sie stellt, wie man das sehr häufig findet, eine Versammlung der himmlischen Hofhaltung vor, welche dem lieben Gott die Cour macht. Die Heiligen sehen ihn an und die Engel spielen auf allerlei Instrumenten dazu. Aber das Ganze tritt so vortrefflich heraus, daß man des Hinschauens nicht müde werden kann, und je länger man hinschaut, je lebendiger werden die Gegenstände. Um den untern Theil der Kuppel läuft eine, gleichfalls gemahlte, Gallerie, auf welcher die Evangelisten stehen, und sich an dem Anblick ergötzen; nicht sie allein, sondern auch ihre Bestien, der Ochs, der Adler, der Löwe,

schauen mit frommer Sehnsucht hinauf. Luca Giordano, der hier auch begraben liegt, hat sich durch diese Kuppel ein schöneres Denkmahl gestiftet, als wenn er die prunkendste Inschrift auf sein Grab hätte setzen lassen. Alle Heiligen und Engelschaaren scheinen jetzt vom Himmel herab zu rufen: hier ruht Luca Giordano!

3. Santa Trinita ist die prächtigste Kirche in Neapel, aber auch weiter nichts. Es ist gewaltig viel Marmor darin verschwendet, aber die Gemählde bedeuten wenig, obgleich welche von Spagnolett darunter befindlich sind. Ein für allemal will ich erinnern, daß man die Kirchenschätze, an Silber und kostbaren Steinen, welche vormals hier und in vielen andern Kirchen gefunden wurden, nicht mehr suchen muß. Sie sind alle säcularisirt worden. — 4. Spirito Santo, soll mit einem Hospital für lüderliche Weibspersonen verbunden seyn; da aber alle Hospitäler hier im ekelhaftesten Schmutz begraben liegen, auch ich weiß, daß mein verdienstvoller Landsmann, Herr Rehfuß, Beobachtungen über diesen Gegenstand gemacht hat, die er dem Publikum mittheilen wird, so habe ich den Besuch solcher Kloake, in welchen die Menschen lebendig modern, vernachlässigt. — Ein Rosen-

kranzgemählde von Luca fa presto — (hier darf ich den wackern Giordano schon bei seinem Spottnamen nennen) wird sehr gerühmt. Ich sehe doch lieber Frescogemählde von ihm, und überhaupt sind mir diese ewigen Rosenkränze höchst zuwider. Hingegen will ich den Leser mit einem neuen Mahler bekannt machen, dessen Namen er wahrscheinlich zum erstenmal hört, ihn aber ohne Bedenken ins Gedächtniß prägen mag. Er heißt Fidelis Fischetti und hat ein großes, herrliches Bild geliefert, von dem eine wahrhaft himmlische Jungfrau herab lächelt. Die Köpfe der Heiligen und Engel sind meisterhaft, die ganze Gruppirung vortrefflich, das Kolorit sehr lebhaft. Nur scheinen mir die Figuren alle ein wenig zu sehr im Vorgrunde gehalten. Mit Vergnügen bemerkt man auch, daß das liebliche Christuskind viel Aehnlichkeit von seiner lieblichen Mutter hat. — In einer Kapelle hängt ein recht gutes Gemählde, einen närrischen Gegenstand darstellend. Die Himmelskönigin nemlich ist mit einem tüchtigen Knüttel bewaffnet, und hat eben den Satan derb durchgeprügelt. An der andern Seite streckt ein Knabe von etwa vierzehn Jahren die Hände nach ihr aus. Man sieht an seinen verdrehten Augen, daß er epileptisch, folg-

lich vom Teufel besessen gewesen, und ich halte daher das ganze Bild für ein ex voto. — Auf einem guten Frescogemählde wird der Zauberer Simon aus den Lüften herabgestürzt. In dem trefflichen Kopfe des heil. Peter ist besonders die Schadenfreude sehr lebhaft ausgedrückt. Wie sich doch die frommen Mahler zuweilen verschnappt haben. — Eine prächtige Inschrift in Marmor erzählt dem gläubigen Leser, daß hier die Gebeine von Gott weiß wie viel tausend Märtyrern ruhen. Darunter sind nicht weniger als zehn Könige, Kaiser und Kaiserinnen und Prinzessinnen, aus England, Schottland, Dalmatien u. s. w. Der curiose Sammler hat auch nicht vergessen, anzuführen, von welchen Kirchhöfen und aus welchen Catacomben er alle diese Knochen zusammengelesen. Nicht weit davon liegen drei runde glatte Marmorsteine, jeder derselben mit ein paar Löchern versehen, an welche, der Sage nach, die Märtyrer zu ihrer Quaal gebunden wurden. Gläubige Lippen küssen diese Steine noch täglich glätter. — 5. Die Kapelle der Maria della Pieta de' Sangri ist eigentlich nur ein Familienbegräbniß der fürstl. Familie Sangri. Diese Kapelle ist durch mehrere Kunstwerke in Marmor, besonders durch

eine sogenannte Statüe der Schaamhaftigkeit berühmt geworden. Es ist nemlich eine recht schöne weibliche Figur, vom Kopf bis zu den Füßen in einen Schleier gehüllt, der überall gleich dünn und durchsichtig ist. Der Schleier schmiegt sich so vertraulich an Gesicht und Körper, daß man jeden Zug und jede Blöße hinter demselben unterscheiden kann. Volkmann findet den Einfall zwar neu aber nicht schön. Ich finde ihn schön aber nicht neu, und habe weiter gar nichts daran auszusetzen, als daß man eine Bildsäule, die weit nackter ist als eine Pariser Operntänzerin, Schaamhaftigkeit zu nennen beliebt. Kokette Wollust würde ich sie nennen, denn nur um zu locken, scheinen diese Reize so schlecht verhüllt zu seyn. Der Künstler hieß Corradini. Eine an der Schaamhaftigkeit angebrachte Inschrift, deren er sich vielleicht schämen würde, vergleicht ihn ganz bescheiden mit den Griechen. Eine andere seltsame Statüe führt gleichfalls einen seltsamen Namen, sie heißt: die vernichtete Täuschung. Ein Mann steckt in einem Netze, welches mit dem Körper aus einem Stück, und mit bewundernswürdigem Fleiße gearbeitet ist. Ein Genius, dessen Attribute die Vernunft bezeichnen sollen, hat das Netz vor

dem Gesicht des Bestrickten geöffnet, und fängt an es ihm abzuziehen. Es ist eine eigene Sache um die Allegorien, sie müssen sehr einfach und hell seyn, wenn sie behagen sollen. Ein todter Christus, über den man gleichfalls einen Schleier geworfen zu haben scheint, ist offenbar Nachahmung von jener Bildsäule der Schaam. — Aber wie war es möglich, daß Volkmann das herrliche Basrelief von weißem Marmor über dem Altar mit Stillschweigen überging? es ist nach meinem Gefühl das beste Stück der ganzen Kapelle. Die Figuren sind sämmtlich von Lebensgröße. Der todte Christus von seinen Lieben umgeben; die alle ihren Schmerz über seinen Tod höchst wahr und rührend ausdrücken. In den Wolken schwebt eine weinende Engelgruppe, so schön, daß sie dem Zuschauer selbst Thränen in die Augen lockt. Das Ganze ist sehr lieblich, hat aber doch einen Fehler, nemlich Christus ist nicht todt, er schlummert nur. — Ein vor etwa dreißig Jahren verstorbener Fürst Sangro war ein Tausendkünstler, der alle Augenblicke mit einer neuen Erfindung hervorrückte. Bald mahlte er mit Wachsfarben, bald machte er künstlichen Lapis lazuli, bald Wolle aus Hundskohl; ächten Steinen nahm und gab er Farben, Porcellain schliff

er durch ein Rad, kupferne Gefäße verzinnte er dauerhafter als gewöhnlich, Pflanzen rief er aus ihrer Asche hervor, unauslöschliche Lampen verfertigte er u. s. w. Unter andern wußte er auch dem weißen Carrarischen Marmor beliebige Farben zu geben, und zwar durchdrangen diese Farben den ganzen Stein. Von dieser letzten Kunst hat er ein Andenken in der Kapelle hinterlassen, denn sein eigener Sarkophag scheint aus Porphyr gemacht zu seyn. Aufmerksam darf man ihn jedoch nicht betrachten, sonst sieht man bald, daß er gefärbt ist, und kann sich der Bemerkung nicht erwehren, daß seine natürliche Weiße ihn besser geziert haben würde. Ob die mancherlei Erfindungen des Prinzen mit ihm zu Grabe gegangen, habe ich nicht erfahren. Wenigstens haben sie gewiß bei seinen Lebzeiten ihn selbst sehr glücklich gemacht, denn nie ist der eitle Mensch glücklicher, als wenn er glaubt, durch eigenes Genie etwas erworben zu haben, was vor ihm noch Niemand besaß. — 6. San Lorenzo soll, nach Volkmann, durch eine Menge Statüen, Gemählde u. s. w. merkwürdig seyn. Ich habe dort nichts gesehen, als einen Christus am Kreuz im rothseidenen Schlafrock. — 7. San Girolamo hätte auch wohl verdient

von Volkmann erwähnt zu werden, denn sie prangt mit zwölf herrlichen Säulen aus dem Tempel des Jupiter Serapis *). Leider ist die ganze Kirche so reichlich mit buntem Marmor aufgeputzt, daß die schönen einfachen Säulen da stehen, wie ernsthafte Männer unter Knaben die Comödie spielen. Ein Gemählde in der Sakristei wird Guido Reni zugeschrieben. Man findet überhaupt hier eine Menge Gemählde, aber wenig von Bedeutung. In einer Kapelle sieht man einen Greis, der einen Jüngling durch eine Umarmung zu bewillkommnen scheint. Ich bin sehr geneigt das Bild für schön zu halten, und erwähne gern Dinge die Andere verschweigen, weil kein berühmter Name sie empfahl. Ach! die berühmten Namen täuschen so oft. — 8. San Gennaro, ist die Kathedralkirche. Ein paar kleine Porphyrsäulen vor dem Eingange sollen aus einem Tempel des Apoll seyn, sind aber kaum des Ansehens werth. Der Taufstein ist ein antikes Opfergefäß des Bachus, Thyrsusstäbe und Masken verzieren dasselbe, Schade nur, daß man die Henkel und die Nasen der Masken abge-

*) Für gewiß will ich das letztere doch nicht ausgeben. Wenigstens verdienten sie dort gestanden zu haben.

schlagen hat. Drollig ist es, daß der göttliche Wein dem göttlichen Wasser hier hat weichen müssen. Alle Weinhändler sollten ihre Kinder in diesem Gefäß taufen lassen. — Mit Erstaunen lese ich im Volkmann, daß die Altargemählde von Dominichino nicht von seiner besten Arbeit seyen. Er nimmt sich nicht einmal die Mühe ein Wort weiter darüber zu sagen, sondern erzählt uns lieber, wie viel goldene Kelche mit Diamanten besetzt in dem Schatze des heil. Januarius gefunden worden, und wie man es vermuthlich anfängt, um das Blut flüssig zu machen. Ich gestehe aber, daß die Auferweckung eines Todten von Dominichino einen tiefern Eindruck auf mich gemacht hat, als alle jene Altarschätze. Dieses erste Erwachen des Todten, diese ängstliche Verwunderung mit der er um sich her schaut, die liebevolle, furchtlose Freude mit der ihn sein Weib umfaßt, und der Ausdruck der Furcht und des Entsetzens in den übrigen Personen, die ihm weniger nahe angehörten, alles das verräth den tieffühlenden Meister und thut gewaltige Wirkung auf das Herz. Auch das gegen über hängende Gemählde, wo mehrere Kranke wundervoll geheilt werden, ist vortrefflich, nur sollte keine verkrüppelte Hand darunter seyn, die kein

Gegenstand für die Kunst ist. Die unterirrdische Kapelle zu besuchen, ist nicht der Mühe werth. Der Cardinal Caraffa in Marmor kniet dort. Wenn es aber wahr ist, daß Michel Angelo diese Statüe verfertigt hat, so hat er wenigstens gewiß seinen Ruhm dadurch nicht gegründet. — 9. San Giacomo. Fern vom Vaterlande freut man sich über jede Kleinigkeit, die an die Heimath erinnert. Hier, wo man so selten deutsch sprechen hört, und noch selten etwas deutsch geschriebenes erblickt, erregt es ein angenehmes Gefühl, wenn man in dieser Kirche plötzlich auf eine deutsche Grabschrift stößt, die das Andenken eines braven Deutschen Ritters verewigt, der Kaiser Carl dem Fünften als Rath und Soldat treulich diente, und nicht eher starb, als bis des Kaisers Sohn seiner nicht mehr bedurfte, nemlich grade an dem Tage, an welchem der Friede geschlossen wurde. Mit altdeutscher Einfalt hebt die Grabschrift an: „Hans Walther von Hiernhaim bin ich genannt" „mit Eren füret ich meinen Ritterstandt" „des Kaiser Carls Rath und Oberster ich was" „Seinem Sune Philippsen gleichermaß" „Trewlich dienet sein Land zu verfechten" „Zog herein mit sechstausend Landsknechten u. s. w." Einer seiner Vettern, ein

Pappenheim, hat ihm dies Grabmahl errichten lassen. — Weit besser fällt freilich das Denkmahl des Vicekönigs Peter von Toledo ins Auge, des nemlichen, der alle seine Thaten durch Errichtung des Giganten auf dem Schloßplatze krönte. Es ist von Johann von Nola verfertigt, eine bunte, geistlose Zusammensetzung von Statüen und Basreliefs. Auf den letztern haben die meisten Figuren schiefe Beine; unter den erstern ist eine ganz hübsche Gerechtigkeit, die in der einen Hand ihre sehr entbehrliche Wage (es müßte denn eine Goldwage seyn) und in der andern, Gott weiß warum, einen Haarzopf trägt. — Eine drollige Anekdote erlebte ich hier. Der alte Mann, der mich herumführte, mochte glauben, für einen Fremden habe nichts Werth, was nicht antik sey, daher versicherte er mit großem Ernst von vielen Gemählden, sie seyen antik, und als er mich vor einer Geburt Christi von Spagnolett lange stehen sah, behauptete er, das Bild sey über vierhundert Jahre alt. Vermuthlich konnte ich ein Lächeln nicht ganz unterdrücken, welches ihn etwas in Verwirrung zu setzen schien, und er fügte schnell hinzu: der größte Theil des Gemähldes sey wirklich antik, nur das Lamm im Vorgrunde sey mo-

dern. — Eine heilige Familie, sorgfältig von einem seidenen Vorhang bedeckt, wird für eine Arbeit von Guido Reni ausgegeben. Ich habe in Neapel nun schon gelernt, mich weder durch Namen noch durch Vorhänge täuschen zu lassen. — 10. San Filippo. Dieser Kirche erinnere ich mich bloß um zu lachen. Denn erstens wird da ein Bildchen des heil. Januarius aufbewahrt, welches einmal in einer Feuersbrunst unversehrt geblieben, der Inschrift zufolge, ein größeres Wunder, als da es dem Heiligen beliebte, durch einen Wink seiner Hand den tobenden Vesuv zum Schweigen zu bringen. Zweitens liest man daselbst eine drollige, zweideutige Grabschrift eines gewissen Peter Leo, der Vorsteher des Nonnenklosters gewesen: in cura virginum coenobii diligentissimi. — 11. Santa Maria nuova. Wer den Erfinder der Pulverminen des Besuchens würdig hält, der mag hier sein Grab besehen. Er hieß Peter Navarro und schwang sich vom gemeinen Soldaten zum General der Spanischen Armee empor. Am Ende ist es auch wohl nicht einmal gewiß, ob jene höllische Erfindung ihm zugeschrieben werden kann, denn die Grabschrift erwähnt bloß, er sey in expugnandis urbibus (in Eroberung der

Städte) sehr geschickt gewesen. — Das beste Gemählde in dieser Kirche ist leider ein gräßlicher Gegenstand, nemlich ein Henker zerrt, ich weiß nicht mehr welchem Märtyrer, die Eingeweide aus dem Leibe. Die nemliche vermaledeite Geschichte habe ich auch schon in einer andern Kirche gesehen, wo aber die Einbildungskraft des Mahlers sie noch erhabener dargestellt hatte, denn dort waren die Eingeweide um eine Walze gewunden, die man drehen konnte, und wurden dem Heiligen grade so aus dem Leibe gewickelt, wie die Damen Garn abwinden. — 12. Santa Chiara, ein sehr zahlreiches Nonnenkloster, mit lauter Fürstinnen und Gräfinnen bevölkert, die Besuche geben und annehmen, und bei denen es recht lustig hergehen soll. Die jetzige Aebtissin ist eine Fürstin Filamarino, sie weidet über zweihundert Schäfchen. Ihre Kirche ist eine der größten und schönsten in Neapel. Der Plafond, von Conca, David, wie er vor der Bundeslade hertanzt, ist so schön gemahlt, daß man dem frommen Ehebrecher das unschickliche Tanzen und dem lieben Gott die Freude verzeiht, die er in den Wolken darüber äußert. Ein interessantes Grabmahl, mit einer rührenden Inschrift, ist einem jungen vierzehnjährigen Mäd-

Mädchen gewidmet, das von ihren Eltern als einzige Tochter, von einem Bräutigam als geliebte Braut beweint wird. Sie liegt da in Stein gehauen, und wenn ihr das Bild ähnelt, so muß sie ein liebliches Geschöpf gewesen seyn. — Ein antiker Sarkophag steht in der Kapelle der Familie San Felice. Als Kunstwerk hat er wohl nur geringen Werth, aber den Gegenstand, den er vorstellen soll, zu entziffern, wäre, glaube ich, der Beschäftigung eines Alterthumskenners nicht unwürdig. Dasselbe gilt von einer Kanzel, die, der Sage nach, den frommen Schwestern, sammt zwei gewundenen Säulen, aus Jerusalem zum Geschenk übersandt worden. Sie ist mit sehr schlechten, aber sehr kuriosen Basreliefs geziert. Menschen werden da in Stükke geschnitten, Könige schauen zu u. s. w. Man sieht, die Kanzel ist ächt christlich. — In der Kapelle der Familie Bauci ist ein altes Grabmal durch das Kostüm von sieben darauf befindlichen Rittern merkwürdig. Jeder trägt nicht allein seinen Falken auf der Hand, sondern mehrere halten noch in der andern Hand eine Falkenklaue, und einer hat noch obendrein einen Falkenflügel am Gürtel hängen. Die Bauci müssen wohl in gerader Linie von dem gewalti-

gen Jäger Nimrod abstammen. — Hier soll auch das Grabmal eines Marschalls Cabarro befindlich seyn, der, auf Anreizen der Königin Johanna, zur Ermordung ihres Gemahls behülflich war, und zum wohlverdienten Lohne, auf Befehl derselben Königin, um dieser That willen hingerichtet wurde; ich habe es aber nicht gefunden, und der Mönch, der mich herumführte, wußte nichts davon. Wirklich Schade! denn ein so sprechendes Denkmal von der Art und Weise, wie die Großen das Verbrechen lieben und den Verbrecher hassen, sollte zu Jedermanns Warnung sorgfältig erhalten werden. — 13. San Dominico. Die Sakristey empfehle ich allen übermüthigen Fürsten um sie von Zeit zu Zeit einmal zu besuchen, denn hier nagt die Verwesung an den Gebeinen von ihres Gleichen. Auf der Gallerie, die rings umher läuft, sind große Kasten mit rothem Sammt beschlagen aufgestellt, in welchen Könige und einige Helden aus königlichem Geblüt modern. — Die Verkündigung Mariä von Titian, und ein heiliger Joseph von Giordano, vermehren den Ruhm ihrer Meister nicht. Ein seidener Vorhang schwebte über einem Altare, ich glaubte, er verhülle ein köstliches Gemälde, und verlangte, man

solle ihn wegziehen. Der Führer erklärte, das dürfe nicht anders geschehen, als wenn man vorher die Lichter auf dem Altare angezündet habe. Da es hier ziemlich finster war, so meinte ich, er wolle mir das Gemälde im stärkeren Lichte zeigen, und ersuchte ihn, die Kerzen anzuzünden. Er that es, beugte das Knie, schlug Kreuze vor die Brust, spannte meine Neubegier auf das höchste, und als er nun endlich den Vorhang hinweg zog — siehe, da stand eine elende hölzerne Puppe, die heilige Jungfrau in Goldbroccat gekleidet, welche tagtäglich Wunder thut. Ich hatte Mühe, das Lachen zu verbeißen, und mußte noch obendrein einen ehrfurchtsvollen Blick affektiren. Für die Zukunft zog ich mir die Lehre daraus, die ich jedem Reisenden empfehle, beim Anblick eines Vorhangs immer erst zu fragen: ob auch ein Quadro (ein Gemälde) dahinter sey? Denn die Meisterstücke des Aberglaubens werden hier eben so verhüllt, wie die Meisterwerke der Künste. — Eine Grabschrift, die Ariost auf einen Marquis Pescara gemacht haben soll, habe ich abermals vergebens gesucht. — 14. San Paolo, vormals ein Tempel des Castor und Pollux, von dem noch zwei Säulen übrig sind. Volkmann hat hier noch

viele andere antike Säulen von einem Theater gesehen, auf welchen Nero zum erstenmal getanzt haben soll: auch diese habe ich hier nicht finden können. Seneca ging hier oft vorbei, um einen philosophischen Hörsaal zu besuchen, und ärgerte sich dann, wenn er das Theater weit voller fand, als jene Schule. Dieser Aerger war, deucht mich, sehr unphilosophisch. Himmel! welch' ein unausstehliches Volk würde dasjenige seyn, bei dem es umgekehrt zuginge. — 15. San Giovanni Evangelista. Vielleicht die kleinste, und dennoch die merkwürdigste Kirche in Neapel, denn sie ist von einem Philosophen, Namens Pontanus, erbauet worden, und daß der Mann wirklich Anspruch auf jenen Ehrentitel machen durfte, beweist sogleich die Innschrift am Hauptaltar. Sie lautet folgendergestalt: Tibi deus optime maxime aedem hanc dedicat Joannes Pontanus, nec tamen paciscitur, ut sibi, liberis posterisque suis benefaxis, cum ipse volens libensque gratuitu benefacias cunctis, sed quia tibi uni ab omnibus debentur omnia. Zu deutsch: „Dir, großer herrlicher Gott, weiht diesen Altar Johann Pontanus, „nicht gleichsam vertragsweise, daß ihm, seinen „Kindern und Nachkommen, du wohl thun sol-

„lest, denn selbst willig und gern thust du Allen „wohl; sondern weil dir dem Einzigen Alle Alles „verdanken.“ — Es ist schon über zweihundert Jahre her, daß der Mann lebte, man muß daher die Kühnheit bewundern, mit der er in seinem Zeitalter so zu sprechen wagte. — Auch von außen hat er die Kirchenmauer ganz unchristlich mit philosophischen Sittensprüchen geschmückt, die von ungleichem Werthe sind. Hier ein Paar der besten: Excellentium virorum est improbum negligere contumeliam a quibus etiam laudari turpe. (Trefflicher Männer Art ist, der Schurken Schmähung verachten, die auch durch Lob beschimpfen). Nec temeritas semper felix nec prudentia ubique tuta. (nicht immer ist Verwegenheit glücklich, noch Klugheit sicher) Folgende Sentenz scheint Napoleon I. sich zum Wahlspruch erwählt zu haben: Audendo agendoque respublica crescit, non iis consiliis quae timidi cauta appellant (wagend, handelnd, wächst der Staat, nicht durch Rathschläge, von Schüchternen als vorsichtig gepriesen). — Höchst rührende Grabschriften hat Pontanus hier seiner geliebten Gattin und seinen Kindern gesetzt, die er alle zu überleben das Unglück hatte; sie würden aber noch größere Wirkung hervorbringen, wenn sie

weniger lang wären. Mit einer sinnreichen Spielerei hat er sich an einer andern Stelle beschäftigt. Er fand nemlich einst eine halbe Marmortafel mit einer halben antiken Innschrift, die er flugs dergestalt ergänzte, daß sie zu einer sinnreichen Grabschrift auf einen seiner Freunde diente. — Auch an einer Reliquie fehlt es dieser Kirche nicht, aber es ist eine ächtphilosophische Reliquie, um deren willen wohl der gute Pontanus verdient hätte, den Scheiterhaufen zu besteigen und zur Ehre Gottes lebendig verbrannt zu werden. Es ist nemlich der heidnische Arm des heidnischen Geschichtsschreibers Livius.

Die Kirche zum heiligen Geist.

Ehe der heilige Dominicus lebte, hatte man blos Rosenkränze aus Rosen geflochten, die setzte man auf die Häupter der Liebenden, und sie dufteten lieblich. Die Mönchsphantasie aber, die alles nach ihrer seltsamen Weise modelt — wie jener Marchese, der allerlei selbstgeschaffene Ungeheuer in Marmor hauen ließ, um seinen Pallast damit zu schmücken — die Mönchsphantasie hat auch den einfachen Rosenkranz den Liebenden von der Schläfe gerissen, hat die Rosen in harte

die Mühe verdrießen, die steilen Treppen des Leuchtthurms herauf zu klettern, ja, er lasse sich bei stillem Wetter den Kaffee nachtragen; ein alter, freundlicher Pilot wird ihm sogleich Stuhl und Tisch heraus auf die Gallerie setzen, welche sich um die Laterne herzieht, wird ihm auch, wenn er ein blödes Gesicht hat, ein Fernrohr dazu bringen, und so weide er sich gemächlich an dem herrlichsten Panorama, das jemals in eines Menschen Auge sich spiegelte. Gleich einem Amphitheater liegt die prächtige Stadt um ihn her, gekrönt von der Carthause, über welche das Fort St. Elmo herüber schielt. Links und rechts dehnt sich der Golf vor seinen Blicken, den gekrümmten Rand mit weißen Pallästen gestickt, wie ein Gewand mit Blumen. Diesseits erhebt sich Pausilipp, jenseits Portici. An dieses schließt sich der rauchende Vesuv; von ihm herabschweifend erreicht das Auge Castellalmare und das Vorgebürge der Minerva. Unter den Füßen des Beschauers, in schwindelnder Tiefe, wimmelt das Volk auf dem Molo herum, und die gewiegten Schiffe bewegen den Mastenwald im Hafen. Zahllose Böte schwimmen hin und her und hinaus zu den Englischen Kriegsschiffen auf der Rhede. Folgt der Blick den tanzenden Kähnen,

so gleitet er, unwiderstehlich angezogen, über die majestätische Meeresfläche, nicht eher ruhend, bis er an die Insel Capri stößt, die mit ihren Höckern wie ein Dromedar sich aus den Wellen erhebt. — Ich sage nichts weiter, als: wer hier nicht, wenigstens Minutenlang, über ein Stückchen Welt die ganze Welt vergißt, der — ist vermuthlich blind.

Die Villa reale.

Ein öffentlicher Spaziergang, der allenfalls mit den Linden in Berlin, keinesweges aber mit den Sommergarten in Petersburg, noch weniger mit dem Tuillerien in Paris verglichen werden kann. Hätte er nicht auf einer Seite das Meer, und wäre nicht der berühmte Farnesische Stier in dessen Mitte aufgestellt, so wäre er kaum des Nennens werth, denn ein paar magere Reihen von Bäumen, und magere Höflinge, die darunter spazieren, sind die einzigen Zierden, deren er sich erfreut.

Das Grab Virgils.

Man steigt ziemlich mühsam einen gepflasterten Berg hinauf, dann klettert man, noch müh-

samer, ungepflasterte Fußsteige hinab, gelangt in eine kühle Felsenschlucht, und befindet sich endlich am Eingange einer Höhle, die inwendig ein regelmäßiges, gewölbtes Viereck bildet. Rings umher sind kleine Nischen in den Felsen gehauen, wo die Aschenkrüge standen, und wer das Grab der Priesterin zu Pompeji gesehen hat, wird keinen Augenblick zweifeln, daß auch diese Höhle ein Begräbnißplatz gewesen. Aber warum gerade Virgils? das weiß ich nicht zu beantworten. Die Menge der Nischen beweist vielmehr deutlich, daß hier, wie in Pompeji, ein Familienbegräbniß war. Nun war aber Virgil aus Mantua gebürtig, und hatte in Neapel keine Familie; es möchte also wohl eine fromme Täuschung seyn, wenn man sich in dieser Höhle von dem Schatten des Sängers der Aeneide umschwebt glaubt. Auch scheint es leider nicht, daß die Reisenden jeden Standes und Gewerbes, welche sich hier einfinden, von erhabenen Gefühlen ergriffen werden, denn das erste, was sie thun, ist, den berühmten Virgil rein zu vergessen, und ihre meist unberühmten Namen an die Wände zu kritzeln. Ganze Regimenter könnte man hier aus allen Nationen anwerben. Es ist entsetzlich, wie viel Tausende der gute Virgil mit in die Ewig=

keit schleppen soll. — Dem Eingange der Höhle gegenüber ist eine weiße Marmortafel in dem Felsen befestigt, auf welcher eine unbedeutende, oft abgeschriebene Innschrift zu lesen. Die Zwischenräume derselben sind abermals mit Namen der Reisenden ausgefüllt. Da steht Gustav der Dritte, König von Schweden, zwar nur mit Bleistift geschrieben, und fast so verloschen, daß man es dem Cicerone aufs Wort glauben muß. Da steht Hamilton, dessen Namen ein Franzose im patriotischen Freiheitseifer, unter lauter Verwünschungen, mit dem Säbel fast ausgekrazt hat. Da steht Sidney Smith, den der französische Held wohl noch weniger verschont haben würde, wenn der englische Held nicht nach ihm hieher gekommen wäre. Da steht auch unser preußischer Orpheus, der Kapellmeister Himmel, dem ich, zur Strafe für diese Sünde, und dem Publikum zu Nutz und Frommen, die Buße auflege, die schönsten Stellen aus Virgils Georgica eben so trefflich zu komponiren, als er Tiedge's Urania (die warlich neben jenen genannt werden darf) komponirt hat. — Auch mehrere Damen haben hier vergessen, daß sie ihre Namen nur in Herzen, und nicht in Steine graben sollen. — Von den Lorbeern, die aus Virgils

Grabe, ungepflanzt und unvertilgbar, hervorsprießen sollen, habe ich wenig gesehen. Lorbeerbäume in der Erde findet man freilich hier überall, Lorbeerzweige um die Köpfe fast nirgend.

Die Brieflisten vor dem Posthause.

Wenn man von dem Platze Largo del Castello nach dem Molo zugeht, so muß man an einem Winkel (cul de Sac) vorbei, wo am P[illegible]sttage auf mehreren hölzernen Tafeln die Listen der angekommenen Briefe ausgestellt sind. Da findet man jederzeit ein großes Menschengewimmel, und kann einige Sonderbarkeiten bemerken, die, so viel ich weiß, nur Neapel eigen sind. Die Briefe sind numerirt, und die Namen derer, an welche sie gerichtet sind, nach dem Alphabet verzeichnet, aber — seltsam genug — nicht die Zunahmen, sondern die Vornahmen. Auch das gilt nicht einmal von Allen, denn wenn man zum Beispiel das Glück hat, ein Fürst zu seyn, so muß man seine Briefe unter P. (principe) suchen. Nun kommen eine Menge Leute hieher, die nicht lesen können, und doch gern wissen möchten, ob Briefe an sie angekommen sind. Auf diese Unkunde des Lesens hat ein pfiffiger

Kerl die glückliche Spekulation gegründet, sich gemächlich zu ernähren. Da steht er mit einem ganzen Pack weißer Zettelchen in der Hand; der Hülfsbedürftige nähert sich ihm, drückt ihm ein paar Pfennige zwischen die Finger, und nennt seinen Namen. Sogleich durchläuft des Lesers Blick die Liste: findet er den Namen, so thut er weiter nichts, als die dabei stehende Nummer auf das Blättchen schreiben; das giebt er dem Fragenden, der damit in das Posthaus eilt und seinen Brief ohne Umstände empfängt. Ob der Empfänger wirklich der rechte sey? darnach wird nicht gefragt, wenn er nur das Postgeld bezahlt. Die Briefe der Fremden werden nicht einmal auf die Liste gesetzt, sondern in der Poststube alle auf einen Haufen geworfen. Kommt nun ein Fremder und fragt nach Briefen, so zeigt man ihm den Haufen, und läßt ihn selbst darin herumwühlen. Er kanu sich aussuchen, was ihm beliebt; man fordert von ihm keinen andern Beweis, daß er zum Empfang berechtigt sey, als die Bezahlung des Postgeldes. Man kann denken, welche Unordnungen da vorfallen müssen. Jeder Fremde wird wohl thun, wenn er seine Briefe an einen Banquier adressiren läßt.

Doch geschwind wieder hinaus in den Winkel,

kel, denn der Kerl, der dort die Nummern aufzeichnet, ist nicht der Einzige, der in diesem Winkel eine Silbergrube gefunden hat, nur fördert er die Ausbeute mit mehr Bequemlichkeit zu Tage als die übrigen. Es stehen nemlich hier noch ein halbes Dutzend kleiner Tische auf der Straße, vor den kleinen Tischen sitzen ein halbes Dutzend Menschen, deren Röcke eben so abgetragen sind, als ihre Physiognomien. Sie halten Federn in den Händen, und ein gefalzter Briefbogen liegt vor ihnen; sie dürfen die Federn nur in die bereitstehenden Dintenfässer tauchen, so sind sie fertig, nach allen vier Weltenden alle nur erdenklichen Briefe zu schreiben. Ein zweiter Stuhl, dem ihrigen gegenüber, ladet den ihrer Kunst Bedürftigen ein, sich niederzulassen, und seine Gedanken, zur fernern Verarbeitung, von sich zu geben. Da kommt denn auch hier ein altes Mütterchen, dort ein ehrlicher Matrose, hier ein Kriegsheld, dort eine flinke Dirne, die haben Söhne und Mütter und allerlei Herzensangelegenheiten, nah und fern, in der alten und neuen Welt; die mögten gern mit ihren fernen Lieben Gedanken wechseln, und können es doch nicht ohne fremde Hülfe. Da setzt sich nun das alte Mütterchen (eine Scene, der ich selbst bei-

wohnte) dem ersten Briefsteller gegenüber, der keine Nase mehr hatte (welches man hier nicht selten sieht), sogleich setzt er die Feder an — das: Neapel, den zweiten November 1804, hatte er schon vorläufig an den Rand des Bogens geschrieben, um jetzt keine Zeit zu verlieren. Er hat Recht, denn das Mütterchen ist etwas weitläuftig; ihr einziger Sohn schweift in der Welt herum, sie möchte ihn gern nach Hause haben, weil sie ihr Ende heran nahen fühlt; den Beweis ihrer Kränklichkeit führt sie durch öfteres schweres Husten, wodurch sie den Strom ihrer Worte unterbricht, den Beweis ihrer Sehnsucht durch oft hervorbrechende Thränen. Was ich hier kurz gefaßt wieder gebe, kostete der Alten einen Haufen von Redensarten, die alle das Nemliche sagten, denn mit Worten war sie nicht karg, die Zunge schien der gesundeste Theil ihres Leibes. Der Mensch ohne Nase hörte ihr geduldig zu, quintessentirte in der Geschwindigkeit ihr Gedanken-Meer, und setzte die Schreibfinger in Bewegung. Die Alte, welche noch mit einer Nase versehen war, fand daher kein Hinderniß, eine Brille aufzusetzen, und folgte nunmehr mit ihren Augen jedem Federzug, mit einer so gespannten Aufmerksamkeit, daß man hätte denken

sollen, sie wisse sehr gut zu unterscheiden, ob ihr Sekretair italiänisch oder arabisch schreibe. Sie sprach auch noch oft dazwischen, holte das Vergessene nach, und gab dem Nichtvergessenen die gehörige Breite. Der Herr Sekretair ohne Nase kehrte sich aber an nichts mehr, er hatte den Kopf des Briefes einmal gefaßt, und nun wand er ihn ab, wie einen Bandwurm, ließ auch nicht eher ab, bis er ihn glücklich durch das Labyrinth seiner Schriftzüge bis zur Unterschrift gewunden hatte. Dann las er ihn der Alten vor, die beifällig nickte, und in ihre Runzeln schlich sich ein kontrebandes Lächeln. Der geschickte Schreiber präsentirte ihr die Feder zur Unterschrift, welche sie aber diesmal aus verschiedenen Ursachen ablehnte. Er ließ sich ihren Namen vorbuchstabiren, unterzeichnete, verschloß den Brief mit einer Oblate, setzte die Ehrentitel des Sohnes darauf, und übergab ihn den zitternden Knochen der Mutter zur weiteren Beförderung. Sie faßte mit der Linken das Blatt, welches ihren Wunsch, aber nicht ihre Sehnsucht ausdrückte, und fuhr mit der Rechten in die Tasche, die, nach mancher Umwälzung, endlich seufzend sich aufthat, und einen kupfernen Sparpfennig in die längst aufgethane Hand des Schreibers fallen ließ.

Dann trippelte sie mit dem Briefe hinüber in das Posthaus, und er falzte geschwind einen neuen Bogen, unwissend und ihm gleichgültig, ob er in der nächsten Minute Ausbrüche des Schmerzes oder der Freude dem Papiere anvertrauen werde. — Alle diese Korrespondenzen werden gewöhnlich so laut verhandelt, daß die Post gar nicht nöthig hat, wie in andern christlichen Ländern, die Briefe nachher wieder zu öffnen, sie darf nur ein paar Officianten, mit leisem Gehör begabt, zwischen dem Volke herumschleichen lassen; besonders verlautbaren Matrosen und Soldaten ihre Begebenheiten ohne Bedenken; gestikuliren heftig und schlagen oft mit den Fäusten dabei auf den Tisch. Schwerer möchte es dem Horcher werden, die Empfindungen eines verschämten Mädchen zu belauschen. Auch solche habe ich sitzen und diktiren sehen, und ich wollte wetten, es waren Briefe an die Getreuen oder Ungetreuen, die mit ihren Herzen davongegangen waren, aber ich habe keine andern Beweise für meine Vermuthung, als das unverständliche Zischeln, die niedergeschlagnen Blicke, der Farbenwechsel der Wangen von ihrer Seite, das freundliche Anschielen von Seiten des Schrei-

bers, dessen freischweifenden Blicken keine Nase im Wege stand.

Aber nicht blos um Briefe zu expediren, haben diese spekulativen Köpfe hier auf der Straße eine Kanzlei errichtet, sondern um auch die ankommenden Briefe denjenigen zu enträthseln, die nicht gern Geschriebenes lesen. Am Tage also, wo die Post nicht abgeht, sondern eintrifft, verändert sich die Scene; die Federn ruhen, die Lippen sind in Bewegung, und, wie man leicht denken kann, giebt es da noch öfter interessante Dinge zu beobachten. Die starre Aufmerksamkeit, mit welcher die Briefempfänger an den Lippen der Vorleser hangen, die wechselnden Leidenschaften, die erfüllte oder getäuschte Hoffnung, und auf der andern Seite die vollkommene Gleichgültigkeit des Vorlesers, die unveränderte Stimme, mit der er Schreckensposten wie fröhliche Botschaften ableiert — es sind die mannigfaltigsten Scenen, wie sie wahrlich nirgend auf offener Straße gespielt werden. Eine lustige Anekdote hat mir ein Freund, der Augen- und Ohrenzeuge war, mitgetheilt. Ein Matrose empfing einen Brief, den er mit Sehnsucht erwartet zu haben schien, und trug ihn hastig zu einem Vorleser. Dieser entfaltete das Blatt und hub mit der

größten Gleichgültigkeit folgendergestalt an, während der Matrose ihm mit freundlicher Ungeduld jedes Wort aus dem Munde zu nehmen bereit war: „Lieber Freund, kein ärgerer Spitzbube als du bist, ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen —“ Man kann sich vorstellen, wie die Züge des Harrenden, sich stracks veränderten. Natürlich verging ihm die Lust, des Briefes Fortgang und Ende in Gegenwart des lachenden Volkshaufens zu vernehmen, er riß dem Vorleser das Blatt aus der Hand, und verkroch sich, Flüche murmelnd, unter die wiehernde Menge. — Täglich trifft man diese Straßenkanzlei bald in größerer bald in minderer Thätigkeit, und es ist ein Charakterzug der Italiener, durch welchen sie sich von den Franzosen mächtig unterscheiden, daß sie ihre Unwissenheit ohne Bedenken zur Schau tragen. Die gemeinen Franzosen können eben so wenig lesen und schreiben als die gemeinen Italiäner, aber nie werden sie sich dazu verstehen, diese Unwissenheit vor allem Volke laut auf der Straße zu bekennen. Der Franzose ist unwissend und eitel, der Italiäner nur das erstere.

Die Cartheuser.

Gleich einem Amphitheater liegt Neapel am Meeresufer, und gleich einer Loge, für den Kaiser erbaut, um auf dieses Amphitheater herab zu schauen, erblickt man das schöne Cartheuser-Kloster San Martino fast in allen Straßen über sich. Hinter demselben, noch ein wenig höher, ragt das Castell Sanct Elmo hervor, trägt gleichsam das Kloster in seinem Schooße vor sich hin, und seine drohenden Kanonen scheinen bloß aufgepflanzt zu seyn, um die Jünger des heil. Bruno zu schützen. Diese Jünger waren ehemals sehr fett, jetzt sind sie etwas magerer geworden. Sie besaßen des silbernen Kirchengeräthes so viel, daß es auf Millionen geschätzt wurde. Nahmen es die Franzosen? fragte ich einen Cartheuser. Primo il re, gab er mir zur Antwort, e poi gli francesi. (Zuerst der König und dann die Franzosen). Sie hatten unter andern ein großes silbernes Kreuz mit Basreliefs von einen braven Künstler, Anton Faenza; auch dieses hat in die Münze wandern müssen, aber die guten Paters haben zum wehmüthigen Andenken es abmahlen lassen, und zeigen es nun seufzend in effigie.

Glücklich noch wären sie gewesen, hätten sie nur mit ihrem Silbergeräthe sich loskaufen können, und hätte man ihnen nicht auch die Quellen verstopft, aus welchen immer neu das Silber floß. Sie besaßen nemlich große Güter, die behagten dem König, die unruhigen, kostspieligen Zeiten gaben den besten Vorwand, er zog sie ein, und gab den Mönchen die Erlaubniß, zu gehen, wohin es ihnen beliebe. Es waren aber viele darunter, die kaum mehr gehen konnten. Vor dem Verhungern schützte sie die königliche Gnade durch eine Pension von (wo ich nicht irre) hundert und funfzig Neapolitanischen Dukaten, deren etwa drittehalb auf einen Holländischen gehen; folglich konnten sie nicht sterben, aber auch nicht leben, denn sie hatten vorher hundert und funfzigtausend Dukaten jährlicher Einkünfte genossen. Als man nun aber vor kurzem die Jesuiten wieder herstellen wollte, fand man es doch bedenklich, einen förmlich vom Pabst aufgehobenen Orden zurück zu rufen, und mit reichen Gütern auszustatten, während die armen, nicht aufgehobenen Cartheuser immer noch in unverdienter Verbannung schmachteten. Da rief man sie zurück, und räumte ihnen ihr herrliches, von Marmor strotzendes Kloster wieder ein. Aber auch

die Güter? ach nein! die waren indeß zum Theil verkauft worden, zum Theil ließ sich noch eine artige Summe daraus lösen. Die Cartheuser, die in bessern Zeiten wohl etwas zurückgelegt haben mochten, baten den König um Erlaubniß, die noch übrigen Güter selbst wieder an sich zu kaufen. Zwar ließen sie nicht merken, daß sie aus eigenem Schatze einen solchen Verkauf bestreiten könnten, sondern sie gaben vor, es mit Hülfe einiger Freunde zu thun. Der König bewilligte ihre Bitte mit Vergnügen, denn sie waren ja die einzigen Käufer, von welchen er das Verkaufte im Nothfall wieder zurücknehmen, und allenfalls noch einmal verkaufen konnte. Sie sind jetzt also, zwar bei weitem nicht mehr so reich, als vormals, aber doch wiederum wohlhabend. Es würde auch in der That den auffallendsten Contrast bilden, wenn die Bewohner eines solchen Pallastes von einer elenden Pension leben müßten. Man kann sich nichts Schöneres denken als ihr Kloster. Der auf Marmorsäulen ruhende Kreuzgang, welchen ein sehr geräumiger Platz einschließt, würde jeden Königlichen Pallast zieren. Der herrliche Brunnen in der Mitte des Platzes ist gleichsam von einem Garten umgeben, dessen drei Viertheile mit artigen Buchsbaumschnörkeln

prangen, das letzte Viertel aber zu Begräbnissen dient, und von einem Geländer umschlossen ist, welches Todtenköpfe von weißem Marmor schmükken. Die Klosterhöfe sind groß und reinlich. Ein herrlicher Garten, in Terrassen eingetheilt, zieht sich im Halbcirkel um den Berg, hat ein schönes Belvedere, und goldene Früchte winken von den Bäumen. Ordnung und Reinlichkeit herrschen auswendig und inwendig; die weiße Kleidung der Mönche gewährt einen freundlichen Anblick; noch freundlicher aber sind sie selbst. Sie empfangen die Fremden mit der gutmüthigsten Herzlichkeit. Denn man verbinde hier ja nicht mit dem Namen Cartheuser die gewöhnliche Vorstellung von strengen Anachoreten, die nichts thun als ihr Grab bereiten, und kein anderes Wort hervorbringen dürfen, als: memento mori. Die Cartheuser von San Martino sind nicht so finster; sie sprechen mit den Fremden und untereinander; sie lächeln und lachen; sie bewohnen recht niedliche Zimmer, (manche haben deren drei) sie sind recht artig möblirt, schlafen unter seidenen Bettdecken, schauen von ihren Balkons durch Fernröhre auf das Gewimmel der Neapolitaner herab, bewirthen den Fremden mit Kaffee und Rosoli; kurz, ich bekenne, daß für

einen alten Mann, dem etwa seine Lieben abgestorben sind, und der nichts mehr von der Welt zu hoffen hat, kein angenehmerer Aufenthalt gedacht werden kann. Ich habe unter andern einen Greis in seiner Zelle besucht, (er ist ein Bruder des Herzogs von Serra Capriola, des Neapolitanischen Gesandten in Petersburg) und habe selten einen alten Mann gesehen, der mit heiterer und zufriedener geschienen hätte. Außer drei hübschen Zimmern hatte er auch seinen eigenen kleinen Hof mit einem Brunnen, seine Küche u. s. w. Auch vor den Zimmern, zum Lustwandeln, eine sehr geräumige bedeckte Gallerie mit einer göttlichen Aussicht. Hier zog er Hyacinthen, und noch eine Menge anderer Blumen-Töpfe verriethen, wie angenehm er in den letzten Stunden seines Lebens sich beschäftige. Der Mann wird einst gewiß sehr sanft unter den Blumen entschlummern. — Der Mönche sind jetzt in allem zwei und funfzig, meist Greise, doch sah ich auch einige sehr junge Männer. Einer der letztern, der uns herumführte und alles aufschloß, schien kaum fünf und zwanzig Jahre zu zählen, obwohl er schon eilf Jahre im Kloster zu seyn versicherte. Er hatte eine sehr angenehme, geistreiche, ein klein wenig auf Melancholie

deutende Physiognomie. Unwillkührlich interessirte ich mich sehr für ihn, glaubte in seinen Gesichtszügen höhere Bildung zu lesen, und meinte, er müsse durchaus unglücklich seyn. Von diesem Irrthum kam ich aber zurück, als ich seine Zelle besuchte, in der ich zwar viele Bücher, aber kein einziges vernünftiges fand. Es waren lauter Legenden und dergleichen Albernheiten. — Im Speisesaale (Refektorium) fand ich eine Menge Tische reinlich gedeckt; vor jedem Teller standen drei zinnerne Kannen, die größte derselben freilich nur Wasser enthaltend, aber die mittlere faßte vollkommen eine Bouteille Wein, und die kleinste, für eine bessere Gattung des Weines bestimmt, auch noch eine halbe Bouteille. Mit dieser Portion zu jeder Mahlzeit kann ein mäßiger Trinker sich schon begnügen und fröhlich dabei seyn. „Du mußt den Herrn auch das Beste zeigen" sagte ein anderer Cartheuser, der ein schelmisches Gesicht und überhaupt vom Mönche nichts als die Kutte an sich hatte. Unter diesem Besten verstand er nemlich die Küche, und es verlohnte in der That der Mühe sie zu besehen. Sie war sehr geräumig, in der Mitte stand ein Brunnen mit einem blasenden Triton, überall herrschte die gesuchteste Reinlichkeit, das

kupferne Geräth hing blank geschäuert und verzinnt an den Wänden. Gleich daneben war die Bäckerei, in deren Mitte eine große Marmortafel, auf welcher die Kuchen und Pasteten eingemengt wurden. Die heutige Abendmahlzeit stand bereits, in Portionen abgetheilt, in der Küche. Sie bestand aus Sallat, auf vielen kleinen Tellern, zwar appetitlich, aber nicht reichlich angerichtet. Der lustige Mönch versicherte, sie bekämen auch noch ein wenig Fisch dazu.

Eben so wohleingerichtet als die Küche, ist auch ihre Apotheke. Der alte Mönch, der ihr vorsteht, soll große Kenntnisse besitzen, und mancherlei Arcana zu verfertigen wissen. Ich fand dort auch einen eisgrauen, ganz zusammengeschrumpften Cartheuser, der vielleicht nicht weit mehr von hundert Jahren seyn mochte. Er saß und hielt eine Katze auf seinem Schooße, schien auch sonst an nichts Theil zu nehmen. Ich wünschte ihm — in seiner Lage gewiß das Beste — daß nemlich er nicht das Unglück haben möge seine Katze zu überleben.

Die Kirche ist prächtig, aber ein wenig zu bunt. Vor lauter Gold, Marmor und Gemählden sieht man beinahe die Kirche selbst nicht. Die größte Zierde derselben ist die Geburt

Christi von Guido Reni, ein sehr liebliches Bild, von dem Volkmann, ich weiß nicht warum, behauptet, es fehle ihm noch die letzte Hand. Zwar sagen auch die Mönche, das Christuskind selbst sey unvollendet, aber ich meine, sie plaudern es nur nach. Mich dünkt, Guido habe das Christuskind mit Fleiß nur gleichsam angedeutet, um es von den übrigen irrdischen Massen, die es umgeben, durch eine Art von himmlischer Durchsichtigkeit zu unterscheiden, und in meinen Augen ist ihm das trefflich gelungen. Hätte er den Knaben, wie gewöhnlich, ausgemahlt, so wäre es ein derber Bube, aber kein Himmelskind gewesen. Daß doch die Kenner in den Gemählden immer nur Mahlerei und nie Poesie suchen, immer nur Körper und nie eine Seele. — Guido soll das Bild haben liegen lassen, um dem Neid der Neapolitanischen Mahler zu entgehen. Wie wenig kennt man das Gemüth eines Künstlers, wenn man glaubt, daß der Neid anderer Künstler es bewegen könne, seine eigenen Arbeiten minder vollkommen zu machen. Grade umgekehrt. — In der Sacristei hängt das beste Gemählde, das ich jemals von Spagnolett gesehen habe; freilich ein fataler Gegenstand: ein todter Christus, in Johannes Armen, um den die

Mutter weint, und dem Magdalene die Füße küßt; aber die Ausführung ist so schön, daß man den Gegenstand darüber vergißt. Es giebt außerdem hier und in der Kirche noch eine Menge Gemählde von lauter guten, oder als gut gerühmten Meistern, ich habe aber nicht Lust einen Catalog davon zu liefern, und nenne immer nur das, was einen bleibenden Eindruck auf mich machte. Darum eile ich sogleich in die Zimmer des Priors, die reich mit Gemählden tapeziert sind, unter welchen sich kein einziges schlechtes befindet. Eine heilige Lucia, von Guido Reni, ist zwar ein wenig fett, aber dennoch ein schönes, liebliches Weib, mit Augen die in sanfter Wollust schwimmen. Wer ihre Geschichte nicht kennt, der wird nicht begreifen, warum sie noch ein paar andere Augen auf einem Teller trägt? da doch diejenigen, welche ihr im Kopfe sitzen, völlig hinreichend scheinen, die Sterblichen zu bezaubern. Die Begebenheit ist in der That so einzig, daß sie wohl ein Plätzchen hier verdient. Ein schöner Jüngling hatte sich in die heilige Lucia verliebt, und die heilige Lucia war ihm auch nicht gram. Den größten Eindruck hatte sie durch ihre seelenvollen Augen auf ihn gemacht, aber leider fand er nur seinen irrdischen

Himmel darin. Das sagte er ihr so oft, und vermuthlich so herzlich, daß die hübsche Heilige — ob der Kühnheit nicht zürnen konnte, ja, daß sie endlich sehr deutlich fühlte, ihre Heiligkeit schwebe in großer Gefahr. Da faßte sie plötzlich in einer heroischen Stunde, den vermaledeiten Entschluß, die Klippen aus dem Wege zu räumen, an welchen die Keuschheit ihres Geliebten, und vermuthlich ihre eigene, bald scheitern mußte: sie stach sich die schönen Augen unbarmherzig aus, oder vielmehr, sie ließ sie ausgraben, legte sie auf einen blanken Teller, bedeckte sie mit einem andern, und sandte die leckere Schüssel dem Jüngling zu. Die Historie meldet nicht, wie ihm bei dem Anblick zu Muthe gewesen, wohl aber wie die heilige Lucia für ihre Heldenthat belohnt wurde. Der Herr Christus gab ihr nemlich auf der Stelle ein paar funkelnagel neue Augen, die vollkommen eben so schön waren als die ausgestochenen. Ob sie mit diesen abermals Unheil angerichtet, ist nicht bekannt geworden. Nun komme Einer und rühme noch die Römische Lucretia. Daß ein Frauenzimmer sich ersticht, um dem Gefühl der Schande auszuweichen, ist eben nichts besonderes. Daß aber ein Frauenzimmer sich unter den fürchterlichsten Schmerzen ihre

größten

größten Schönheit beraubt, bloß um das zu vermeiden, was sonst alle so emsig suchen, (nemlich sinnliche Eindrücke hervor zu bringen) das ist ein Heroismus, den keine Heidin, und wahrlich auch keine andere Christin, jemals erreichen wird. — Noch eine herrliche Madonna hängt in des Priors Zimmer, die Mönche konnten mir aber nicht sagen, von welchem Mahler.

In seinem Schlafgemach erblickt man über der Thür ein kleines Bild, das so hoch gerühmte Crucifix von Michel Angelo. Man erzählt das Mährchen, der Künstler habe, um ein Meisterstück, der Natur ganz getreu zu liefern, wirklich einen Menschen kreuzigen lassen. Wäre er in der That einer solchen abgeschmackten Barbarei fähig gewesen, so hätte er wenigstens einen grade gewachsenen Menschen dazu nehmen sollen, denn sein Christus ist offenbar bucklicht. Ich kann mir nicht helfen, und wenn auch die ganze nachplappernde Künstlerzunft Wehe! über mich schreit, und mir zuruft: Siehst du nicht, daß der Sterbende sich gekrümmt hat? ich bleibe dabei, der Christus ist bucklicht; denn ich weiß den Krampf des Todes von einem Buckel auch recht gut zu unterscheiden.

In einem ziemlich finstern Winkel steht noch

ein Bild, welches zwar nicht durch Kunstwerth, wohl aber durch die Begebenheit, welche Gelegenheit dazu gab, merkwürdig ist. Eine grausame Pest verheerte einst Neapel, wer fliehen konnte entfloh dieser Geißel Gottes. Zu den Cartheusern flüchteten, im Vertrauen auf die gesunde Bergluft, über hundert Personen, und die guten Mönche nahmen so viele Flüchtlinge auf, als der Raum nur immer verstattete. Dann aber schlossen sie weislich ihre Thür zu, und schnitten alle Gemeinschaft mit der Stadt ab. Das währte ziemlich lange, und der Pest der Langeweile, die ohnehin in jedem Klöster zu Hause ist, konnte die Gesellschaft freilich nicht entgehen. Ein Mahler befand sich darunter, (seinen Namen habe ich vergessen) der vertrieb sich die Zeit auf eine recht angenehme Weise, indem er alle im Kloster befindlichen Personen abkonterfeyte, und sie betend zusammengruppirte. Vor die Thür des Klosters hat er die Pest gestellt, die mit Gewalt herein zu dringen droht, aber durch den heiligen **Bruno** bescheiden zurückgewiesen wird. Das Bild hat **jetzt** noch ein historisches Interesse, und muß besonders, so lange noch Einer von den Geretteten lebte, ein rührendes Denkmahl gewesen seyn.

Die so oft gepriesene, gut und schlecht beschriebene Aussicht aus den Zimmern des Priors muß man nicht zu genießen verabsäumen. Von den Gegenden umher sage ich gar nichts, man muß sie sehen. Der Anblick, der, gleich einem Modell, unter den Füßen liegenden Stadt, ist einzig. In allen Straßen sieht man wie Zwerge, das Völkchen krabbeln und wimmeln, und ein dumpfes Gesause von ein paarmalhunderttausend Stimmen, die, in einem einzigen Luftwirbel zusammenfließend, heraufsönen, ist auf den Terrassen sehr vernehmlich. — Die Bibliothek soll einen Schatz von griechischen Handschriften besitzen; ich habe sie nicht gesehen, und, nach den Figuren ihrer Besitzer zu urtheilen, liegen sie vermuthlich tief im Staube.

Lebt wohl, ihr freundlichen Mönche, denen man um ihrer Gutmüthigkeit willen verzeiht, daß sie dem lieben Gott die Tage abstehlen. Sie erfüllen wenigstens einen Wunsch des Schöpfers, sie sind froh. Ich gönne es ihnen herzlich, und möchten sie es immer bleiben! Möchte der Greis immer mit seinen Blumen, der Jüngling mit seinen Legenden sich begnügen; der Pater Küchenmeister die Portionen nicht zu klein machen,

der Pater Kellermeister die zinnernen Flaschen nie ungefüllt lassen.

Der Pallast Villa franca zu Neapel.

Man muß sich eine königliche Erlaubniß verschaffen, um diesen Pallast zu sehen, aber es ist der Mühe werth, um diese Erlaubniß nachzusuchen, welche übrigens, auf Verwendung eines fremden Ministers, nie verweigert wird. Außer der Gemählde-Sammlung ist nichts Merkwürdiges darin, diese aber ist vortrefflich, obwohl nicht zahlreich. Die Krone derselben ist eine Madonna von Raphael. Wenn der Engel der Verkündigung, um sich sichtbar zu machen, einen irrdischen Körper annehmen mußte, wie schwer muß es ihm geworden seyn, dieser Jungfrau ihr Schicksal bloß zu verkündigen. Man hat ja schon Beispiele, daß Leute, die für einen guten Freund warben, beim Anblick des Mädchens den guten Freund vergaßen und für sich selbst freiten. Wer würde es dem Gabriel verdacht haben, wenn er es mit dem heiligen Geist eben so gemacht hätte? — Bei einer Madonna von Raphael scherzen, statt in Bewunderung ausbrechen, das ist ja wohl eine Sünde wider die heilige

Kunst. Aber vielleicht ist Raphael selbst ein wenig Schuld daran, denn jene Madonna ist ein herrliches allerliebstes Geschöpf, nur keine Himmelskönigin. — Weit mehr Ansprüche auf diesen Titel darf eine andere Madonna von Andrea del Sarto machen, die mit Schönheit und Unschuld Erhabenheit verbindet. Sie muß ich verehren, bewundern, anbeten, sie kann ich nicht lieben. Aber von Mutterschwäche scheint selbst diese Madonna nicht ganz frei gewesen zu seyn, denn warum leidet sie, daß der kleine Christus in ihrem Schooße sich mit dem kleinen Johannes um einen Apfel zankt? das schickt sich nicht für den künftigen Welterlöser; zumal da der kleine Johannes ein recht gemeiner Bube zu seyn scheint. — Ein wunderschöner Knabe ist freilich ein anderer kleiner Christus, den eine Madonna von Tintoretto auf ihrem Schooße hält, nur verräth er noch keine Spur seines himmlischen Ursprungs, es ist bloß ein sehr hübsches Menschenkind, troß der Engelkette, die (ein drolliger Einfall) statt des Heiligenscheins den Kopf seiner Mutter umgiebt. Vermuthlich hat sie eben ihr Morgengebet verrichtet, denn sie hat das Gebetbuch noch in der Hand. Himmel! welche komische Ideen kann doch ein Mahlerkopf

zusammenpaaren. — Doch genug von Madonnen, deren auch hier, wie überall, eine große Menge zu finden sind. — Wenden wir uns zu dem schalkhaften Amor von Schidone. Nehmet euch in Acht! er scheint zwar zu ruhen, aber das durchdringende Auge, der kleine Zeigefinger am Munde — gewiß sinnt er auf eine Büberei. — Ich wüßte keine Sammlung so reich an Gemählden des wackern Schidone. Ein trefflicher Mahler war er meistentheils, ein mahlender Dichter immer. Ihm war es vorbehalten, vom bethlehemitischen Kindermorde dasjenige darzustellen, was allein die Kunst darstellen sollte: nicht diese gräßlich blutenden Kinder, nicht diese Verzuckungen der Mütter, diese viehische Wuth der Henkersknechte. Schidone hat einen Soldaten gemahlt, der mehrern Müttern, die von ihren Kindern umringt sind, im Vertrauen erzählt, welch' ein Jammer ihnen bevorstehe. Herrliche Idee! nur ein trefflicher Kopf konnte sie fassen. Das Schrecken, die Angst der Mütter, im Kontrast mit der Ruhe der spielenden und schlummernden Kinder — läßt sich ein Gegenstand mahlerischer denken? Schade, daß Schidone ihn nicht so schön ausgeführt als gedacht hat! — Die Magdalene von Titian ist die wahrste

Magdalene die ich jemals gesehen habe. Sie liegt nicht, wie sonst gewöhnlich, denn warum muß denn die Reue just liegen? sie steht, gen Himmel blickend, und diese Thränen, die so rührend ihre Wange herabfließen, sind nicht Thränen des Kummers, sondern der innigsten Reue. Die meisten Künstler, welche diesen Gegenstand behandelten, haben Magdalenen, trotz ihrer Zerknirschung, immer noch als ein schönes blühendes Mädchen dargestellt; manchmal sieht sie wohl krank und blaß aus, aber ihre kranke Blässe ist nicht Wirkung ihrer Lebensart, sie gleicht mehr einer liebesiechen Dirne. Titian hingegen hat seiner Magdalene zwar auch Schönheit, hohe Schönheit verliehen, hat auch sogar das kleine Hülfsmittel verschmäht, ihr ein krankes Ansehen zu geben; aber dennoch sieht man es dieser Schönheit auf den ersten Blick an, daß sie gemisbraucht worden ist, und diese Behandlung verräth den dichtenden Mahler. — Will man von dem tiefen, schmerzhaften Eindruck, den jenes Bild hinterließ, sich lachend erhohlen, so trete man vor die lachenden Knaben von Parmeggianino, sie lachen so herzlich, daß mein Subkonrektor in Weimar, bei dem ich in Tertia in die Schule ging, (der ernsthafteste Mann den

ich in meinem Leben gekannt habe) gewißlich sein Schulmonarchen, Gesicht bei ihrem Anblick entfaltet haben würde. Oder er stelle sich vor den prächtigen Silen von Spagnoletto, der, mit seiner behaglichen Trunkenheit, von den komischsten Faunsgesichtern umgeben, gewiß dieselbe Wirkung hervorbringen wird. — Den Wechsel dieser Empfindungen wird schnell wiederum ein Meisterstück von unserm Albert Dürer bewirken; Christus am Kreuze, von denen die ihn liebten umringt. Welche Köpfe! welch ein seelenvoller Schmerz! wie schön sind die körperlichen Leiden mit denen der Seele in dem Christuskopf verschmolzen! wie sichtbar hingegen, daß bei den übrigen Personen nur die Seele leidet! großer Dürer! wie tief hast du empfunden! wie gern verzeihe ich dir die Engelein, die da mit Bechern in den Händen herumflattern, die sie überall unterhalten, wo Christi Blut herausprützt, um jedes Tröpfchen aufzufangen. Ich vermuthe, daß dieses Gemählde von einer adelichen Familie, und zwar als ein ex voto bestellt worden ist, denn links knieet ein Hausvater mit zwei Söhnen hinter sich, rechts die Hausmutter mit ein paar Töchtern, (lauter treffliche Köpfe) über ihnen das adeliche Wappen, und, was meine Ver

muthung rechtfertigt, ist der Umstand, daß der Satan in gräßlicher Gestalt die gute Dame am Beten zu hindern strebt. Vermuthlich hatte sie oft dergleichen Anfechtungen, und um ihrer los zu werden, gelobte sie dies schöne Bild. Ist es so, so soll der Satan Dank dafür haben, denn man muß auch dem Teufel sein Recht wiederfahren lassen. — Fast eben so schöne Köpfe als Dürer sie schuf, hat ein gewisser Lippi auf einem Gemählde geliefert, welches die heiligen drei Könige darstellt, die bekannten Geschenke bringend. Nur der kleine Christus gleicht einem albernen verzogenen Kinde. — Durch ein treffliches Gemählde in Lebensgröße hat Raphael einem vergessenen, vermuthlich schlechten Dichter die Unsterblichkeit geschenkt, sonst wäre wohl nicht einmal sein Name, Theobaldino, der Vergessenheit entrissen worden. — Zarte, behagliche Empfindung erweckt ein Bild, die Wohlthätigkeit (leider ist mir der Name des Meisters entfallen). Der herrliche Greis, dem die Stufen hinauf geholfen wird; die liegende Mutter, die ihres Kindes Hand ausstreckt, um die Gabe zu empfangen; endlich der Knabe, der schalkhaft seine Hände auf den Kopf eines Lammes legt — Alles ist so lieblich, so wahr. —

Wahrer als die Nacht von Caracci, durch die Lüfte fliegend und zwei schlafende Kinder auf den Armen tragend. Es sieht aus als habe ein Dämon die Kinder aus der Wiege geraubt. Auch scheint sein Pinsel mir hart. — Christoph Columb von Titian trefflich gemahlt, entspricht ganz der Idee, die man von diesem kühnen Manne sich macht. Zwei alte Köpfe von Rembrandt und Rubens, die dicht nebeneinander hängen, und um den Preis zu ringen scheinen; ein weibliches Portrait von Spilberg, ein männliches von Vandyk, ein alter Kopf von Schidone, ein Christuskopf von Correggio, dem ich nur die fatale Dornenkrone wegreißen möchte — Das sind die Meisterwerke, von welchen die Erinnerung sich meinem Gedächtniß am schnellsten eingeprägt hat. Ich habe sie geschildert, wie ich immer pflege, ohne den sogenannten Kunstsinn, bloß nach meinem Gefühl. Wer mehr fodert, der suche es in andern Büchern. — Junge Mahler haben die Erlaubniß hier zu copiren und benutzen sie fleißig. Man findet immer einen kleinen Vorrath von Miniaturgemählden, meist gute Copieen der besten Stücke, die man für einige Dukaten kaufen kann.

Uebrigens wird in diesem Pallast, eben so

wenig, als sonst irgendwo in Italien, auf Reinlichkeit gehalten. Ueberall ist Schmutz, und vor der ersten Thür schienen sogar die Ziegen ihren Stall gehabt zu haben. Nicht einmal ein Eisen, um die Schuhe daran abzustreifen, ist vor der Thür befindlich.

Capo di monte.

So heißt ein königliches Schloß, auf einem hohen Berge gelegen, zu dem man sehr mühsam emporklimmt. Seine kargen Schätze zu betrachten, muß man sich gleichfalls eine ausdrückliche Erlaubniß verschaffen, um welche nachzusuchen kaum der Mühe lohnt. Schon der Eingang zu diesem Musensitze starrt, wie das übrige Neapel, von Schmutz und Unrath. Zur Leibesbewegung läßt sich das Inwendige empfehlen, denn man findet hier eine ungeheure Menge von Zimmern, Raum genug, um alle in der ganzen Welt zerstreuten Meisterstücke zu fassen. Die Wände sind auch alle mit Bildern behangen, aber wahrlich nicht mit Meisterstücken. So wie Bürger einst, aus den ihm zugesandten Gedichten, einen Schofelalmanach herauszugeben versprach, so scheint der König von Neapel hier eine Schofelgal-

lerie haben anlegen zu wollen, und es ist ihm gelungen. Zwar sind vierzehn der besten Gemählde nach Palermo übergeschifft worden, und als sie noch hier waren, konnte man vielleicht aus dem alten Kirchenliede singen: „es möchten ihrer etwa fünfe seyn, die thäten nach dem Willen dein; fast aber ist allzuwenig übrig geblieben, um die Barmherzigkeit der Musen anzuflehen. Höchstens ein paar Dutzend Bilder, zu Verzierung eines Kabinets kaum hinreichend, sind des Nennens oder des Lobes werth.

Eine heilige Familie von Schidone ist schön, besonders Joseph. Aber daß die alte Großmama das Christuskind an einer Stelle krabbelt, welche die Ehrbarkeit zu nennen verbietet, ist zwar ächt großmütterlich, doch sehr irrdisch. Es werden hier noch viele Bilder von Schidone gefunden, man scheint aber ausdrücklich seine schwächsten Werke ausgewählt zu haben. — Ein zahlreicher Haufe von Engeln, große Studien von Correggio, die er nachher im Dom zu Parma ausführte, mögen allerdings sehr schön seyn, jeder Kopf einzeln betrachtet, ist ausdrucksvoll, nur ist auch nicht ein einziger Engelskopf darunter, es sind lauter Schulbuben, manche

derselben sind auch recht muthwillig, denn sie kriechen dem ernsthaften lieben Gott unter den Rock. — Als Gegenstand der magern Kunst, als Akademie, ist, um der unnachahmlich schön dargestellten Verkürzung willen, ein heiliger Stephan von Schidone bewundernswürdig. Seine Schwestern ziehen ihm die Pfeile aus dem Leibe. Armer Schidone! mußte es denn eben ein gespickter Mensch seyn, an dem du das höchste der trockenen Kunst zeigen wolltest? — Ein Portrait von Raphaels Mutter, von Raphael gemahlt, ist sehr schlecht, vermuthlich seine erste Schülerarbeit; ich habe es aber doch mit Vergnügen betrachtet, denn ich dachte mir die Freude, welche die gute Mutter bei dieser ersten Probe von ihres Sohnes Talent empfunden haben mag. — Viele Portraits von Tizian, auch Miniaturen, entschädigen hie und da für die elenden Pinseleien. — Ein schlafender kleiner Christus von Guido Reni, würde entzücken, wenn die fatale Dornenkrone und die Marterwerkzeuge nicht zu seinen Füßen lägen. Nur daran unterscheidet man, daß er kein Amor ist, und lieber wendet man sich dann zu dem schlafenden Amor von Parmeggianino, dem die muthwilligen Genien die Pfeile stehlen. — Eine hei-

lige Familie von Andrea del Sorto zieht an, eine andere von eben dem Meister stößt zurück, denn der kleine Johannes hat einen so unausstehlich fehlerhaft verkürzten Arm, daß es auch jedem Laien beim ersten Blick auffallen muß. Der Führer behauptete, das Bild sey bei der Restauration verdorben worden. — Eine Judith (ich habe vergessen, von welchem Meister), ist die erste Judith, bei der ich gern verweilte. Sie ist geschildert, im ersten Augenblicke nach der unweiblichen That. Ihre Magd ist beschäftigt, den Kopf in den Sack zu stecken. Sie selbst trägt eine Lampe, hält die Hand vor das Licht, und sieht starr in einen Winkel, als fürchte sie noch etwas. Man könnte fragen: was fürchtet sie? Holofernes ist ja schon todt! — Aber wahrlich, der Künstler, der auf das Gesicht eines Weibes, nach einer solchen That, den Ausdruck der Furcht und des starren Schreckens zeichnet, der sie gleichsam Gespenster in jedem Winkel erblicken läßt, hat das menschliche Herz tiefer studirt, als der sie triumphirend mit dem Kopfe in der Hand zur Schau stellt. — Von Giulio Clavio, demselben, der den berühmten Codex des Tasso mit so schönen Gemälden verzierte, befindet sich hier ein treffliches Portrait. — In den Köpfen des hei-

ligen Peter und des heiligen Hieronymus hat Guercini Meisterstücke geliefert. Ich kann eine große Antipathie gegen alle Heiligen nicht ableugnen, und sollte ich jemals Abbildungen von ihnen in mein Zimmer hängen, so dürften es nur diese seyn. — Lieber nähme ich aber noch den Bauer zwischen zwei Zigeunerinnen von Michel Angelo Cararavaggi, wenn nur nicht eine derselben, indem sie dem Bauer die Taschen bestiehlt, mit der andern Hand das leichtfertige Zeichen machte, dessen ich bei der Beschreibung der Wasserbuden in Neapel erwähnt habe. Die andere wahrsagt ihm. Das Ganze ist von unübertrefflicher Wahrheit. — Bei Betrachtung eines Satyrs, der eine Statüe des Bachus mit Weinlaub kränzt, hört man gern den Namen Mattheis nennen, da man gewöhnlich diesen braven Künstler nur in den abgeschmackten frommen Gegenständen bewündern muß. — Eine Abnahme vom Kreuz von Albert Dürer hat zwei vortreffliche Köpfe aufzuweisen, nemlich den der Maria und den des Johannes. Nie bildete ein Mahler den Schmerz sprechender als Albert Dürer. Die übrigen Köpfe sind schlecht, sehr schlecht; man sagte mir aber, das Ganze habe gelitten. — Keine liebende Mutter wird an dem

Bilde der Madonna von Carl Maratti ungerührt vorüber gehen. Das Kind schläft, die Mutter bedeckt es himmlisch lächelnd mit ihrem Gewand. — Eine Hauptzierde der ganzen Sammlung ist ein großes, reiches Gemälde, die Kreuzigung Christi, von einem Mahler, den ich mit Erstaunen zum Erstenmale nennen hörte, von Bernardo Gatti. Warum ist der Mann nicht berühmter? Komposition, Zeichnung, Kolorit, Ausdruck der Köpfe, alles scheint mir vortrefflich; auch ist es warlich ein Zug des Genies, wenn gleich keines frommen Genies; daß der Mahler in das Gesicht des bösen Schächers weit mehr Geist und Kraft gelegt hat, als in das seines bekehrten Nachbars. — Siehe da, ich bin wahrhaftig schon fertig, mit der ganzen, mehrere Tausende von Gemählden enthaltenden Gallerie. Wer zuletzt noch einen fröhlichen Eindruck mit herausnehmen will, der werfe im Vorbeigehen einen Blick auf das spashafte Bild, auf welchem sechs Blinde einander an den Rockzipfeln halten; der erste ist ihr Führer, er thut einen Fehltritt, burzelt, und alle übrigen burzeln hintendrein.

Spazierfahrt nach Puzzuoli.

Wenn man die Enthusiasten von den vielen Wunderdingen reden hört, die in und um Puzzuoli zu schauen sind, so fährt man mit großen Erwartungen dahin, und findet — ein paar Merkwürdigkeiten; das meiste ist nicht des Ansehns werth. Zuerst führt der Weg durch die berühmte Grotte von Pausilipp. Es ist aber keine Grotte, sondern ein breiter, wohlgepflasterter Fahrweg, der, zum höchsten Erstaunen Aller, die ihn zum erstenmal sehen, mitten durch den Berg führt, und so lang ist, daß man, im starken Trabe, dennoch fünf Minuten zubringt, ehe man jenseits anlangt. Es ist Einem gerade so darinnen zu Muthe, als ob man durch das Thor und die dunkeln Gewölbe einer Festung führe. Höchst seltsam ist der Weg, und eben durch seine Seltsamkeit imponirt er, an einigen Orten auch durch die gewaltige Höhe des Gewölbes, die über 80 Fuß beträgt. Sonst ist die Fahrt hindurch wahrhaftig nicht angenehm, denn erstens ist es sehr dunkel darin, das Licht fällt blos von beiden Enden hinein, und da Ein= und Ausgang weit über zwei tausend Fuß von einander entfernt liegen, so kann man sich

leicht vorstellen, daß es in der Mitte unmöglich ist, eine Nähnadel einzufädeln. Zwar hat man noch von oben ein paar kleine schräge Oeffnungen anzubringen gesucht, sie helfen aber wenig, zumal da sie mit Gesträuch verwachsen sind. Seneca spricht schon von der dicken Finsterniß in dieser sogenannten Grotte. Zweitens verursacht die ewige Trockenheit der Höhle, daß sie immer mit Staub angefüllt ist. Oft werden Viehheerden durchgetrieben, und dann ist der Staub ganz unerträglich. Dabei befürchtet man, in der Mitte alle Augenblicke an andere entgegenkommende Wagen zu rennen, oder Fußgänger an die Mauer zu quetschen. Kurz, man ist herzlich froh, wenn man glücklich hindurch ist. Daß dieser sonderbare Weg blos angelegt worden sey, um nicht über den Berg oder am Meeresufer fahren zu müssen, kann ich mir nicht vorstellen. Gewiß haben diejenigen Recht, welche vermuthen, daß man anfangs, zum Bauen, Steine und Sand aus dem Berge geholt, daß nach und nach eine immer tiefere Höhle entstanden, bis man endlich auf den Einfall gerathen, sie vollends durch zu graben. Sie war auch in den ältesten Zeiten weit niedriger. Mehrere Könige und Vicekönige haben sie erweitert, erhöht, gepflastert, und vor

allen Dingen — mit einer Kapelle versehen, in welcher, da sie gerade in der Mitte angebracht ist, natürlich nur bei brennenden Lichtern gebetet werden kann. Der Einsiedler, der hier wohnt, sollte eigentlich immer ein Blinder seyn, da er seiner Augen hier gar nicht bedarf. — Hat man die Grotte verlassen, so fährt man rechts zum See Agnano hinab. Man hält das Bett dieses Sees für einen ausgebrannten Vulkan; andere meinen, es habe vormals ein Landhaus des Lucullus hier gestanden. Jenes will man durch die schweflichten Ausdünstungen und das Kochen des Wassers, dieses durch noch vorhandene Trümmer beweisen. Was mich betrifft, ich habe weder das Wasser kochen, noch auch Trümmer gesehen, sondern nichts als einen schönen See, auf dem wilde Enten waren, die niemand schießen darf als der König. Den Schwefeldunst habe ich freilich auch gerochen, aber er schien mir nicht aus dem See zu steigen, denn dicht am Ufer liegt die Hundsgrotte, und wenig Schritte davon das Schwitzbad irgend eines Heiligen. Die berühmte Hundsgrotte ist ein bloßes Loch im Berge, durch eine elende hölzerne Thüre verschlossen. Die sogenannte Schwefelhöhle bei Pyrmont ist weit schö-

ner, und die Wirkung des Ganzen dort eben so stark. Man martert einen armen Hund, indem man ihn bei allen vier Beinen faßt, auf den Boden der Grotte legt, und seinen Kopf niederdrückt. In wenig Augenblicken fängt er an stark zu athmen, und, wenn er halb todt ist, wirft man ihn heraus, auch wohl in den See, wo er sich bald wieder erholt. Es ist ein unangenehmes Schauspiel, und die Hunde, welche ausdrücklich zu diesem Experiment gehalten werden, haben vom Schicksale wohl das härteste Loos empfangen. Thiere quälen ist immer ein Verbrechen, aber sie vollends blos darum zu quälen, damit ein neugieriger Reisender überzeugt werde, es steige hier eine schädliche fixe Luft aus dem Boden, das sollte die Regierung nicht dulden; der Reisende darf sich ja nur bücken, und die Nase an den Boden halten, so wird ers schon riechen. Oder er begnüge sich mit dem zweiten Experiment, wo der Führer eine Fackel anzündet; die Flamme lodert hell, sobald er sie aber gegen den Boden hält, verlischt sie augenblicklich. Er wiederholt das öfter, und es sieht in der That recht artig aus, kostet auch weder Menschen noch Vieh einen schweren Athemzug. — Das Schwitzbad zu besuchen will ich Nieman-

den rathen, der empfindliche Nerven hat. Eine gewölbte kleine Kammer ist über einem Schlunde erbaut, der stets raucht, und einen erstickenden Schwefelgeruch ausdampft. Für manche Krankheit soll das Bad doch sehr heilsam seyn, und das glaube ich gern; nur meine ich fast, es sey besser krank zu bleiben, als hier alle Tage Stundenlang zu ersticken.

Durch sehr rauhe Wege kehrt man vom See Agnano auf die Landstraße von Puzzuoli zurück. Hat man das Meeres Ufer erreicht, so stößt das Auge an die kleine Insel Nisida, eigentlich nur ein kleiner Berg, der sich von allen Seiten steil aus dem Meere erhebt, grün bewachsen ist, und einen artigen Anblick gewährt. Er soll vormals mit dem festen Lande zusammen gehangen, und zu der Villa des Lucullus gehört haben. Im Mittelalter hieß diese Insel San Salvadore. Constantin der Große — so nennen ihn die Mönche — schenkte ihn den Mönchen. Jetzt ist eine kleine Quarantaine daselbst errichtet. Kauffartheischiffe werden in dieser Absicht dahin gesandt. Schiffe habe ich auch wirklich da liegen sehen, aber was die Quarantaine betrifft, so hält man es, für einige Piaster, damit nach Belieben. Das merkwürdigste von dieser Inse/

ist, daß ein junger Frankfurter Kaufmann, Namens Estermann (wo ich nicht irre) sie gekauft hat, und kultiviren will. Der Einfall ist um so sonderbarer, da die Luft daselbst schon bei den Alten durch ihre Ungesundheit übel berüchtigt war. Auch wird manches Jahrzehend verstreichen, ehe sein Kapital sich verzinsen wird.

Bei Fortsetzung des am Seeufer angenehm sich hinziehenden Weges, erblickt man nun auch den Neuenberg (monte nuovo), an dem gar nichts zu sehen ist, denn er sieht aus wie alle andere Berge. Daß er erst vor ein paar hundert Jahren plötzlich entstanden, soll ihn merkwürdig machen; aber ich meine, alle die Berge hier herum sind gleichen Ursprungs, hundert Jahre früher oder später, das kommt auf eins heraus.

Jetzt halten wir vor dem Thore von Puzzuoli, steigen aus, und klimmen rechter Hand zu Fuß einen sanft abhängigen Hügel hinauf, bis man uns ein Thor öffnet, welches sich von allen andern Thoren in der Welt dadurch unterscheidet, daß es nicht irgend ein Gebäude, sondern eine große runde Ebene verschließt, die rings umher mit steilen nackenden Felsenwänden eingefaßt ist. Dampfte, beim Eintritt in dieses Thor,

dem Reisenden nicht Schwefelgeruch entgegen, so würde er nie glauben, der fürchterlichen Solfatara so nahe zu seyn, denn was er sieht, verkündigt eher einen Park, als eine unterirrdische Werkstatt der Hölle. Freilich überzeugt der erste Blick, den man umher wirft, daß hier vormals der Krater eines feuerspeienden Berges gewesen, aber man wandelt lange Zeit recht lieblich einen geschlängelten Fußpfad zwischen Kastaniengebüsch, und nur der kleinste Theil dieser Ebene, zu welchem man erst zuletzt gelangt, ist nackt und graulich anzuschauen. Sobald man aus dem Gebüsch heraustritt, macht man Halt, um einem Kerl zuzusehen, der einen großen Stein hebt, und ihn mit aller Gewalt gegen den Boden wirft. Sogleich bebt die Erde, und ein dumpfes unterirrdisches Rollen beweißt, daß man nur auf dünner Rinde wandelt, welche ewige Gluten deckt. Das Experiment, welches öfter wiederholt wird, ist ein wenig ängstlich anzusehen und anzuhören. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß das dünne Gewölbe, immer an einer und derselben Stelle geschlagen, doch endlich einmal durchbrechen mögte, zumal wenn man weiß, daß viele Naturkundige mit Gründen behaupten, dieser Vulkan sey noch gar nicht aus=

gebrannt, sondern werde gewiß einst plötzlich seine Stelle unter den activen Vulkanen wiederum einnehmen. — Der Rauch, den man hie und da hervorquillen sieht, giebt dieser Vermuthung noch mehr Wahrscheinlichkeit. Einige Schritte weiter stößt der Führer eine Schaufel in den Boden, holt ein wenig Erde heraus, und muthet dem Reisenden zu, die Hand darauf zu legen, welches dieser thun mag, wenn er Lust hat, sie zu verbrennen. Die ganze Bergwand an dieser Seite raucht; ein dicker Qualm aber erhebt sich aus einem Schlunde, den man mit einer Mauer eingefaßt hat. Ein Blick hier hinein, ist ein Blick in die Hölle. Zwar sieht man keine Flammen, aber man pflegt eine große Menge Ziegel hinein zu werfen, damit der Schwefel sich daran hängen soll, der in den Monaten Juli und August eine reiche Erndte giebt. Diese mit goldgelbem Schwefel dick überzogenen, und im dicksten Rauche liegenden Ziegel, sehen natürlich aus, als ob sie glühten, und die große Hitze, die man in der Nähe spürt, macht die Täuschung vollkommen. — Weiter ist auf dieser gräßlichen Ebene nichts zu sehen. Man ist froh, wenn man sie wieder im Rücken hat.

Der Cicerone geleitet den Fremden durch

einen weit unbequemern Fußsteig wieder herab, um ihm einige Pflastersteine zu zeigen, die er via appia nennt, und mehrere alte Mauern, die er für römische Palläste ausgiebt. Endlich erreicht man das Amphitheater, welches fast eben so groß war, als das Coliseum zu Rom, dessen Trümmer aber bei weitem nicht so merkwürdig sind. Inwendig ist alles mit Erde und Bäumen bedeckt, und der Hügel, von welchem man die Arena betrachtet, ist ein künstlicher Hügel, dem die ehemaligen Sitze des Volks zur Unterlage dienen. Weiß man nichts davon, so wird man inwendig nie errathen, daß man sich in einem berühmten Amphitheater befindet. Eine demüthige Weinbergshütte steht auf dem Platze, wo einst, nach Suetons Erzählung, ein stolzer Senator sich beleidigt fand, daß man seiner im Gedränge nicht achtete, und dadurch sogar ein Gesetz Kaiser Augusts veranlaßte. Jetzt ist hier keine Rangstreitigkeit, der Winzer lebt mit seinen Schweinen und Kühen in vollkommner Gleichheit und Eintracht, und die Behältnisse, in welche man vormals wilde Thiere sperrte, dienen ihm zu Kellern und Ställen. Von außen sind noch einige Portiken und Corridors ziemlich wohl erhalten, aber man hat sie durch einige Kapellen

verunreinigt, und eine neuere Inschrift erzählt, daß der heil. Januarius hier eine Märtyrerkrone errungen.

Ziemlich unbefriedigt setzt man die Wallfahrt fort, und hofft auf den Tempel der Diane, der nun erscheinen soll. Lieber Himmel! da drüben im Weinberge ragt ein Stück altes Gemäuer hervor, das ist der Tempel der Diane. Man könnte es eben so gut mit jedem andern Namen taufen. Vielleicht ist der Tempel des Neptun merkwürdiger? — ach nein! da liegt er grade gegenüber. Der Trümmer sind ein wenig mehr, aber nichts verräth seine alte Bestimmung. Cicero sagt irgendwo: „Da liegt Puzzuoli vor „uns, aber wir sehen nicht unsern Freund Avie„nus, der vielleicht in diesem Augenblick unter „den Porticus des Neptun spazieren geht.“ — Jetzt ist da kein Porticus, wo man spazieren gehen kann, sondern bloß ein gemeiner Taubenschlag klebt an der Mauer, die einst den Cäsar opfern sah, als er in den Krieg gegen Antonius zog.

Ich mag den Leser nicht ermüden, indem ich ihm einen Catalog der prunkenden Namen liefere, die hier alten Steinhaufen beigelegt werden. Man geht noch an allerlei dergleichen vorüber.

Bald soll es ein Landhaus des Cicero, bald ein Tempel der Nymphen seyn. Des Beschauens werth ist nur der Tempel des Jupiter Serapis, von dem noch drei stehende und einige liegende Säulen, zwei und zwanzig Kammern rings umher, ein schöner, mit weißen Marmor Quadern gepflasterter Fußboden, eine runde Erhöhung zum Opfern, Ringe von Bronze, an welche die Opferthiere gebunden wurden, und mehrere Trümmer zu sehen sind. In diesen Kammern harrten einst die Kranken auf weissagende Träume. Hätte der König nicht zwei und zwanzig der schönsten Säulen wegbringen lassen, so würde dies schöne Denkmal des Alterthums noch weit imposanter seyn. Es ist erst vor funfzig Jahren entdeckt worden, und lag vermuthlich lange unter Meereswellen begraben, denn die Meerwürmer, die man deshalb Lithophagen nennt, haben bis zu einer gewissen Höhe die Säulen sehr zerfressen.

Im Vorbeigehn mag man zuletzt noch einen Blick auf die Ruinen des alten Molo werfen, den man gewöhnlich die Brücke des Caligula nennt, und dabei das Mährchen erzählt, Caligula habe sie bis Bajä hinüber fortbauen wollen. Jetzt scheint es nur noch, als habe man

große Steine in grader Linie, gleichsam um einen trocknen Steg zu machen, in die See geworfen. Es ist gar nichts davon zu sehn; und fast möchte ich behaupten, das sey der Fall mit zwei Dritteln aller solcher Ruinen, welchen bloß Erinnerung und Ehrfurcht vor dem Alterthum noch eingebildeten Werth leihen können.

2.

Theater zu Neapel.

Als ich hier zum erstenmale das Theater besuchte, welches das Florentiner (dei fiorentini) genannt wird (nach der Straße, in welcher es liegt,) da hatte man ein neues Stück angekündigt: Maxwell und Malwin. Die Deutschen müssen nicht glauben, daß die Comödienzettel in Italien so unterrichtend seyen, wie bei uns; in Neapel werden vollends gar keine gedruckt, sondern man begnügt sich, an beiden Eingängen der Straße, in welcher das Theater befindlich, eine hölzerne Tafel an einem Stricke so aufzuhängen, wie an mehrern Orten die Laternen aufgehängt werden, nemlich über der Mitte des Weges in der Luft schwebend. Auf dieser

Tafel steht mit großen Buchstaben geschrieben 1) der Name des Theaters, 2) der Titel des Stücks, 3) der Tag der Aufführung, allenfalls noch mit hinzugefügter Stunde des Anfangs. Endlich steht zuweilen, aber selten, ganz unten noch eine kleine Bemerkung, zum Exempel: mai più representata (ist noch nie gespielt worden,) oder: auf allgemeines Verlangen wiederholt, und dergl. Außer dieser schwebenden lakonischen Einladung, sind nur noch ein paar dergleichen auf einigen Hauptplätzen Neapels an die Mauer geheftet. Man erfährt also durchaus nichts, als den trocknen Titel des Stücks. Wer der Verfasser und ob es Original oder Uebersetzung? welche Personen darin vorkommen? wer die Rollen spielt? was die Entree kostet? u. s. w. von alle dem kein Wort. Man muß gestehen, daß wir Deutsche es in Comödienzetteln viel weiter gebracht haben; bisweilen liegt ein wahrer Schatz von Kenntnissen in unsern Comödienzetteln, und ich getraue mich zu behaupten, daß ein Philosoph wie Voltaire's Zadig aus ihnen vielleicht die Sitten und den Charakter der Einwohner größtentheils errathen könne, in deren Mitte sie gedruckt worden. Hält man mich beim Wort, so vergönne man mir eine kleine Abschweifung: aus

einem Berliner Comödienzettel zum Exempel schließe ich: daß die Berliner ihren König ehren — daß sie das Neue lieben — daß sie ein wenig bequem sind — daß sie Bescheidenheit zu schätzen wissen — daß sie die Sitten der Franzosen nicht angenommen haben — daß sie gern zukünftige Dinge vorher wissen mögen — daß sie Gastfreiheit üben — und Gott weiß, was sich noch alles daraus entziffern ließe. Hier ist der Beweis: die Berliner ehren ihren König, denn — ich lese, daß zur Feier seines Geburtsfestes ein Prolog gesprochen wird. Sie lieben das Neue, denn — sonst würde man bei neuen Stücken die Bemerkung nicht hinzufügen, daß es zum Erstenmale gegeben werde. Sie sind bequem, denn — sie lassen sich nicht bloß unterrichten, wann das Stück anfängt, sondern auch, wann es aufhört, damit sie sicher sind, daheim den Tisch gedeckt zu finden. Sie schätzen Bescheidenheit, denn — der berühmte Iffland läßt seinen Namen ohne Herr drucken. Sie haben die Sitten der Franzosen nicht angenommen, denn — wenn sie um sechs Uhr zu Mittag speiseten, so könnte das Schauspiel nicht um halb sechs Uhr seinen Anfang nehmen. Sie mögen gern zukünftige Dinge vorher wissen, denn

— das Repertorium der ganzen Woche wird ihnen für sechs Pfennige feil geboten. Sie üben Gastfreiheit, denn — alle Augenblicke findet man Gastrollen angezeigt. Was läßt sich gegen meine Schlüsse einwenden? in Neapel muß ich es wohl bleiben lassen, dergleichen zu drechseln; da sitze ich und erwarte mit gebührender Resignation die neue Bekanntschaft der Herren Maxwell und Malwin. Aber siehe da, es sind alte Bekannte, ich erinnere mich ihrer, so bald der Vorhang aufgerollt worden, es ist der Opfertod, eines von meinen vielen Kindern, die, bald gehätschelt, bald gemißhandelt, in der weiten Welt herum laufen. Dieses hier durfte sich eben nicht über Mißhandlung beklagen; das Stück war treu und gut übersetzt, wurde brav gespielt, herzlich aufgenommen, und mußte, obgleich schon eine andere Vorstellung angekündigt war, am andern Tage wiederholt werden.

Nur drei kleine Veränderungen hatte man sich zu machen erlaubt, und diese Veränderungen sind es eben, um deren willen ich der ganzen, übrigens unbedeutenden Begebenheit erwähne, denn sie scheinen mir eben so viele Charakterzüge der Italiäner. Im ersten Akt hat man die Scene weggelassen, wo der hungernde Vater

die Semmel in seines Kindes Hand gewahr wird, und, vom Hunger überwältigt, einigemal im Begriff steht, sie ihm zu entreißen, allein sein Bedürfniß bekämpft, als er hört, daß sein guter Knabe selbst halb verschmachtet ist. Eine solche Darstellung ist also dem Volke zu stark, in dessen Mitte einst Ugolino verhungerte. Auf allen ihren Straßen sehen sie täglich die scheußlichsten Scenen des Elends, und gehen ungerührt vorüber, aber auf der Bühne werden sie zu sehr davon angegriffen. Ich habe in Deutschland ähnliche Urtheile darüber gehört: ich kann mir aber nicht helfen, ich rechne die Scene doch immer unter die besten, die ich jemals geschrieben, oder vielmehr empfunden habe, und wer weiß, was man davon sagen würde, wenn sie in einem Stücke von Shakespeare vorkäme, dessen Lear übrigens weit gräßlicher ist.

Die zweite Veränderung ist ein Zusatz. Ich habe nemlich zu Anfang des zweiten Akts einen öffentlichen Garten geschildert, in welchem spaziert, gespielt, gegessen, getrunken, kurz alles das getrieben wird, was an solchen Orten getrieben zu werden pflegt. Bei mir erscheinen jedoch aus guten Ursachen lauter Mannspersonen, auch greifen die einzelnen, dem Scheine nach abgerissenen Scenen, al-

le

le in das Ganze ein. Das war dem Italiäner zu einförmig. Mit dem Geschmack seiner Nation vertraut, setzte er auch zwei Damen an ein Tischchen, welche sich von der Eifersucht ihrer Männer unterhalten. Ob das übrigens hieher passe oder nicht? ob es den Zusammenhang zerstückle oder nicht, das gilt ganz gleich.

Die dritte Veränderung ist abermals ein Zusatz. Bei mir rettet ein biederer Packträger den unglücklichen Maxwell aus den Wellen der Themse, und schlägt jede Belohnung edelmüthig aus. Das war dem Italiäner nicht genug. Bei ihm macht er noch die silbernen Schnallen aus den Schuhen und bezahlt damit dem hartherzigen Hausherrn Maxwells schuldige Miethe. Ich wiederhole es: diese drei Veränderungen kommen mir so charakteristisch vor, daß sich die wichtigsten Resultate daraus herleiten lassen. Ein Volk, das nur durch romantischen Edelmuth gerührt wird, ist des wahren Edelmuths selten fähig: einem Branntweintrinker schmeckt der Wein nicht. Wer Scenen des höchsten Elends — hier ein gewöhnliches Straßenschauspiel — auf der Bühne nicht sehen mag, der beweist, daß er auf der Straße sein Auge davor verschließt, und in der That ist das der Fall. Nur ein

Beispiel unter Tausenden. Ich gieng eines Tages auf dem Molo spazieren, es hatte ziemlich stark geregnet, das Pflaster war feucht und schmutzig. Ein Knabe von etwa dreizehn Jahren lag ganz nackend in der Mitte der Straße, denn ein paar handbreite Lumpen, die seine Schaamtheile bedecken sollten, aber nicht bedeckten, kann ich für keine Bekleidung gelten lassen. Er lag da in sich gekrümmt, der Kopf ruhte auf dem Pflaster, er richtete sich nie auf, bettelte auch nicht eigentlich, sondern wimmerte bloß. Viele hundert Menschen giengen an ihm vorüber — ich habe genau Achtung gegeben — die meisten sahen gar nicht hin, sondern setzten ihr Gespräch fort, als ob sie gar nicht ahndeten, daß dies nackte wimmernde Wesen ein Mensch sey. Die Wenigen, die hin sahen, thaten es weder mit Mitleid noch mit Ekel, sondern mit dem unbefangenen Blicke, den man zu haben pflegt, wenn das Auge zufällig auf einen gleichgültigen Gegenstand fällt. Auch mehrere Mönche, die immer sechs oder acht Mann hoch paarweise spazieren gehn, streiften mit ihren Kutten an seine Blöße, (ja warlich! so nahe gingen sie vorüber) aber ihre frommen schielenden Blicke sahen das verschmachtende Kind nicht, und auf ihren dummen Ge-

sichtern war eben so wenig zu lesen, als auf dem Hintertheil eines Menschen. — Doch ich breche hier ab. Der lebhafte Unmuth wägt die Worte nicht.

Die Schauspielergesellschaft der Florentiner ist grade nicht vortrefflich, aber doch gut. Der alte Pinotti zeichnet sich ganz besonders aus; er dürfte in komischen und treuherzigen Rollen sich mit den besten unserer deutschen Schauspieler messen (etwa Iffland und Weidmann ausgenommen) auch ist er ein großer Liebling des Publikums, dem ein frohes Gemurmel entschlüpft, so oft er erscheint. Die erste Liebhaberin ist etwas zu alt und auch ein wenig manierirt. Der erste Liebhaber hat mir besser gefallen, als er den Neapolitanern zu gefallen scheint. Sie können ihn nicht leiden, ich weiß nicht, warum. Er hat die schwere Rolle des Maxwell, bis auf einige Kleinigkeiten, sehr brav dargestellt. Eines Tages darauf sah ich den Hausverkauf von Düval, und noch ein anderes Stück aus dem Französischen: das Geheimniß und die Eifersüchtige (das letzte wird in Berlin als Oper, bloß unter dem Titel das Geheimniß gespielt) man sieht, daß die Italiäner sich bloß mit Uebersetzungen behelfen,

denn, außer ihrem matten Federici, haben sie keinen jetzt lebenden Originaldichter. Es versteht sich, daß ich nur vom Lustspiel und Drama spreche; denn die tragische Muse hat Italien mit einem ihrer Lieblinge, Alfieri, beschenkt.

Das Vergnügen, welches man im Theater der Florentiner genießen könnte und wirklich genießt, wird sehr durch die Lebensgefahr verbittert, der man sich beim Hinein- und Herausgehen Preis geben muß. Man denke sich eine Straße, in der es nur zwei neapolitanischen Kutschern möglich ist, einander auszuweichen, wobei sie nicht umhin können, die Bäuche der an die Wand gepreßten Fußgänger zu streifen. „Was kümmert das mich?" mögte Jeder denken, der Geld genug hat, einen Wagen zu bezahlen: „ich fahre, und kehre mich den Henker daran, ob meine Räder ein halbes Dutzend Menschen zerquetschen oder nicht." — Mit Erlaubniß, Herr Egoist, auch das Fahren schützt ihre eigene werthe Person noch lange nicht. Ich bin das erstemal auch gefahren, aber — die enge Straße ist zugleich sehr abhängig und mit wohlbehauenen Quadersteinen gepflastert; da muß der Wagen sehr leicht seyn, wenn die Pferde vermögend seyn sollen, ihn aufzuhalten. Die armen Thiere strau-

cheln und schurren alle Augenblicke, und ich war keine zwanzig Schritte entfernt, als das eine derselben stürzte und fürchterlich schnaubend unter der Deichsel lag. Wir mußten über Hals über Kopf aus dem Wagen springen, und froh seyn, so abzukommen. Seitdem zog ich das Zu-Fuße-gehen vor, es ist doch minder ängstlich. Da läßt man sich nun durch den Bedienten eine Fackel vortragen, aber diese Fackel muß schon ausgelöscht werden, wenn man wenigstens noch funfzig Schritt vom Theater entfernt ist, vermuthlich, weil man unmöglich mit einer brennenden Fackel den gedrängten Haufen durchschneiden könnte, ohne den Leuten die Haare und die Kleider zu versengen. Man könnte auf dieser Weite von funfzig Schritten die Fackel auch wohl recht gut entbehren, wenn nur das Policeigesetz befolgt würde, welches verordnet, daß auch kein Wagen weiter als bis zur Straßenecke fahren soll. Dies Gesetz hat aber das Schicksal aller Polizeigesetze: Anfangs ist darüber gehalten worden, jetzt kehrt sich niemand mehr daran, wenigstens glaubt der vornehme Uebermuth sich davon dispensiren zu können; man hat also mit Pferdeköpfen und Deichseln und Rädern bei jedem Schritte zu kämpfen. Hat man sich endlich bis zum Eingan-

ge durchgeschlagen, so findet man einen Gang und eine Treppe, beide höchstens fünf Fuß breit. Durch diese Schlucht wälzt sich der ganze Menschenstrom auf und nieder, und diese Schlucht ist der einzige Aus- und Eingang. Sollte einmal Feuer hier auskommen, so lege sich nur jeder ruhig in seiner Loge nieder, und lasse sich schmoren, an Rettung ist nicht zu denken. So ist eins der königlichen Hauptheater beschaffen.

Das Inwendige ist eben nicht groß, aber recht artig; fünf Reihen Logen erheben sich über einander. Das Ganze hat, wie hier alle Theater, die Gestalt eines Hufeisens, und ich glaube in der That, daß diese Form wohl die beste seyn mag. Es wird viel Raum dadurch gewonnen, und man kann überall gut sehen. Die Dekorationen sind sehr mittelmäßig, der Vorhang bedeckt nicht einmal ganz die Bühne; man wird auf beiden Seiten, durch einen mehr als handbreiten Raum, sehr deutlich die ersten Coulissen gewahr. Da haben denn freilich die Schauspieler nicht nöthig, sich große Löcher in den Vorhang selbst zu reißen. — Die Hitze ist unausstehlich. Eine große runde Oeffnung in der Decke würde dieser Beschwerde abhelfen, wenn man sie

nicht gleich verschlösse, so bald der Kronleuchter hinaufgezogen worden. Oeffnet man die Loge, so ist der Zug unleidlich. — Von der sehr guten Opera buffa, welche hier auch gegeben wird, will ich, um nicht zu lange bei einem Gegenstande zu verweilen, an einer andern Stelle reden.

Das Theater San Carlo.

Das erste in Neapel und das größte in Europa. Ich habe es erst ein einziges mal gesehen, aber in seiner ganzen Pracht. Es war am Feste des Heiligen, der ihm den Namen geliehen. Die Königliche Familie hatte sich im größten Prunk eingefunden. Die Prinzessinnen flimmerten von Diamanten. Alle Logen waren mit geputzten Damen garnirt, welche alles, was sie nur von Brillanten hatten auftreiben können, an diesem festlichen Tage zur Schau trugen. Hier galt es, gesehen zu werden, und dieser höchste weibliche Genuß war hier in seiner ganzen Fülle zu erreichen, denn an der Brüstung jeder Loge prangte ein vergulderter Wandleuchter, und auf jedem derselben flammten drei Wachsfackeln. (Ich sage mit Fleiß Fackeln, nicht Lichter.) Da nun das Haus in sechs Reihen acht und neunzig

Logen zählt, so kann man sich vorstellen, daß zweihundert vier und neunzig Wachsfackeln verbunden mit der gewöhnlichen Beleuchtung der Kronleuchter u. s. w. einen künstlichen, aber hellen Tag schufen. Vormals waren noch obendrein die Logen von außen mit Spiegeln bekleidet, aber das soll, wie natürlich, so sehr geblendet haben, daß man jetzt, statt der Spiegel, eine einfache und geschmackvolle Mahlerei, grau in grau gewählt hat: Genien, die Blumenguirlanden halten, dazwischen Adler und Leiern, das Ganze mit niedlichen Arabesken verziert. Nur der Plafond ist bunt, viel zu bunt, und sehr mittelmäßig gemahlt. Das gewaltig große Parterre, in dem kein Unterschied sich befindet, ist in lauter Sitze mit Armlehnen abgetheilt, die fast zu breit und bequem sind, und verursachen, daß weniger Menschen Platz haben, als sonst der Fall seyn würde. Jetzt kann man, vermittelst dieser Sitze, sehr leicht berechnen, wie viel Menschen das Theater faßt: höchstens drittehalbtausend. Die allzustarke Beleuchtung würde den Decorationen Schaden gethan haben, wenn sie nicht ohnehin mittelmäßig wären. Der Vorhang ist sogar unter der Kritik, und Niemand kann errathen, was das darauf befindliche Gemählde vorstellen soll.

Daß die Königliche Familie gegenwärtig seyn werde, wird zwar nie auf der Anschlagstafel ausdrücklich verkündigt, aber Jedermann weiß es, so bald darunter steht: der Anfang ist um vier und zwanzig Uhr. Daraus folgt indessen noch nicht, daß das Spektakel würklich um diese Zeit seinen Anfang nehmen werde, denn die Königliche Familie nimmt durchaus keine Rücksicht auf das Publikum, sondern kommt, wenn es ihr beliebt. Zuweilen zwei Stunden später, zuweilen auch wohl eine halbe Stunde früher. Beides steht nicht fein.

Es war eine Opera seria angekündigt, von der ich sprechen werde, so bald ich sie gesehen habe; denn da es dem ersten Tenor beliebt hatte, einige Tage vorher spazieren zu reiten und fast den Hals zu brechen, so mußte am prächtigen Sanct Carls Feste die kleine Opera buffa aushelfen, zu großer Unzufriedenheit der Neapolitaner. Man begann das Schauspiel mit einem prächtigen Ballet in fünf Akten, und siehe da, wiederum ein alter Bekannter, nemlich meine Sonnenjungfrau zum Ballet umgeschaffen. Die einzige sehr alberne Veränderung bestand darin, daß man, statt Rolla, einen englischen Gesandten eingeführt, auch Alonzo zum Engländer ge-

macht hatte. In dem Gesandten erkannte er einen alten Freund, und der ließ englische Truppen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen anrücken, welche das liebende Paar befreiten. Auch das Kind, welches die Sonnenjungfrau noch in ihrem Schooße trägt, hatte der Herr Balletmeister hervor gezaubert; es war ein artiger Knabe von vier oder fünf Jahren, der durch seine rührende Pantomime großen Eindruck auf die Herzen der Zuschauer machte. — Die neapolitanischen Gardesoldaten sind vortrefflich zu gebrauchen, nemlich auf dem Theater, denn am Schlusse des Ballets war ihnen ein artiger marschirender Tanz einstudirt, in welchem sie, nach einzelnen Schlägen einer Trommel, eine große Mannichfaltigkeit von Figuren, Kreuze, Cirkel, Quadrate, schiefe und grade Linien mit großer Fertigkeit bildeten. Immer schlangen sich die Tänzer und Tänzerinnen zwischen ihnen hindurch; bald hatten sie die Bajonette auf die Flinten gepflanzt, bald nahmen sie dieselben wieder ab, und die Tänzerinnen steckten ihnen Palmenzweige darauf. Die ganze Spielerei nahm sich sehr artig aus, und die funfzig oder sechszig Mann, deren keiner unter sechs Schuh maß, in knapper englischer Uniform, gewährten dem Auge einen schö-

nen Anblick. — Die erste Tänzerin, Signora Trabattoni, tanzt nicht übel, ist aber eine kleine, sehr dicke Person, deren ungeheurer Busen unaufhörlich quabbelt, und sie durch seine Schwere aus dem Gleichgewicht zu bringen droht. Der erste Tänzer, ein windiger Franzose, Beaulieu, der den Neapolitanern weiß gemacht hat, er sey einer der ersten Pariser Operntänzer (von dem ich aber in Paris nichts vernommen habe,) ist ein ganz unbedeutender Mensch, und erhält dennoch für seine alltäglichen Sprünge — horribile dictu — sechstausend Dukaten Gehalt, sammt mehrern Emolumenten. Der Balletmeister heißt Gaetano Gioja, ist vormals eine Zeitlang in Wien gewesen, wo seine Kunst, so viel ich weiß, auch keine Bewunderung erregt hat.

Es ist eine sonderbare, aber für den Zuschauer sehr angenehme Mode, daß man in Italien zu einer Opera seria immer zwei Ballets giebt, ein heroisches und ein komisches. Zwar begreife ich nicht, wie man das ewige Einerlei dieser Pas und Sprünge nicht endlich müde wird, denn hat man in seinem Leben ein Solo tanzen sehn, so hat man für ewige Zeiten alle gesehen; aber eine gute Pantomime

ist allerdings eine frohe und geistreiche Unterhaltung. Nur Schade, daß die eigentliche Pantomime immer mehr und mehr in Verfall geräth, die Balletmeister fühlen selbst, daß sie nichts davon verstehen, sie müssen immer große Bücher drucken lassen, weil sonst Niemand weiß, was sie haben wollen; und außer den sogenannten Argumenten (so nennen sie drollig genug den Plan des Ballets) müssen sie sogar noch ihre Zuflucht zu allerlei transparentem Geschreibsel auf der Bühne selbst nehmen. Ein gut gedichtetes Ballet muß verständlich seyn, ohne irgend einige Zuthat; dergleichen waren Alcina und das Waldmännchen, die vor einigen Jahren in Wien entzückten, von Trafieri, dem besten Balletmeister, den ich in dieser Hinsicht kennen lernte. — Das heutige komische Schlußballet soll gleichfalls ganz Wien entzückt haben — wenigstens behauptet solches Herr Gioja — es heißt: der Schneider-Vormund, und ist allerdings drollig, zumal da die Begebenheit sich würklich hier in Neapel zugetragen haben soll. Ein junger Officier liebt das schöne Mündel eines Schneiderleins, vom langfingrigen Vormund selbst zur Hausfrau erkohren. Der Officier miethet ein Zimmer im nächsten Hause, Wand an Wand mit

der Kammer seiner Schönen. Eine verborgene Thür wird practicirt, und Kleider werden davor gehangen, um sie den Augen des Eifersüchtigen zu verstecken. Auf diese Weise besuchen sich die Liebenden nach Gefallen. Eines Tages will sich der muthwillige Jüngling den Spaß machen, seiner Schönen von ihrem Vormund selbst das Maaß zu einem neuen Kleide nehmen zu lassen. Er putzt sie vorher ein wenig vornehm heraus, und läßt dann den Schneider rufen, der natürlich seine Mündel sogleich erkennt, dem es aber ins Gesicht mit gehöriger Impertinenz abgeleugnet wird. Um sich zu überzeugen, läuft er schnell nach Hause, aber noch schneller schlüpft das Mädchen wieder hinüber, und sitzt ganz ehrbar bei dem Strickstrumpf. Man kann denken, zu welchen drolligen Scenen dieser stete Wechsel Veranlassung giebt. Alles kommt dabei auf den Schneider an, der aber von einem Signor Laneri nur mittelmäßig gespielt wurde. Es versteht sich, daß die Bühne der Länge nach in zwei Theile getheilt ist, und man folglich in zwei Zimmern zugleich die Handlung vorgehen sieht.

Das Theater San Carlo wird gewöhnlich einem Unternehmer (Impressario) überlassen; da aber die Künstler und Künstlerinnen so ungeheu-

re Summen fodern und erhalten, auch noch jährlich mit ihren unverschämten Foderungen steigen, (wie das Beispiel des unbedeutenden Herrn Beaulieu beweist) so ist es einem Unternehmer fast nicht möglich, ohne seinen Schaden, das Publikum zu befriedigen. Daher fand sich in diesem Jahre auch niemand, der es zu wagen Lust hatte. Mehrere Edelleute mußten zusammen treten, und sich als Direktoren an die Spitze stellen. Etwas läßt sich doch zur Entschuldigung der Menschen beibringen, die ihre frivole Kunst weit höher anschlagen, als die ersten Staatsbeamten ihre Dienste. Es giebt nehmlich in Italien kein sicheres Engagement, keine Pension, keine Aussicht für das Alter. Werden dem Sänger seine Kehle, dem Tänzer seine Beine untreu, so ist er auch sogleich ein Bettler, wenn er die Erndtezeit nicht genutzt hat. Nicht einmal einige Jahre hinter einander darf der italiänische Künstler auf eine sichere Versorgung zählen, denn man engagirt hier nicht auf Jahre, sondern nur auf Jahrszeiten. Sind diese verstrichen, so muß der Künstler wie ein Zugvogel weiter ziehen und sein Futter suchen. Er ist also nirgends zu Hause, kann seine Wirthschaft nirgend einrichten, und braucht folglich mehr als jeder andere. Aus

dieser Ursache wäre die übermäßige Bezahlung ihm allerdings zu gönnen, wenn er würklich etwas für künftige magere Jahre zurücklegte, aber davon giebt es nur seltene Beispiele, und gewöhnlich hört mit dem Singen und Tanzen auch das Wohlleben bei ihnen auf. — Im Theater San Carlo ist das Wohlleben auch unter den Zuschauern Sitte, und zwar während des Zuschauens. Man begnügt sich aber nicht mit den bei uns gewöhnlichen Buffets, sondern in den Corridors, jeder Logenthür gegenüber, ist ein Klapptisch an der Wand angebracht, der aufgeschlagen, und von den Bedienten der in der Loge befindlichen Herrschaft mit Confect und allerlei Erfrischungen besetzt wird. Der Hitze wegen stehen alle Logenthüren offen, und es wird fleißig zugelangt.

Die Straße, in welcher das Theater San Carlo liegt, ist nicht allein breit, sondern auch der große Largo di Castello so nahe, daß die Wagen sich bequem stellen können, und die Fußgänger den schmählichen Tod des Räderns nicht zu befürchten haben. Doch muß die Königliche Familie, die jetzt in Portici wohnt, erst weggefahren seyn, denn ihre Begleitung braucht gewaltig viel Platz.

Die sechs Pferde vor jedem Wagen ungerechnet, fährt der König nie ohne eine Bedeckung von zwölf Dragonern, eben so die Königin; der Erbprinz hat deren acht, und jeder andere Prinz oder Prinzessin wenigstens sechs. Man kann sich also vorstellen, daß da wenigstens sechzig Mann wohl berittene Dragoner zusammen kommen, deren ein guter Theil mit Fackeln versehen ist, und daß niemanden zu rathen seyn möchte, sich früher heraus zu wagen, bis diese Armee sich in Marsch gesetzt hat. Als ich das so mit ansah, mußte ich an den guten König von Preußen denken, den nur der Segen seiner Bürger nach Hause begleitet, und dem, wenn er spazieren reitet, ein einziger Reitknecht in einer so großen Entfernung folgt, daß man noch zweifeln muß, ob er zu dem König gehöre.

3.

Der Historienmahler Schmidt.

Er ist ein Pensionair von Hessen-Darmstadt, und man versichert, er sey einer der besten, wohl gar der beste Geschichtsmahler in Neapel. Wenn das ist, so bedaure ich die Kunst, denn Herr

Schmidt

Schmidt mahlt nicht übel, aber der lebendige Athem des Genies ist seinen Werken nicht eingehaucht. Zwar, eine schlafende Venus, die für sein Meisterstück gehalten wird, ist allerdings lieblich und von warmen Colorit — (die Verkürzungen wage ich nicht zu beurtheilen) — aber der Amor, der daneben steht, ist ein altkluger Junge, der aussieht, als wollte er zu seiner Mutter sagen: es ist nicht gesund so lange zu schlafen. Dann hat ihm der Mahler ein paar Flügel angesetzt, die ein Jagdkundiger in Versuchung geräth für Habichtsflügel zu halten. Ich machte Herrn Schmidt diese Bemerkung, allein er behauptete, es wären Hühnerflügel, er habe sie nach der Natur gemahlt. Ich meine, Amor sollte weder mit Habichts- noch mit Hühnerflügeln herumflattern.

Ein zweites Gemählde, auf das sich der Künstler viel zu gute thut, ist Simson, ruhend vom Kampfe mit den Philistern, dem Delila eine Schaale zur Erquickung reicht. Er könnte das Bild eben so gut für einen jungen Herkules, und die Dirne für Dejaniren ausgeben, ja, die Handlung ist so alltäglich, daß sie noch auf unzählige Helden des Alterthums passen würde. Doch nein, Herr Schmidt hat geistreich dafür

gesorgt, daß ein fleißiger Bibelleser den Simson erkenne, denn zu seinen Füßen liegt der berühmte Eselskinnbacken, die mahlerische Waffe des tapfern Jünglings. Es giebt wohl schwerlich einen erbärmlichern Gegenstand für die Kunst, und wenn einmal ein Unchrist dieses Gemählde betrachtet, der nicht das Glück hat, jenes Eselswunder zu kennen, muß er nicht glauben, der schöne junge Mann stehe mit seiner Geliebten auf einem Schindanger? — würde man einem Tonkünstler verzeihen, der, um Hirtenmusik zu schildern, ein Kuhhorn ertönen ließe? — Der Held, der nicht mit dem Schwerdte focht, bleibe lieber ungemahlt, denn wenn die Einbildungskraft des Beschauers statt der Schwerdtstreiche Ohrfeigen sieht, so wird ihn selbst Raphaels Pinsel in keine erhabene Stimmung versetzen.

Herr Schmidt findet das nicht, und scheint überhaupt seinen eigenen Werth lebhaft zu fühlen; denn er zeigt noch ein drittes unvollendetes Gemählde, die Sabinerinnen, welche sich mit ihren Kindern zwischen die kämpfenden Römer und Sabiner stürzen. Es ist bunt und kalt wie eine gefrorne Fensterscheibe. Ich warf die Bemerkung hin, daß ich vor kurzem denselben

Gegenstand in Paris von David behandelt gesehen. Da meinte Herr Schmidt, Davids Composition sey fehlerhaft, denn er habe die beiden Könige, Romulus und Tatius, zu Fuße gegeneinander gestellt; da doch aus dem Livius und Plutarch erhelle, daß sie zu Pferde gewesen. Nun muß ich ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, seine Könige sitzen wirklich zu Pferde, Romulus sieht aus, als wolle er spazieren reiten, und den Leuten befehlen ihm Platz zu machen; Tatius schneidet ein Jammergesicht. O großer David! fürchte nicht, daß ich mich so sehr vergessen werde, eine Parallele zu ziehen. — Alles übrige abgerechnet, hat Herr Schmidt noch den unverzeihlichen Fehler begangen, das Interesse zu theilen, denn bei ihm sieht man nicht bloß die ängstlichen, um Frieden flehenden Weiber, man sieht auch solche, die ihre erschlagenen Gatten auf der Wahlstatt finden, und ihren Tod beweinen. Noch obendrein sind es Hauptfiguren. — Nebenwerk ist freilich nur die Verzierung des Hintergrundes, aber ein Mann, der sich so keck auf Livius und Plutarch beruft, hätte wissen sollen, daß zur Zeit des Sabinerraubs, Rom nicht mit diesen herrlichen Tempeln und Säulengängen von allen fünf Ordnungen prangte. Die er-

sten Tempel waren verzweifelt klein und unansehnlich.

Landschaften sind nun vollends nicht Herrn Schmidts Stärke. Eine Nacht, welche Jasons Flucht mit Medeen darstellt, ist weniger als mittelmäßig, obgleich der Künstler mit wahrer Vaterliebe davon spricht.

4.

Rega.

So heißt ein vortrefflicher Steinschneider, ein würdiger Nebenbuhler Pichlers, der vorzüglichste, den vielleicht Europa jetzt aufzuweisen hat. Ich habe Pasten bei ihm gesehen, die einen Winkelmann täuschen könnten. Er schneidet auch Portraits, und man kann sich von ihm, um den mäßigen Preis von funfzig Unzen (etwas mehr als funfzig Dukaten) verewigen lassen. Die berühmte Lady Hamilton habe ich zweimal bei ihm gesehen; auch das Portrait des Landschafts-Mahlers Hackert. Beide lassen nichts zu wünschen übrig. Sein Vorrath von Köpfen in antikem Styl ist ansehnlich, und der Anblick eines Jeden derselben, zaubert in die schönsten Zeiten

der Griechischen Kunst zurück. — Ist man so glücklich auch seiner Gattin vorgestellt zu werden, und von ihrer Bescheidenheit zu erlangen, daß sie ein paar Sonaten auf der Harfe spiele, so hat man gewiß einige der angenehmsten Stunden in Neapel zugebracht, denn sie ist ihrer Kunst fast eben so Meisterin als ihr Gatte der seinigen.

5.

Der Ritter Calcagni.

Es wäre schlimm, wenn jeder Mensch nur einen einzigen Zweck hätte, den er unablässig verfolgte, ohne weder links noch rechts zu schauen. Zwar würden dann die verschiedenen Zwecke weit vollkommener erreicht werden, weil der Baum besser gedeiht, wenn sein Saft nur eine Krone, als wenn er hundert Zweige zu ernähren hat; aber wo fände man alsdann Menschen, welche das errungene Ziel angafften? bewunderten? die Resultate der Bemühungen in ihren Nutzen verwendeten! Wir sind ohnehin einseitig genug; lebte vollends Jeder von uns nur einem einzigen Zwecke, so würde er für alles übrige eine unausstehliche Apathie empfinden, das ganze Men=

schengeschlecht würde sich in lauter Secten theilen, deren Jede die andere verachten und verhöhnen würde. Es ist daher recht gut, daß es Blumen giebt, die nichts weiter zu werden streben, als schöne, vollkommene Blumen; es ist aber auch recht gut, daß es Bienen giebt, die von einer Blume zur andern gaukeln, ihre Rüssel und Höschen füllen, und uns endlich das liefern, was die Blumen nicht liefern können — Honig. — Jedem Verdienste Gerechtigkeit, und mit Freuden zolle ich sie den Verdiensten des wackern Ritters Calcagni. Er ist aus Palermo gebürtig, und seine einzige Beschäftigung, an der er mit ganzer Seele hängt, ist das Sammeln der alten Münzen seines Vaterlandes, Sicilien. Die Sammlung, welche er bereits besitzt, ist auserlesen und vielleicht einzig, ohne gerade sehr zahlreich zu seyn. Alle seine Münzen sind vortrefflich erhalten, und eine große Anzahl derselben kann an Schönheit und Vollendung mit den besten Cameen wetteifern. Es versteht sich, daß er als Philosoph sammelt, daß er seine dem Anschein nach trockenen Kenntnisse fruchtbar zu machen sucht, daß er die Geschichte bereichert und manchen Nebel der Vorwelt zerstreut. Ein Werk, an welchem er mehrere Jahre arbeitete, ist in

diesem Augenblicke unter der Presse, und wird durch manche neue Entdeckung die Numismatiker und Geschichtsforscher in Erstaunen setzen. Ich will versuchen, ein paar Beispiele zu liefern.

Plautus in seinen Lustspielen, erwähnt zweier Könige von Syracus, die er Fintias und Liparo nennt. Nur der Dichter, nicht der Geschichtschreiber hat ihre Namen aufbewahrt, und weil die Geschichtschreiber gewöhnlich etwas vornehm auf die Dichter herabsehen, so hat man es dem ehrlichen Plautus nicht auf sein Wort glauben wollen, daß diese Könige wirklich existirt haben, ja, eine hochweise Akademie zu Paris soll sogar einmal in einem sehr gelehrten Memoire bewiesen haben, das sey bloß ein Scherz des Lustspieldichters gewesen. Zwar kannte man schon einige Münzen von Fintias, aber man hielt ihn für einen Herrn von Agrigent, und vom König Liparo glaubte man vollends gar keine Spur mehr zu finden. Nun beweißt aber Calcagni durch mehrere von ihm entdeckte Münzen, daß Plautus kein Lügner, und Fintias wirklich König von Syracus war; denn erstens gab man den Herrn von Agrigent nie den Titel Basileus (König); zweitens tragen seine Münzen das Bild der Diana Conservatrix,

welche, unter diesem Titel, bloß von den Syracusanern verehrt wurde. Dem armen Liparo ist es noch wunderlicher ergangen. Calcagni hat entdeckt, daß man allerdings Münzen von ihm besitzt, aber daß man bis jetzt, durch die Aehnlichkeit des Namens verleitet, glaubte, sie stammen von den Liparischen Inseln her. So sind also zwei Könige — die freilich besser gethan hätten sich durch Thaten zu verewigen — wenigstens dem Namen nach wieder in ihre Rechte eingesetzt worden, und — ich darf ja wohl mit einigem Stolz hinzufügen, einem Schauspiel-Dichter gebührt das erste Lob, sie der Vergessenheit entrissen zu haben. Wie mancher Fürst blickt geringschätzig auf den Dichter herab, der vielleicht bestimmt ist, nach ein paar tausend Jahren der Nachwelt zu verkünden, daß der Herr Fürst — wenigstens existirt hat.

Vom Segest, der Segesta gründete, besitzt Calcagni eine merkwürdige Münze mit Punischer oder Phönicischer Inschrift, alle folgende tragen Griechische Buchstaben. Das beweißt, daß die Punische Sprache, im Anfang von Segests Herrschaft, in Sicilien noch üblich war, bald aber nach und nach erlosch. — Mehrere Münzen, von dem abscheulichen Tyrannen

Agathocles, tragen die Spuren des unausbleiblichen Richterspruchs der Nachwelt. Kaum war er todt, als das Volk eilte, sein Andenken so viel möglich auszurotten. Seine Münzen trugen auf einer Seite das Bild der Diana, das Volk verwandelte es in einen Jupiter imberbis; auf der andern den Donnerkeil, das Volk prägte seinen Adler, das Sinnbild der Syracusanischen Freiheit darüber, und das geschah mit solcher Hastigkeit, daß noch jetzt, auf vielen dieser Münzen, die Spuren des Dianenkopfs und des Donnerkeils deutlich zu sehen sind. Vermuthlich haben sie dem Tyrannen gleich ein paar solche umgeprägte Münzen mit ins Grab gelegt, um dem Charon die Ueberfahrt damit zu bezahlen. Möchte doch jeder Tyrann den beschämten Agathocles sich mahlen lassen, wie er vor dem finstern Fährmann steht, und dieser den umgeprägten Groschen mit spöttischem Lächeln betrachtet. Wüßte ich doch kein treffenderes Bild um den Gedanken an Sterblichkeit und Urtheil der Nachwelt zu verewigen. Es wäre des Pinsels eines Guerin würdig. —

Von den Münzen, auf welche die Syracusaner das Bild ihrer Schutzpatronin, der Nymphe Arethusa prägten, besitzt Calcagni eine

große Anzahl, und es ist äußerst merkwürdig, daß man, in der Darstellung ihres Kopfputzes, sich immer nach der eben herrschenden Mode gerichtet hat. Ihr Haar ist auf unendlich verschiedene Weise geschmückt, und die oft sonderbaren Moden scheinen deutlich zu beweisen, daß sie nicht in der Phantasie des Künstlers ihren Ursprung nahmen. Diese Münzen können für das älteste Modejournal auf dem Erdboden gelten. Möchten es doch die Christen mit ihrer heiligen Jungfrau eben so gemacht haben, so hätten wir die vollständigsten Modeberichte von achtzehn Jahrhunderten, und die Madonna würde sehr erbaulich, bald mit einer Fontange, bald mit einem bonnet à l'Eulalie erscheinen. Das wäre doch wahrlich passender als die Augsburgischen Allongen-Perücken. — Oft glaubt man, bei Betrachtung der alten Sicilianischen Münzen, sich plötzlich in christliche Zeiten versetzt, wenn man das Kreuz in mancherlei Gestalten gewahr wird; dieses Kreuz ist aber Egyptischen Ursprungs — (daß doch die Christen so gar nichts Neues erfunden haben) — und soll bei den Egyptern, Gott weiß warum, ein Sinnbild der Unsterblichkeit gewesen seyn. Daher muß man auch alte Grabsteine nicht gleich für

christlich halten, wenn man ein Kreuz darauf erblickt. Viele, die dieses Zeichen tragen, standen unbezweifelt auf heidnischen Gräbern. — Mit vielem Scharfsinn sucht Calcagni zu beweisen, daß einige Goldmünzen, vom König Geron oder Hieron, in dem Pariser Kabinet, verfälscht sind; ich glaube aber fast, die Liebe zu seiner eigenen Sammlung führt ihn hier ein wenig zu weit. Er selbst nemlich besitzt die Münzen von Geron sehr vollständig, vom Jünglings- bis zum Greisen-Alter, denn Geron regierte über funfzig Jahre, und sein zunehmendes Alter ist in den Köpfen sehr deutlich zu erkennen. Nun trifft die Größe und das Gepräge der Pariser Goldmünzen gerade vollkommen mit der Größe und dem Gepräge einiger seiner Kupfermünzen überein, und er setzt daher als gewiß voraus, daß jene nach diesen geformt worden. Mich deucht, das folge noch nicht. Geron kann ja in funfzig Jahren wohl einmal eine Goldmünze haben prägen lassen, die diesen Kupfermünzen ähnlich war. Von alle dem scheint mir also nichts gewiß, als daß Calcagni keine Goldmünze von Geron besitzt. — Vielleicht ist dieser Artikel für manchen Leser schon viel zu lang; ich will also nur noch das redliche Zeugniß hinzufügen, daß

Ritter Calcagni der höflichste, gastfreundlichste Mann ist, dessen Charakter eben so große Hochachtung verdient, als seine Kenntnisse.

6.

Der Erzbischof von Tarent.

Ein liebenswürdiger, humaner Mann, mit einer geistreichen Physiognomie. Er besitzt viele, schöne Gemählde und eine Sammlung von Etruscischen Vasen, die von großem Werth seyn soll. Ich bekenne, daß ich dieser Liebhaberei durchaus keinen Geschmack abgewinnen kann. Man mag mir noch so viele dergleichen alte Gefäße vor Augen stellen, und von der Schönheit ihrer Zeichnungen schwatzen, so viel man Lust hat, ich sehe doch immer nichts als unscheinbare zerbrochene Töpfe, mit steifen Karricaturen, die mir noch obendrein oft sehr verzeichnet vorkommen; denn man glaube doch ja nicht, daß sie wirklich so aussehen, wie Winkelmann und Hamilton sie haben in Kupfer stechen lassen. Sie gleichen diesen Kupferstichen eben so wenig, als häßliche Prinzessinnen ihren Miniaturgemählden, die man an auswärtige Prinzen schickt, um das Ori-

ginal an den Mann zu bringen. Ich habe hie und da, z. B. bei Herrn Heigelein, nachgemachte Etruscische Vasen gesehen, mit allerliebsten Gemählden, die ich ohne Bedenken den antiken vorgezogen hätte, aber freilich bin ich nur ein Laye, der den Werth einer antiken Töpferschmiererei nicht zu schätzen weiß. Immer muß ich diejenigen mit offenem Maule anstaunen, welche, vor einem solchen Topfe stehend, in Extase gerathen, und mit den Augen ihres Geistes Vortrefflichkeiten gewahr werden, welche mir blinden Sterblichen verborgen bleiben. Ich meine doch zuweilen, Winkelmann, Hamilton und wie die großen Männer alle heißen, haben die Welt und sich selbst mannichmal zum Besten gehabt. Von einer zu Nola befindlichen Sammlung wird außerordentlich viel Rühmens gemacht. Ich habe sie nicht sehen mögen. Nächstens wird sie, prächtig in Kupfer gestochen, erscheinen, mehrere Blätter sind schon fertig. Vermuthlich wird man auch da wieder die Welt mit schönen Zeichnungen bethören, deren Originale ganz anders aussehen. Nie sind die Menschen erfinderischer, als wenn ihnen daran liegt, Werth zu geben oder abzusprechen. — Am meisten thut sich der Erzbischof von Tarent auf seine Münzsamm-

lung zu gute, und sie ist in der That in mancher Rücksicht einzig. Von Tarent allein besitzt er deren über zweitausend. Man glaubte vormals, es gebe unter den Tarentinischen Münzen kaum zwei oder drei in Bronze, bei ihm findet man deren über vierzig. Die Goldmünzen sind besonders schön. Ehedem wurde von jeder Münze, auf der man eine Eule fand, flugs entschieden, sie habe Athen angehört; der Erzbischof zeigt aber viele unleugbar Tarentinische Münzen mit Eulen. — Zuweilen spielt ihm die Einbildungskraft, (wie es bei jeder antiken Liebhaberei zu gehen pflegt) einen Streich. Da hat er zum Beispiel einen alten Pfennig, auf dem ein Mensch zu Pferde sitzt, im weiten Mantel, die Hand vorwärts gestreckt; hinter ihm erblickt man ein Ding, welches sich allenfalls wohl für eine Mütze ausgeben läßt. Was macht nun der gute Erzbischof daraus? — Als die Griechen vor Troja waren — so erzählt er — währte ihren Weibern daheim die Zeit lang, es waren nicht lauter Penelopen; da ließen sie von ihren Knechten und Sklaven sich die Zeit vertreiben, und es begab sich, daß sie eine Menge Knaben gebahren. Als nun die siegenden Griechen nach Hause kamen, war dieser Zuwachs ihrer Familien ihnen

nicht erfreulich, sie jagten sämmtliche Bastarde zum Thore hinaus. Die Noth vereinte diese Jünglinge, sie zogen in die weite Welt, um ihr Unterkommen zu suchen, zum Sinnbild ihrer Fahnen wählten sie eine Mütze. Auf diesen Auszug nun sey obige Münze geschlagen worden; die vorgestreckte Hand bedeute das Reisen in die Ferne; der flatternde Mantel (welcher aber nicht flattert) zeige das nemliche an, das Sinnbild der Mütze mache vollends alles klar. Der wackere Erzbischof hat sich wohl nie die Frage aufgeworfen: wer diese Münze denn geschlagen haben möchte? Die Griechen selbst, um ihre eigene Schande zu verewigen? oder die Jünglinge die nackt und bloß davon gejagt wurden, und schwerlich einen Apparat um Münzen zu schlagen mit sich nehmen konnten? — Eben so wenig möchte ich verbürgen, daß eine große viereckte Kupferplatte, auf welcher ein Elephant befindlich, ein ex voto sey, welches die Römer nach der gegen Pyrrhus verlohrnen Schlacht verfertigen lassen, weil sie damals die Elephanten zum erstenmal kennen lernten. Doch sind alle diese Zweifel mir erst aufgestoßen, nachdem ich den liebenswürdigen Erzbischof verlassen hatte, denn so lange man ihn selbst reden hört, glaubt man Alles.

7.

Der Landschaftsmahler Denis.

So wenig Sinn mir auch der Himmel für Landschaftsmahlerei verliehen, so muß ich doch Denis bewundern, denn das Vortreffliche jeder Gattung erwärmt mein Herz. Bei dem französischen Gesandten Alquier — einem liebenswürdigen und sehr unterrichteten Manne — sah ich die erste Landschaft von Denis, und sie bestimmte mich, ihn in seinem Atelier zu besuchen. Hier vollendete er so eben ein entzückendes Bild! nie haben Poussin oder Hackert so auf mich gewürkt. Poussin ist so glücklich todt zu seyn, daher wird man ihn vor der Hand wohl noch eine Weile hoch über Denis setzen; ist aber auch Denis einst in das Reich der Schatten gewandelt, so werden ihm dort die Musen und hier die Menschen wahrscheinlich die Oberstelle anweisen. Man sagt, seine größte Stärke bestehe im Hintergrunde, sein Vorgrund sey nicht fehlerfrei (so wie bei Hackert gerade das Gegentheil statt finden soll); man wirft ihm vor, er wähle und mahle zwar italiänische Gegenden, aber das Vieh, mit welchem er diese Gegenden belebe,

lebe, sey niederländisch; und was dergleichen Kritteleien mehr sind, die ich dem hiesigen Vieh nicht nachschreiben mag. Vielleicht hat sein Bild auch deshalb einen so starken Eindruck auf mich gemacht, weil es nicht blos Landschaft ist, sondern in derselben eine interessante Begebenheit historisch darstellt. Der Blitz hat eine Bauerhütte entzündet, sie steht in Flammen. Die Bäuerin flieht, mit ihrem Säugling auf den Armen. Der Bauer sucht sein Pferd heraus zu ziehen, welches sich, nach Art aller Thiere bei Feuersbrünsten, heftig widersetzt, hinten ausschlägt, und ein anderes Kind zu Boden geworfen hat. Das Hornvieh ist aber schon vorher aus der Hütte getrieben worden, und läuft hier und dort brüllend in der Irre umher. Ein Stier rennt nach der Brücke zu, die über einen Bach führt, aber der treue Hund, auch jetzt nur seiner Pflicht gedenkend, widersetzt sich ihm. Die grauen Felsen rechter Hand, an welchen der Bach herabströmt, sind außerordentlich schön. Das Bild ist für den General Soult bestimmt und wird einen freundlichen Pendant erhalten. — Hier sah ich ferner eine sehr getreue Abbildung von dem diesjährigen Ausbruch des Vesuvs, auch mehrere Studien denselben Gegenstand betreffend.

Eine von Denis besten Landschaften, dem General Acton zugehörig, stand leider schon eingepackt, um nach Sicilien geschaft zu werden; der Mahler hatte aber Gründe zu vermuthen, daß dieser Transport wohl noch sehr lange möchte aufgeschoben werden, und war willens sie wieder auszupacken. Er ist mit Bestellungen so überhäuft, besonders aus Rußland, daß man selten etwas Fertiges bei ihm findet, denn kaum hat er den letzten Pinselstrich gemacht, so wird das Gemählde auch schon gierig abgeholt, gleich als fürchte man, es werde von einem Fremden ihm abgeschwatzt werden. Dabei ist zu bemerken, daß seine Kunst nicht nach Brod geht, denn er läßt sich die ungeheure Summe von achtzehnhundert bis zweitausend neapolitanischen Dukaten (etwa dreitausend Thaler) für eine einzige Landschaft bezahlen. — Wer die schönsten Landschaften in Neapel, von den drei größten Meistern, Denis, Hackert und Reinhardt, beisammen sehen will, der muß den wackern Banquier Heigelin besuchen. Wer aber auch kein Liebhaber von Landschaften ist, wird dennoch wohl thun, sich eine Adresse an diesen Mann zu verschaffen, weil er da einen biedern, immer heitern Greis und eine sehr liebenswürdige Familie findet.

8.

Eine Greuelscene in Neapel.

Als ich eines Morgens durch eine volkreiche Straße ging, wurde ich einen Haufen Menschen gewahr, die sich vor der Bude eines Schusters um eine Frau versammelt hatten, die vermuthlich auf der Erde lag, weil alle dahin ihre Blicke richteten. Da ich keine Gelegenheit verabsäume, das Volk zu belauschen, so drängte ich mich durch, und sah — eine sterbende Weibsperson. Zugleich hörte ich von den Lippen mehrerer Umstehenden die Worte — die mir das Eingeweide erschütterten — sie stirbt vor Hunger. Der Anblick der leidenden Kreatur bestätigte diese Aussage nur allzusehr. Sie war mit Lumpen karg bedeckt, ein elendes Skelett, das zwischen dreißig und vierzig Jahr alt seyn mochte. Sie lag auf dem Steinpflaster, dicht an der Schusterbude, neben ihr stand ein zerbrochener Strohstuhl, den man auch schwerlich für sie hingeschoben hatte. Daß sie mit dem Tode rang, war sichtbar. Niemand ging vorüber, ohne einen Augenblick stehen zu bleiben, und das gräßliche Spektakel zu betrachten; jeder wandelte aber auch wieder gelas-

sen seines Weges, so bald er es gesehen hatte, keiner wollte helfen. Durch die Kommenden und Gehenden immer näher gedrängt, stand ich der Sterbenden jetzt am nächsten. Mit meinem Beutel in der Hand, bat ich um Gotteswillen! — ja ich nannte sogar in der Angst die Beata Vergine — es wolle sich doch jemand ihrer erbarmen. Vergebens! — In der offnen Schusterbude befand sich ein Meister mit zwei Gesellen. Ich bot diesen Leuten alles an, was ich bei mir hatte, wenn sie die Frau hereintragen und in ein Bett legen wollten. Umsonst! — Einer der Gesellen lachte sogar, ja warlich! er lachte! vielleicht weil ich schlecht italiänisch spreche. — Es ist mir tröstlich zu glauben, daß die Sterbende, wenn auch nicht meine Worte, doch meine Pantomime noch verstand, denn ihr Blick ruhte auf mir — ich war der letzte Gegenstand, auf den ihr brechendes Auge sich heftete — gleich darauf starb sie! — Ich wollte es noch immer nicht glauben, ich hoffte noch immer die Unglückliche retten zu können, und zögerte daher, mich von ihr zu entfernen; aber ein Vorbeigehender, vermuthlich ein Arzt, faßte ihr an den Puls, sagte ganz gelassen: Sie ist todt! und ging seines Weges. Auch ich trat nunmehr zurück, verließ

aber doch die Straße nicht, um zu sehen, wie das Schauspiel endigen werde. Noch eine gute Viertelstunde lag die Leiche auf der Straße, von Tausenden begafft; bis endlich Sbirren kamen, die sie fortschleppten. — Und ich denunciire nunmehr diesen Greuel vor ganz Europa. Ich sage laut: Am 4. December 1804, des Morgens gegen zehn Uhr, ist zu Neapel, in der Straße Giacomo, einer der volkreichsten der Stadt, ein Mensch Hungers gestorben!!! — Der König fuhr heute auf die Jagd. Ich sah zwanzig bis dreißig seiner Hunde vorbeiführen — sie waren alle wohl genährt.

9.

Die Catacomben.

Der Eingang zu dieser Bibliothek des Todes ist bey einer kleinen Kirche des heil. Januarius, die in einem sehr entfernten Theile der Stadt liegt. Wie eine Bibliothek sind mir die Catacomben in der That vorgekommen, denn die Menschen, die einst Schriftzüge von der Hand Gottes waren, werden hier in Repositorien aufbe-

wahret, um sie einst am jüngsten Tage wieder aufzuschlagen und nachzulesen. Diese Wohnungen der Unterwelt recht anschaulich zu beschreiben, ist schwer, doch will ichs versuchen. Eine weite Höhle gähnt dich an; mit lodernder Fackel steigst du hinein. Man zeigt dir einen Altar, in dem einst der Körper des heil. Januarius verschlossen war, und hinter dem Altar einen eingemauerten Stuhl, von dem herab die Prediger der ersten Christen gepredigt haben sollen. Das will ich nun zwar nicht verbürgen, aber so viel scheint gewiß, daß dieser Stuhl sehr alt ist, und daß man ihn nicht umsonst in die Mauer befestigt hat. Wozu hätte er aber wohl dienen können? Sicher hat ein Mensch darauf gesessen; und dieser Mensch hat schwerlich den seltsamen Geschmack gehabt, hier ganz allein zu sitzen, gewiß war er von vielen Menschen umringt, zu welchen er sitzend redete, wie ein Vater zu seinen Kindern. Der Ort ist auch gar nicht feucht oder sonst mit übeler Luft angefüllt, oder sehr dunkel, denn der weite Eingang der Höle ist unverschlossen, und scheint auch nie verschlossen gewesen zu seyn. Ich glaube daher zwar nicht, daß die ersten Christen hier gerade *geheime* Zusammenkünfte gehalten; aber die armen Leute hatten

kein Geld schöne Kirchen zu bauen, sie fanden hier eine fertig, ihren damaligen Bedürfnissen angemessen, und bedienten sich ihrer. Vielleicht wurde auch nur bei Begrabung der Todten hier zuvor Gottesdienst gehalten, und dann die Leiche linker Hand in die Gruft getragen. Ich nehme einen Augenblick diese Vorstellung als wahr anr ich sehe sie im Geist. Die Bahre, auf welche, der Todte ohne Sarg ruht, steht vor dem Stuhle des alten Mannes, der vormals noch nicht Bischof hieß; er segnet den Todten ein, die Umstehenden beten leise. Jetzt heben Träger die Bahre, Fackeln wallen voran, die dunkle Höhle seitwärts verschlingt den ganzen Zug. Doch so wie die Fackeln den Vorplatz erleuchten, werden geräumige Straßen dieser unterirrdischen Todesstadt sichtbar: sie sind von Felsen überwölbt, erstrecken sich von allen Seiten, hoch und breit genug, um des Zuges Ordnung nicht zu stören. Er wählt eine Straße, bewegt sich vorwärts, und immer länger scheint die Straße zu werden, immer dunkler brennen die Fackeln, du glaubst von Ferne Irrlichter hüpfen zu sehen. An beiden Seiten begrüßt das Licht den still bewohnten Felsen, denn links und rechts sind Betten für die Schlafenden hineingehauen, schmal und nie-

drig, wie die Schlafstätte in eines Seemanns Kajüte. Reihenweise, gleich den Zellen einer Biene, sind die kleinen Kammern in den Felsen gehauen, kleinere für die Kinder, etwas geräumigere für Erwachsene, gleichviel ob in der untern Schicht der reiche Prasser und über ihm der Bettler liege. Meilenweit wandelt der Zug zwischen diesen stummen Bewohnern, ein Plätzchen suchend für den neuen Ankömmling. Endlich — siehe, ein frisch gemachtes Bett, dahinein legen sie ihn, da schlummert er ruhig vielleicht neben seinem Todfeinde; ein Stein wird vor die Oeffnung gesetzt mit seines Namens Innschrift, und dann verlassen ihn die Lebenden, denn schon brennen die Fackeln zu Ende; mit ängstlicher Vorsicht suchen sie den Rückweg, denn wenn ein Seitengang sie irre leitet, wenn die Fackeln verlöschen, so hört kein Sterblicher über ihnen ihre Hülfe rufende Stimme; stets tiefer verlieren sie sich im Labyrinth des Todes, tappen verzweifelnd von Grabe zu Grabe, bis sie endlich, halb erstickt, halb verhungert, ihr eigenes Grab mit den Nägeln scharren.

Man halte diese Schilderung nicht etwa für poetische Uebertreibung. Schon mancher Neugierige fand hier seinen Tod, weil er sich zu tief

hinein wagte, oder weil die Fackel ihm verlosch. Denn ohne Ordnung sind die Gänge in den Felsen gegraben, ein Spiel des Zufalls oder der Laune scheinen sie zu seyn. Drei unterirrdische Stockwerke erheben sich übereinander, auf zahllosen Pfeilern ruhen die Gewölbe, bald steigt man unvermerkt in das obere hinauf, bald muß man sich hüten durch Spalten in das untere hinab zu sinken, das durch Erdbeben zum Theil verschüttet worden. So kann, wer Lust hat, mehrere Meilen forttappen, ja Einige wollen, diese Unterwelt erstrecke sich bis Pozzuoli. Die zahllosen Todtenlager sind zum Theil leer, oder auch großentheils noch mit Schädeln und Knochen angefüllt. Ob es christliche Märtyrer? ob es Heiden waren? oder ob man vor ein paar hundert Jahren die Menschen, die an der Pest starben, hieher warf, sind gleichgültige Fragen für mich. Meine beiden Führer glaubten das erstere mit frommer Zuversicht. Bei meiner Abreise aus Deutschland hatte ich einem Freunde versprochen, ihm einen Knochen aus den Catacomben mitzubringen, ich erinnerte mich jetzt dieses Versprechens, und bat mir einen aus. Der Cicerone war bald willig dazu, aber der Fackelträger, ein kleiner alter Mann, widersetzte sich sehr ernstlich,

Der Cicerone, der eine gute Belohnung hoffte, suchte ihn durch die Vermuthung zu beruhigen, daß ich dieses Verlangen bloß per divozione (aus Frömmigkeit) äußere; ich bestätigte seine Worte sogleich, und der kleine alte Fackelträger gab endlich nach, trat in eine Gruft, wählte lange, verwarf wieder, alle schienen ihm zu groß, zu wichtig. Endlich ergriff er ein Knöchlein, und habe ich recht bemerkt, so küßte er es zuvor, ehe er es in meine Hände gab. Ich mußte versprechen, ja keinem Neapolitaner von diesem heiligen Raube etwas zu offenbaren; ich that es, und mit meiner morschen Beute zufrieden, suchte ich je eher je lieber das Land der Lebendigen wieder zu erreichen. — Mit den verschiedenen Vermuthungen, über die Entstehung der Catacomben, will ich den Lesrr nicht ermüden. Ich müßte sie doch nur aus andern Büchern abschreiben, die in Jedermanns Händen sind. Da die natürlichsten Auslegungen mir immer die liebsten bleiben, so schlage ich mich auf die Seite derer, welche vermuthen, daß hier Anfangs Steine und Puzzola Erde zum Bauen aus dem Berge genommen worden; daß so die Höhle und Gänge eigentlich entstanden, bis man sich endlich so tief hineingegraben, daß das Herausschaffen der Bau-

materialien allzu beschwerlich wurde, und man bequemere Stellen aufsuchen mußte. Nun kam irgend Jemand auf den gescheiten Einfall, die Menschen, die sich ihre Wohnungen da herauf geholt hatten, nach ihrem Tode wieder hinunter zu senden, um die leeren Räume auszufüllen. Der Gedanke fand Beifall, und wurde, erwiesenermaßen, schon in heidnischen Zeiten ausgeführt, wie Tausende von gefundenen Inschriften und Thränengefäßen bezeugen.

10.

Die Theater zu Neapel.

Ich habe schon Anfangs einige Worte über diesen Gegenstand gesprochen, und komme jetzt, kurz vor meiner Abreise, noch einmal darauf zurück. Ein Deutscher, der seine Winterabende hier im Theater angenehm zuzubringen hofft, der irrt sehr, es wäre denn, daß er einen ganz italiänischen Geschmack hätte. In der Regel aber haben die Deutschen noch immer die altväterische Gewohnheit, ins Theater zu gehen, um das Schauspiel oder die Oper mit anzuhören, daher mögen sie denn auch nicht, drei Monat hin-

tereinander, Tag für Tag, die nehmliche Oper sehen und hören, und hätte sie auch die heilige Cäcilie selbst componirt. Den Italiänern gilt das gleichviel, denn sie kommen bloß um zu plaudern, höchstens beehren sie dieses oder jenes Terzett oder Quartett mit ihrer Aufmerksamkeit. Wenn ein solches beliebtes Musikstück angeht, wird es plötzlich still, wie die Gänse einen Augenblick still werden, wenn ein Schuß geschieht, hinterdrein aber desto ärger anfangen zu schnattern. Im recitirenden Schauspiel hat auch dann und wann eine einzelne Scene den Ruhm, sie zum Schweigen zu bringen, es muß aber auf dem Theater geschrieen werden, sonst geht die Scene oft unbemerkt vorüber. Das Theater Fiorentini ist das einzige, welches Dramen und Lustspiele, in den Fasten auch Trauerspiele giebt. Es ist eine recht brave Truppe, die nur das deutsche Unglück hat, eine Directrice zu besitzen, die trotz ihrer reifen Jahre und ausgeflossenen Gestalt, noch immer alle erste Liebhaberinen spielt. Ist die Rolle ihr allzujung, so unterdrückt sie lieber das Stück, wie sie es z. E. mit meinem Bruderzwist machte, der im vorigen Jahre dem hiesigen Publikum sehr gefallen hätte. Ich schlug ihr zu dieser Rolle ein artiges junges Mäd-

chen vor, das mir viel Talent zu haben schien; aber die eintönige und manierirte Signora Lanzetti fand einen solchen Eingriff in ihr Fach zu gefährlich. Der alte Pinotti hat in allen Rollen, die ich von ihm gesehen habe (und deren sind nicht wenige), mein erstes Urtheil über ihn bestätigt. Er ist ein vortreflicher Schauspieler, den ich zuweilen mit Iffland, zuweilen auch mit Eckhof vergleichen möchte. Er wird von den meisten Männern recht brav unterstützt. Sie führen wenig Originale auf, aus der simplen Ursache, weil sie keine haben. Ihr Albergati, Federici, Sograti, Rossi, sind lauter Männer von sehr mittelmäßigen Talenten und armer Einbildungskraft. Die Handlungen, welche sie darstellen, sind romanhaft aber nicht romantisch, selten motivirt, die Character mit unsicherer Hand gezeichnet. Takt für das Schickliche fehlt ihnen oft ganz. Da giebt es z. B. ein Stück: der Chirurgus von Aquisgrana. Der seiner Kunst ergebene Chirurgus hat den Körper eines Geräderten sich zu verschaffen gewußt, um ihn zu anatomiren; als er aber anfangen will, findet er noch Leben in dem Leichnam, und heilt den armen Sünder glücklich. Daraus sind nun fünf Akte gedrechselt worden, in welchen der Gerä-

derte beständig vor den Augen des Publikums herumwandelt. — Die nehmliche Idee hat auch den Herrn Sografi bei seiner Donzella d'Oxford begeistert. Das arme Mädchen wird eines Diebstahls beschuldigt, ins Gefängniß geworfen, und soll gehängt werden. Glücklicherweise ist ein Studiosus Medicinae ihr Liebhaber, er bringt ihr einen Schlaftrunk bei, sie wird für todt gehalten, und, als eine Verbrecherin, dem anatomischen Theater der Universität abgeliefert. Da sehn wir sie nun liegen, die Instrumente zum Anatomiren neben ihr; die Studenten finden sich ein, um der Section beizuwohnen, und siehe da, die Schlummernde erwacht in den Armen ihres Liebhabers. Ist das nicht rührend? — Selbst die Dama prudente scheint mir, ein paar gute Einfälle ausgenommen, ein sehr mittelmäßiges Werk, ob ich gleich hinterdrein zu meinem Erstaunen erfuhr, daß es von Goldoni sey. Die ganze Klugheit der Dame besteht darin, daß sie ihren Mann entsetzlich belügt, und — obwohl in allen Ehren — zu ihrem Liebhaber ins Gefängniß schleicht, um ihren Gatten von seiner Eifersucht zu kuriren. — Meistentheils werden Uebersetzungen gegeben, und zwar habe ich deren aus allen Sprachen gesehen. Einiger Kleinigkeiten von Du-

val, aus dem Französischen, habe ich bereits erwähnt. Außerdem sah ich noch die Schottländerin von Voltaire, und die beiden Grenadiere, eine Farce, in welcher Brünet auf dem Theater Montansier die Pariser belustigt. Der Kesselflicker aus dem Spanischen ist ein Triumph des braven Pinotti. Ein Stück aus dem Englischen wird jetzt einstudirt. Vom Opfertod, aus dem Deutschen, habe ich bereits Rechenschaft gegeben. Auch Menschenhaß und Reue sah ich, wenigstens den ersten Akt, denn man hatte es dergestalt mißhandelt, daß es mir unmöglich war, länger auszuhalten. Den Peter hatte man weggestrichen, statt seiner aber den Greis mit einer Tochter versehen, die bei Meinau (der hier ein Einsiedler ist) betteln muß. Nachdem Meinau dem Greise den Beutel in die Hand gedrückt hat, läuft er nicht etwa davon, wie der Menschenscheue, der wider seinen Willen Gutes thut; nein, er bleibt stehen, duldet, daß der Alte ihm knieend dankt, duldet, daß sein Bedienter, der ihn belauscht, ihm die Hände dafür küßt, und erklärt in einer langen philosophischen Rede: warum er das Geld gegeben? — Das Stück soll durch und durch auf diese Weise verbaalhornisirt worden seyn. Der Graf z. E.

erscheint nicht früher, als bis ihn Meinau gerettet hat, Notabene, nicht aus dem Wasser, sondern von wilden Pferden, die mit ihm durchgingen. Doch ich meyne, der Leser habe an diesem Pröbchen schon genug.

Die Opera Buffa im Theater Fiorentini, welche mit dem recitirenden Schauspiel abwechselt, ist fast noch besser besetzt als dieses. Signora Millar, die Prima Donna, ist zwar ein wenig zu corpulent, aber auf diesem fleischigten Körper, über diesem allzureich begabten Busen, erhebt sich ein allerliebster Kopf, und aus dem allerliebsten Kopfe tönt eine herrliche Stimme. Pellegrini singt den schönsten Baritono, den ich in meinem Leben gehört habe. Casaccio ist ein guter Buffo, den die Natur mit einer drolligen Physiognomie ausgestattet hat. Bianchi, ein braver Tenor, soll vormals noch besser gewesen seyn, in London aber durch Krankheiten die Stärke seiner Stimme verlohren haben. Die Oper, welche leider unaufhörlich gegeben wurde, hieß l'Equivoco delle spose (die Verwechslung der Bräute) und glich dem unter uns bekannten Lustspiele, die Irrthümer einer Nacht, nur daß, wie sichs gebührt, weit weniger Sinn und Verstand darinnen war. Die Musik, von dem Sohne des berühmten

Gu-

Guglielmi, ist recht gut, sinkt jedoch gegen das Ende. — Die Opera Seria im Theater San Carlo habe ich nun auch gesehen und gehört. Die Verwegenheit, nach Gluck eine Iphigenia in Aulis zu componiren, hat der Verfasser schmerzhaft gebüßt. Er heißt Vittorio Trento, und man rühmt seine Musik als gelehrt. Ich glaube das wohl, denn sie ist langweilig, wie alles Gelehrte. Die Prima Donna, Signora Perotti, ist eine häßliche dicke, alte Person, die durch ihren Gesang ihre Figur nicht vergessen macht. Man hat sie einem Achill gegenüber gestellt, der aus Mangel an einem Castraten, durch ein Frauenzimmer (Signora Gazzotti) gespielt und gesungen wird. Sie singt gut, spielt schlecht, und das Pärchen nimmt sich übel aus. Ich schweige von den übrigen; sie halten sich bescheiden in den Schranken der Mittelmäßigkeit. — Der erbärmliche Dichter führt einen prächtigen Namen, er heißt: Signor Don Giuseppe Cavaliere Pagliuca de Conti di Manupello. Es war nicht zu vermuthen, daß ein Mann mit einem solchen Namen etwas Gutes machen würde. In der Vorrede gesteht er zwar ein, daß ein berühmter Dichter vor ihm (Metastasio) den Gegenstand schon behandelt habe, doch sey er dem

Euripides und Racine zu sehr gefolgt; er hingegen, der Herr Pagliuca de Conti di Manupello, habe sich an den Apostolo Zeno gehalten. Bey dem veränderten Geschmack des Publikunms sey es nothwendig gewesen, ihm eine neue Iphigenia zu geben, damit die Bühne dieses lyrische Sujet nicht ganz verlieren möchte. — Der Leser wird hoffentlich nicht verlangen, daß ich ihm einen Auszug aus dieser Schülerarbeit liefern soll. — Die Decorationen von Domenicho Chelli waren sehr mittelmäßig; das Orchester zu schwach und in Präcision und Ausdruck bei weitem dem Pariser nicht zu vergleichen. Kurz, die große Erwartung, die mancher Reisebeschreiber von der hiesigen Oper bei mir erregt hatte, fand sich ziemlich getäuscht. Die Herren Cavaliere, die Unternehmer desselben, sprechen zwar in einer Zueignungsschrift an den König mit vieler Zuversicht davon (wobei sie auch als ächte Höflinge, ohne schamroth zu werden, den König mit dem Kaiser Augustus vergleichen), aber das Publikum läßt sie schmerzhaft empfinden, daß sie sich täuschen. Kein Theater ist leerer, als das schöne Theater San Carlo, und vergebens sucht man, bald durch eine Illumination, bald durch ein neues pas de deux, die Zuschauer hinzulocken. Daß die Logen

leer bleiben, daran sind wohl die ungeheuren Preise Schuld, welche die Herren Cavaliere, um ihren mittelmäßigen und suffisanten pariser Tänzer zu bezahlen, dieses Jahr sehr erhöht haben (für eine Loge im dritten Range mußte ich sieben Dukaten bezahlen), das Parterre hingegen ist unverhältnißmäßig wohlfeil (etwa einen halben Thaler kostet die Entree) ist dabei sehr bequem eingerichtet, und bleibt dennoch leer. — Das dritte Theater zu Neapel ist das theatro nuovo, auf welchem eine eigene Gesellschaft Opera Buffa giebt. Ich habe die Liebe in der Weinlese daselbst gesehen, Musik und Sänger waren nicht schlecht, besonders ein Buffo, der, wo ich nicht irre, Gennaro Lucio heißt, und um den es Schade ist, daß die Jahre ihn sehr zu drücken anfangen. Die Prima Donna hingegen war völlig unbedeutend. Das Theater ist, wie alle hiesigen Bühnen, in der sehr schicklichen Form eines Hufeisens erbaut, hat fünf Reihen Logen, und ist einfach aber gefällig verziert. — Dasselbe gilt von dem vierten Theater, Del Fondo genannt. Es ist nach dem von S. Carlo das größte, und genießt dabei den hier so seltnen Vortheil an einem geräumigen Platze zu liegen. Dennoch wird es gerade am wenigsten gebraucht.

Die Gesellschaft des alten Pulcinella, Giancola, führt zuweilen Spektakelstücke daselbst auf. Ich habe z. B. die afrikanische Hochzeit gesehen, welche meine guten deutschen Landsleute, troz der Donaunymphe, entzückt haben würde; denn es erschienen zwei Chöre Janitscharenmusik, die das Trommelfell der Zuhörer zu zerstören drohten; es marschirten ganze Armeen paarweise auf, eine schöne Prinzessin ritt auf einem lebendigen Rosse, und ihre beiden Zofen ritten gleichfalls auf lebendigen Mähren, ein Mohrenkönig prunkte auf einem Elephanten, und sein General curbetirte auf einen wilden Rappen; das Gewitter schlug ein, Schiffbrüchige schwammen an's Ufer, eine Bataille erfolgte, es wurde entsezlich geschossen — was verlangt man mehr? und es geschah allerdings noch weit mehr, aber ich entfernte mich zu Anfange des zweiten Akts, und kann daher von dem übrigen keine Rechenschaft geben. —

Zuweilen producirt Giancola seine Späßchen auch auf dem teatro nuovo, und ich habe dort den Spiegel der Welt von ihm gesehen, aber es wäre in der That verschwendete Dinte, ein Wort mit diesen Possen zu verlieren. Der Pulcinella (diese Art von Hanswurst, im weißen, oft schmuzigen Hemde, schwarz verlarvt, einen

weißen, pyramidalförmigen Hut auf dem Kopf) spielt überall die Hauptperson, und da er bloß im neapolitanischen Dialekt spricht, auch seine Späßchen meist lokal sind, so gehen sie für einen Fremden ganz verlohren. — Wie aber diese Leute ihre Spektakelstücke anzukündigen pflegen, davon will ich doch, zum Muster für manchen deutschen Schauspieldirektor, ein Pröbchen mittheilen „Schon längst," so hebt der Zettel an, „schon „längst sah man nicht mehr auf der Bühne die „mörderischen Schlachten und die gräßlichen Ge„fechte von Afrika. Allzu denkwürdig sind jene „Thaten, allzu verwickelt jene Begebenheiten, „um nicht die Phantasie des Dichters zu ent„flammen. Auf solche Weise hat ein unge„nannter Autor ein Spektakelstück gebohren. „Geschrieben ist es für die Gesellschaft von „Giancola, welche weder Mühe noch Schweiß „sparen wird, um es würdig darzustellen. Es „heißt: die afrikanische Hochzeit oder die „Eroberung von Tombucto mit dem Pul„cinell, ein Spiel der Wellen und Ue„berwinder der Mohren. Die Garderobe „ist ganz neu dazu verfertigt, die Dekorationen „sind nimmer gesehen worden, der Pulcinell spielt „die Hauptrolle; wir dürfen uns sehr schmei-

„cheln, das geneigte Publikum zufrieden zu stel-
„len u. s. w."

Gewöhnlich treibt Pulcinella sein Wesen auf einem weit kleinern Theater, und nur für die Spektakelstücke miethet er sich auf einzelne Abende ein größeres. Bei ihm werden mehr Originale aufgeführt, als auf allen übrigen Bühnen, aber er verschmäht auch Uebersetzungen nicht; es wird wenige Stücke geben, die er gar nicht brauchen könnte. Wenn nur ein Bedienter darinn vorkömmt, den er zum Hanswurst umschaffen kann, so mag das übrige so traurig seyn, als es wolle. So giebt er z. B. Zemire und Azor. — Ich mag doch nicht ganz Abschied von dem ehrlichen Spaßmacher nehmen, ohne dem Leser wenigstens ein Pröbchen seines Witzes mitgetheilt zu haben. Ich wähle dazu die Wachsamkeit oder den nächtlichen Arzt, mit Pulcinella, blind und stumm aus Hunger. Das Stück ist durchgehends sentimental. „O lieber Knecht!" spricht Madame Wilfalt zu ihm; „Gefährte unsrer Leiden! was bringst du Neues?" — Pulcinell. Um Gotteswillen! gebt mir geschwind fünf und zwanzig Pfund Maccaroni und ein tüchtiges Stück Käse dabei. — Madame Wilfalt. Hast du ausgerichtet, was

ich dir auftrug? — Pulc. Ausgerichtet? M. Wilf. Hast du geredet wegen des Gemähldes? — Pulc. Geredet? — M. Wilf. Aber so antworte doch! — Pulc. Was soll ich antworten, da mein Leib so schlaff ist, als eine Sackpfeife ohne Wind. — M. Wilf. Geduld! — Pulc. Was Geduld! es ist die Rede davon, daß ich seit gestern noch nüchtern bin. Ich hatte die treffliche Gewohnheit, zwölfmal des Tages zu essen und alle Viertelstunden wenigstens etwas zu kauen, um die Kinnbacken in Uebung zu erhalten; will ich nun die verlohrne Zeit einholen, so muß ich wenigstens in sechs Schenken, achtzehn Wirthshäuser und vier und zwanzig Keller gehen. — M. Wilf. Beklage dich nicht über uns, sondern über das Schicksal. — Pulc. Ist das Schicksal zu Hause? ich will ihm den Kopf waschen. — M. Wilf. Ach! es hat seine Freude daran die Sterblichen zu quälen. — Pulc. Es wird wohl eine Apothekerstochter seyn. — „O Mutter!" ruft das Kind der Madame Wilsalt: „seyn sie nicht so traurig." (mesta) — Pulc. Recht so, mein Schatz, zuerst die Suppe (im Volksdialekt la menestà) — M. Wilf. Wie soll ich der Strenge des Schicksals widerstehen? (fato) — Pulc. Es ist unmöglich, den Geruch von

Stuffato (Gestoofken) zu widerstehen. Aber wann gehen wir zu Tische? — M. Wilf. Immer war es mir zuwider! (fatale) — Pulc. Wie? erst nach Weihnachten! (natale) Gehorsamer Diener! unterdessen kann ich mein Herz in eine Zukkerbüchse verkaufen. — So geht es nun immer fort; nichts als Wortspiele und plumpe Späßchen, durch den Dialekt vollends ganz unverständlich. Der Toskaner würde den Pulcinell kaum verstehen, so wenig als der Sachse den Wiener Casperl versteht. — Das fünfte Theater, San Ferdinando, habe ich nicht gesehen; es liegt in einem sehr entfernten Theile der Stadt, ist meistentheils verschlossen, oder giebt auch bloß Farcen mit dem Pulcinell, soll übrigens groß und schön gebaut seyn wie die andern. — Das sechste Theater ist eine Puppenkomödie, die sich auch wohl einmal mit ansieht, denn der Saal ist ziemlich groß, hat eine Reihe Logen und ist artig verziert. Die Decorationen sind gut gemahlt, die Puppen von der Größe eines zehn bis zwölfjährigen Knaben, gut gekleidet, machen sehr natürliche Bewegungen (nur gehen sie schlecht), die Leute, welche sie regieren, deklamiren wohl so gut als auf irgend einem andern Theater, und die Stücke, welche sie aufführen, sind auch um

nichts schlechter; nur freylich bestehen die Zuschauer, wenigstens im Parterre, aus Creti und Pleti, und da der Saal niedrig ist, so fällt die unreine Luft sehr beschwerlich. Die höhern Stände, welche sich an die geistreiche Unterhaltung des Hazardspiels gewöhnt haben, halten es für unanständig hier zu erscheinen. Ich erinnere mich, eine ähnliche Puppencomödie in Berlin gesehen zu haben, die bisweilen auch von recht vornehmen Leuten besucht wurde, ja, von der sogar die neue Dichterclique behauptete, sie sei dem Nationaltheater weit vorzuziehen, denn das sei die eigentliche Comödie. Sie hatten Recht, weil sie ihre eigenen Stücke zum Maaßstab nahmen.

Noch ein paar kleine Pulcinelltheater verdienen weiter keine Erwähnung. Sie spielen mehrere Male des Tages, bloß für den geringsten Pöbel, den sie theils durch große ausgehängte Bilder, theils durch die Späßchen eines Pulcinell herbeilocken, der eigentlich nicht zur spielenden Truppe gehört, sondern der weiter nichts zu thun hat, als den ganzen Tag draußen vor der Thür auf einem Tisch zu stehen, und mit dem Pöbel von den Herrlichkeiten zu schwatzen, die er inwendig sehen wird. Bricht der

Abend herein, so zündet der Kerl eine Fackel an, und läßt sich von Straßenbuben leuchten. Bewundern muß man seine nie zu ermüdende Lunge. In solchen Theatern sind Hitze und Knoblauchgestank unerträglich, auch schaben und kratzen sich die Nachbarn unaufhörlich. Wieder herauszukommen ist sehr schwer, denn sie sind gepfropft voll, und alle Sinne der Zuschauer so an das Schauspiel gefesselt, daß Niemand hört, sieht noch ausweicht.

Der Hof besucht bloß das Theater S. Carlo, und zuweilen, aber selten, das der Fiorentini. In dem letztern habe ich nur einmal das Glück oder Unglück gehabt, den Hof anzutreffen. Allerdings mag ich es ein Unglück nennen, denn es war ein regnigter Tag, alle nach dem Theater führende Straßen waren schon mehrere Stunden vorher mit Dragonern zu Pferde dicht besetzt, die mit gezogenen Säbeln fast eben so unter dem Volke herumtobten, wie bei der beschriebenen Hinrichtung. Bei der letzten Straße mußte Jedermann aussteigen und den übrigen kothigen Weg zu Fuß machen, wobei man das Vergnügen hatte, von den Pferden der Dragoner mit Koth bespritzt zu werden. In den Corridors selbst mußte man sich durch ganze Rei-

hen von Grenadieren drängen, die, durch ihren Beruf unverschämt gemacht, keinem Menschen ausweichen. Der Hof selbst vermehrte die Gefahr auf den Straßen durch seine Ankunft, denn er brachte abermals ein großes Detaschement Dragoner mit, die vorausritten, nahe am Theater plötzlich zu beiden Seiten sich schwenkten, und alle, die da standen, ohne Barmherzigkeit an die Wand quetschten. Beim Herausgehen war es natürlich noch ärger. Kurz, ich rathe Jedermann, der in das Theater Fiorentini gehen will, sich vorher zu erkundigen, ob der Hof hineinkomme, und in diesem Fall lieber zu Hause zu bleiben. Natürlich vermehren solche mißtrauische Anstalten die Liebe des Volks nicht. — Wenn nun vollends ein Preuße dabei an die Prunklosigkeit seines guten Königs, seiner holden Königin denkt! die nicht einmal auf sich warten lassen. Welch ein Kontrast! — Hier hat der Hof die löbliche Gewohnheit, die Stunde des Anfanges zu bestimmen, aber sich nie zu dieser Stunde einzufinden. Oft liest man angeschlagen: das Schauspiel werde, auf höchsten Befehl, um fünf Uhr Abends anfangen; dann fängt es gewöhnlich um halb acht Uhr, zuweilen aber auch wohl um halb fünf Uhr an.

Ob die Zuschauer Langeweile haben oder zu spät kommen, dies gilt dem Hofe gleich viel. — Es ist doch wahrlich nicht rathsam, die Verachtung und Geringschätzung, welche man für das Volk hegt, so deutlich zu erkennen zu geben; man verscherzt dadurch jedes freiwillige Zeichen der Anhänglichkeit, das in den Augen des bessern Fürsten allein Werth hat, und in den Augen des Despoten wenigstens seine Sicherheit verbürgt.

11.

Die Porzelainfabrik.

Das Magazin der Königl. Porzelainfabrik ist weder an Reichthum noch an Vollkommenheit mit dem Berliner, Dresdner und Wiener zu vergleichen. Die Materie selbst scheint schlechter zu seyn, wenigstens fällt ihr Weiß ins Gelbliche Die Mahlerei ist hart. Meistens sind es Copien von den Gemählden aus Herculanum und Pompeji, und darauf bildet man sich hier am meisten ein. „Wenn wir auch in andern Dingen manchen Ländern nachstehen," sagt man, „so haben wir doch noch für die Mahlerei die besten Muster." Gerade das möchte ich leugnen, in sofern

von den Kunstwerken jener ausgegrabenen Städte die Rede ist. Es geht den antiken Gemählden wie manchen poetischen Werken, die sich in keine fremde Sprache übersetzen lassen; copirt man sie, so zieht man den Schleier ab, in welchen das ehrwürdige Alterthum ihre Fehler verhüllte. Diese Bemerkung drängt sich hier fast bei jedem Schritte auf. Einige Vasen ausgenommen, sind auch die Formen der übrigen Dinge meist sehr geschmacklos. Das einzige, worinn die Fabrik die Berliner übertrifft, der Dresdner aber nachsteht, sind die Figuren in Biscuit. Der Vorrath davon ist sehr ansehnlich und mannichfaltig, viele der besten antiken Statuen, z. B. Laokoon, sind ziemlich glücklich kopirt worden. Die Königin sieht man hier, etwa ein Fuß hoch — ihre Physiognomie bestätigt nichts von dem, was Gorani von ihr geschrieben, und, seinem eigenen Witz zu liebe, gefabelt hat. Des Wunsches habe ich dabei mich nicht erwehren können, daß doch auch Berlin uns ein solches Götterbild auf unsere Hausaltäre liefern möchte. — Die Preise der Porzelainfabrik zu Neapel sind sehr hoch, der Absatz aber auch gering, denn die Fremden finden es überall besser, und den Einheimischen ist das Porzelain — zu reinlich.

12.

Einige Kunstwerke in Palästen der Großen.

Volkmann nennt mehrere Palläste, die gar nicht mehr vorhanden, zum Theil in der Revolution zerstört worden sind; er schweigt von andern, die zu seiner Zeit noch nicht existirten. — In dem Pallaste des Prinzen Santabona ist eine zahlreiche Gemähldesammlung, ein Saal und sechs bis acht Zimmer hängen ganz voll. Zum Behuf der Fremden sind in jedem Zimmer zwei Tafeln befindlich, auf welchen, in italiänischer, französischer, deutscher und englischer Sprache die Gemählde aufgezeichnet sind, neben jedem der Name des Mahlers. Das ist eine sehr feine Aufmerksamkeit des Fürsten, die jeder Fremde ihm Dank wissen wird, aber nicht fein ist es, daß er seine Listen mit so vielen berühmten Namen ausstaffirt, welche die höchste Erwartung erregen; wendet man nun das Auge von dem geschriebenen Tizian oder Raphael auf den gemahlten, so erschrickt man und gafft das Bild mit offnem Munde an, Schönheiten suchend, die gar nicht vorhanden sind. Zwar bin ich nicht Kenner genug, um behaupten zu dürfen,

die Stücke, welche der Prinz von Santobona den größten Meistern zuschrieb, wären gar nicht von ihren Pinseln; aber das darf ich sagen, auch ohne so tief in die Geheimnisse der Kunst eingedrungen zu seyn, daß, wenn sie wirklich von ihnen herrühren, es ihre schlechtesten Arbeiten sind. Vor allen Dingen nehme ich aber die Geißelung Christi aus, ein großes Bild von Rubens, das dem Namen seines Urhebers Ehre macht. Es ist in jeder Rücksicht vortrefflich, und gehört unter die vorzüglichsten Bilder, die ich in Neapel gesehen habe; Schade nur, daß die Wahl des Gegenstandes so unglücklich ist, denn wer mag lange hinsehn, wie ein Mensch den Staupbesen bekommt, und das Blut ihm von dem Rücken herunter läuft? — Auszeichnen möchte ich auch den Märtyrertod der heil. Cäcilia von Domenichino, dessen Vorstellungen überhaupt unter die wahrsten gehören, er ist ein klarer Dichter, nur wiederhole ich auch hier meine Klage über den vermaledeiten Gegenstand, und überdies scheint mir das Colorit ein wenig zu hart. — Bei einer Himmelfahrt Christi von Vasari bemerke ich abermals, wie wenig Mahler es giebt, welche die Auf- und Abstufungen der menschlichen Empfindungen treu darzu-

stellen wissen. Christus schwebt bereits in den Wolken und wird nur noch in der Ferne gesehen, die Jünger bilden eine Gruppe, und schauen ihm nach; welch ein weites Feld für den Seelenmahler! aber diese Gesichter drücken höchstens eine fröhliche Neubegier oder ein dummes Erstaunen aus. Wahrlich, hätte nur Vasari jemals einen Luftballon aufsteigen sehen, er hätte sich ganz andere Muster zu seinen Köpfen sammlen können. — — Ein kleines Bild aus der Schule Raphaels hat der Fürst mit viertausend Ducaten bezahlt. Ich weiß nicht recht was es vorstellen soll, vieles darauf ist ganz verwischt, und was übrig blieb ist hübsch bunt. Die sogenannten Kenner sind doch in der That närrische Leute; sie geben gewaltig viel Geld aus, um glauben zu machen, sie sähen mehr als andere Menschen, und doch kann ihre verschwenderische Eitelkeit es nicht dahin bringen, daß nicht dann und wann ein unbefangener Fremdling aufträte, und sie herzlich auslachte. — Man wird bei dem Fürsten von Santobona nicht leicht einen berühmten Namen aus der italiänischen Schule vergebens suchen; aber meistens wird man auch nur die Namen finden; mir wenigstens ist, noch einige schöne Köpfe ausgenommen, von seiner

großen

großen Sammlung nichts weiter als das eben genannte im Gedächtniß geblieben.

Noch schlimmer ist es mir bei dem Duca del Gesso ergangen, wo ich anfangs glaubte, man wolle meiner spotten. Selbst die paar Gemählde, die durch Vorhänge verhüllt waren, würden, ohne diese Vorhänge, wohl nie eines Menschen Aufmerksamkeit an sich ziehen. So verhüllt sich eine alternde Schöne, um wenigstens schmeichelhafte Vermuthungen zu erregen. Ich kann von der Sammlung des Herzogs del Gesso nichts weiter sagen, denn ich bin so glücklich gewesen, sie ganz zu vergessen.

Der französische Minister Alquier ist ein Liebhaber und Beförderer der Künste. Seine Gemähldesammlung ist zwar noch klein, sie ziert bloß seinen Arbeitssaal, aber es sind lauter auserlesene Stücke. Nur möchte ich den trefflichen Kopf des heil. Johannes, wie er abgehauen auf der Schüssel liegt, nicht in mein Studierzimmer hängen; der große Meister, dessen Namen ich vergessen, hat die Natur gräßlich treu copirt.

Der Marchese Berio ist einer der reichsten, und, was man so selten beisammen trifft, der gebildetsten Cavaliere. Er besitzt eine gewählte Bibliothek, von etwa zehntausend Bänden, die

er selbst nach den verschiedenen Klassen der Literatur geordnet hat. Sein großer Pallast in der Straße Toledo ist sehr geschmackvoll verziert, größtentheils mit Basreliefs von der Hand des berühmten Canova. Auch von unserm Landsmann Tischbein fand ich hier das Original eines Gemähldes, von dem ich schon irgendwo in Deutschland die Copie gesehen und bewundert hatte: ein Mann und ein Jüngling, die zu Roß von der Jagd zurückkehren, mit Beute von wilden Thieren behangen sind, und hinter sich einen erlegten Löwen schleppen. Der Jüngling ist ganz nackt; das Ganze im antiken Styl, sehr poetisch gedacht, bringt treffliche Würkung hervor. — Einen Garten besitzt der Marchese, der dem Wundergarten der Semiramis gleicht, denn er ist im zweiten Stockwerk befindlich. Wodurch er aber einen großen Vorzug vor dem Garten der Semiramis gewinnt, ist ein Pavillon, in dem eine herrliche Gruppe von Canova steht, *Venus* und *Adonis*. Man behauptet zwar, es sey keine von des vortrefflichen Künstlers *besten* Arbeiten, und man mag Recht haben. Doch das schlechteste Produkt von Canova's Meißel (wenn man anders das Wort *schlecht* hier gebrauchen darf) ist noch immer so überraschend schön, daß

ein Mensch von einigem Gefühl in der ersten Viertelstunde schwerlich daran denken mag, Fehler aufzusuchen. — Jeder Fremde suche durch einen Bekannten sich bei dem Marcheso Berio einführen zu lassen, er wird, außer dem Kunstgenusse, auch in der Gesellschaft eines Mannes sich wohl befinden, der Sinn für Wissenschaften hat, mehrere europäische Sprachen fertig redet, und zugleich ein liebenswürdiger, zärtlicher Familienvater ist. Ich wüßte nichts an ihm auszusetzen, als daß er den Gast mit Höflichkeiten zuweilen fast erstickt.

13.

Die Studien.

Sicher wird niemand errathen, was man in Neapel unter dieser Benennung versteht. Die Königliche Bibliothek und die Sammlung von antiken Statüen werden, beide zusammen, mit dem Namen Studien bezeichnet. Aber man bilde sich ja nicht ein, daß dort studirt werde. Zwar steht die Bibliothek dem Publikum täglich von acht Uhr des Morgens bis ein Uhr Mittags offen, ich selbst habe, während meines Auf-

enthalts, wohl zwanzig ganze Vormittage darin zugebracht, doch nie habe ich, außer einigen Studenten und denen, welche ihre Pflicht fesselte, Jemand hier gefunden. Da ist es in Paris ganz anders; da sitzen die Wißbegierigen in allen Sälen an langen Tafeln, die Unterbibliothekare haben genug zu thun, die verlangten Bücher herbei zu holen, und sogar Türken fand ich dort, die in arabischen Schriften blätterten. Hier liest und blättert niemand; alles ist öde, aber darum doch nicht still. Die Bedienten und Handlanger der Bibliothek sind so wenig gewohnt, fremde Studirende dort zu sehn, daß sie beständig laut singen und plärren, und gar nicht daran denken, daß Jemand dadurch gestört werden könne. Der Bibliothekar ist ein höflicher Mann, der ein wenig französisch radebrecht. Da er einen Königl. Befehl erhalten hatte, mich ungehindert die Bibliothek und deren Manuscripte benutzen zu lassen, so war er so gefällig, mir ein eigenes Zimmer einzuräumen, wo ich ganz ungestört zu seyn hoffte. Aber ein Mensch, der kein Schüler mehr war, und der, ohne dazu gezwungen zu seyn, täglich vier Stunden hier zubrachte, schien den Leuten so merkwürdig, daß alle Augenblick dieser oder jener die Thür öffnete, und mir

ein Weilchen mit Verwunderung zusah, bis sie es endlich gewohnt wurden und aufhörten mir lästig zu seyn. — Vor dem Haupteingang hat man, unter andern Gesetzen, auch in Marmor gegraben: daß keinem bei der Bibliothek angestellten Beamten ein Geschenk gemacht werden, und keiner sich unterstehen solle, etwas anzunehmen. Aber derjenige Fremde würde sehr schief angesehen werden, der sich an dieses Verbot kehrte, denn alle Blicke sind gierig auf ihn gerichtet, alle Hände erscheinen ihm hohl gekrümmt, und für das, was er bei einem gewöhnlichen Besuch zu sehen bekommt, muß er recht viel zahlen.

Das Gebäude ist, den Schmutz abgerechnet, schön. Eine breite, künstlich gebrochene Paradetreppe führt zu dem großen Saale, der etwa achtzig Schritte lang und von verhältnißmäßiger Breite ist. Die Wände desselben sind zwei Stockwerk hoch, mit Büchern tapezirt, um den zweiten Stock läuft eine schmale hölzerne Gallerie. Die Bücher sind nach den Wissenschaften geordnet, und über jeder Abtheilung hängt ein Täfelchen, auf welchem geschrieben steht, was darunter zu suchen ist: z. B. Poeten, Grammatiker, Rhetoren u. s. w. Die theologischen Schriften sind die zahlreichsten, obgleich man, um

ihre unverhältnißmäßige Anzahl nicht gar zu auffallend zu machen, sie wiederum in mehrere Zweige vertheilt hat, als da sind: Kirchenväter, Concilien, Bibeln u. s. w. Zusammen genommen machen sie reichlich ein Sechstheil des Ganzen aus. Unter den Polygraphen steht Bayle! übrigens sind die Polygraphen fast lauter Deutsche. — Auf die Sammlung von Kupferstichwerken scheint man sich etwas einzubilden. Sie ist, im Vergleich mit der Pariser, nicht des Nennens werth. — Der Handschriften sind ziemlich viele, aber man bekommt nichts weiter davon zu sehen, als die Paradestücke, die sie jedem Fremden vorreiten, nemlich: eine Bibel mit schönen Gemählden, (unter welchen mir aufgefallen, daß die Schlange, welche Eva verführt, einen Frauenzimmerkopf hat) ein vortrefflich geschriebener Homer, der noch merkwürdiger dadurch wird, daß Raphael sein Portrait hinein gemahlt hat. Warum? wußte der Führer nicht eigentlich zu sagen. Er meinte, es sey auf Verlangen eines Medicis geschehen, von welchem dies Manuscript nachmals an die Bibliothek gekommen. Ein sehr sauberer Virgil; Briefe, ich weiß nicht mehr welches Kirchenvaters aus dem siebenten Jahrhundert, und endlich, ein ei-

genhändiges Manuscript von Tasso, welches besonders alle diejenigen zu ihrem Troste besehen mögen, die eine unleserliche Hand schreiben. Ich fragte nach deutschen Handschriften, aber vergebens. Es sind welche da, war die Antwort, doch man zeigte sie nicht. Die Manuscripte füllen ein eigenes großes Zimmer, welches aber dem Publikum nicht offen steht, sondern in der Regel verschlossen ist. Daß man auch den bekanntesten Einwohnern, kein Buch nach Hause leiht, ist ein großes Hinderniß, die Bibliothek zu benutzen, wenn man nicht Equipagen hält, oder zufällig in der Nachbarschaft derselben wohnt. Die Anzahl der Bände soll sich über achtzigtausend belaufen. Der große Saal ist mit einigen sehr mittelmäßigen Gemählden verziert, und mit bunten Kacheln gepflastert, die zwar einen sehr geschmacklosen, aber doch reinlichen Fußboden bilden. Stellt man sich in die Mitte, und schreit zur Decke hinauf, so wird man durch ein gewaltig zitterndes Echo überrascht.

Wenn der Fremde die Bibliothek verlassen, und die schöne Treppe wieder herunter gestiegen, so betritt er rechter Hand die allerschmutzigsten und dunkelsten Gänge, die jemals existirt haben, seit es Schmutz und Dunkelheit in

der Welt giebt; und das ist der Ort, wo eine herrliche Sammlung von alten Kunstwerken, die berühmte Farnesische Erbschaft, aufbewahrt wird. Hier steht der Farnesische Herkules, zürnend über den unwürdigen Platz; hier steigt Venus aus dem Bade und würde wohl thun darin zu bleiben. Hier muß Flora sich von den Blumen entwöhnen, und höchstens mag Agrippina den finstern Ort ihrem Kummer angemessen finden. Alle jene Meisterwerke sind so bekannt, daß es überflüßig wäre, davon zu sprechen oder sie zu loben. Selbst unter dem Staube, der sie verzehrt, gebieten sie noch Ehrfurcht und Bewunderung. Hier findet sich auch ein Denkmal der ungeheuresten weiblichen Eitelkeit, das bis zum jüngsten Tage kein Fremder ohne Lachen ansehen wird. Eine römische Kaiserin nemlich, ich habe vergessen welche, hat in einem Alter von wenigstens sechszig Jahren, noch den tollen Einfall gehabt, sich in der Gestalt derjenigen Venus, die wir die mediceische nennen, in Lebensgröße abbilden zu lassen. Schon die Schaamlosigkeit des alten Weibes, sich nackend hinzustellen, ist bewunderungswürdig; aber nun vollends dieser alte Kopf auf dem zarten jugendlichen Leibe, diese verschämte Stellung, dieses züchtige Bestre-

ben, Dinge zu verbergen, nach welchen bei ihr kein Auge mehr blickte; es ist wirklich zum Todtlachen. Ueberhaupt muß es wohl damals unter den Römerinnen Mode gewesen seyn, in dieser beliebten Gestalt sich zur Schau zu stellen, denn ich fand noch eine Copie derselben Venus, deren Gesicht gleichfalls ein Portrait war; doch hier verzeiht man dem Originale, denn es ist ein ganz artiges interessantes Gesicht. — Die Zahl der bekannten und unbekannten Büsten ist sehr groß, es sind herrliche Köpfe darunter, aber grade von den ausdruckvollsten weiß man nicht, wem sie angehört haben. — Mehrere Basreliefs sind von großem Werth, die besten schon vor alten Zeiten in derbe hölzerne Rahmen gefaßt, mit Thüren versehen, wie man bei Altargemählden zu thun pflegt. Einige darunter hätte ich mir gern erklären lassen, aber wir hatten einen albernen Schulknaben zum Führer, der seine auswendig gelernten Namen herleierte, und sonst keine Frage zu beantworten wußte. Da ist zum Beispiel Eines, auf dem ein junger Held zu schauen (der Bube nennt ihn Alexander) an welchen sich traulich ein Genius lehnt; ihm gegenüber sitzt ein schönes, verschämt niederblickendes Mädchen (der Bube tauft es Helene) neben ihm Venus, ihm

Muth zusprechend; höher oben die Bildsäule einer Göttin, welche der Bube frisch weg zur Göttin der Ueberredung macht; über jeder Figur ist eine griechische Inschrift, und das Ganze hat mir vortrefflich geschienen. Soll es vielleicht Prinz Paris seyn? dann würde das Uebrige wohl passen. — Einen Catalog von diesen herrschen Kunstwerken giebt es nicht. Man sagt, es werde daran gearbeitet. Man sagt das ein wenig spät und thut es vielleicht noch später. Man schmeichelt sich auch mit der Hoffnung, daß den Künsten bald eine minder demüthige Wohnung werde angewiesen werden. Es ist in der That die höchste Zeit, denn ich will wetten, daß des Königs Jagdhunde besser logirt sind, als der Farnesische Herkules.

Leider finden sich hier auch Spuren von der barbarischen Kunstgier der Franzosen. Sie hatten, ihrer löblichen Gewohnheit zufolge, manches mitnehmen wollen, woran sie nachher verhindert wurden; aber eine sehr schöne Gruppe, Orest und Electra, steht noch eingepackt, und zwar so elend, so tölpisch eingepackt, daß ein Bein zerbrochen worden, und der Leib des Orest einen Riß bekommen hat. Auch zwei Termen mit den Köpfen des Sokrates und Homer, stehen

schon zum Transport bereit. An der des Sokrates ist eine lange griechische Inschrift befindlich, die man aber jetzt nicht lesen kann, weil sie von den hölzernen Leisten größtentheils bedeckt wird. — Ehe ich die Studien verlasse, muß ich noch dankbar eines Mannes erwähnen, der mit wahrer Humanität sich bestrebt hat, allen meinen Wünschen, in so fern sie Künste und Wissenschaften betrafen, Vorschub zu leisten. Es ist der Marchese Tacconi, einer der Conservatoren der Königl. Bibliothek, ein freundlicher, kunstliebender Mann, dessen schöne geräumige Wohnung einem Tempel der Musen gleicht. Seine eigene Bibliothek ist ansehnlich, und er besitzt die schönsten und seltensten Ausgaben. Seine Gemähldesammlung ist klein, aber auserlesen. Ich habe unter andern eine Madonna von Raphael bei ihm gesehen, die mich entzückt hat. Das Christuskind reitet auf einem Lämmchen. Die Idee ist allerliebst, und die Ausführung Raphaels Pinsel würdig.

Eine Bemerkung hat sich mir schon oft beim Schreiben aufgedrungen, und jetzt eben wieder. Ich habe in Frankreich, Italien, Deutschland, und Rußland so unendlich viel Bilder gesehen, die man für Werke großer Mahler ausgiebt, daß

es mir gradezu unmöglich scheint, daß eines Menschen Leben hinreichen könne, so viele Meisterstücke hervor zu bringen. Wir wollen zum Beispiel bei Raphael stehen bleiben. Bekanntlich wurde er nicht alt, ich glaube nur einige dreißig Jahre; und dennoch habe ich nun schon so viele Bilder gesehen, die ihm zugeschrieben werden, daß, wenn sie würklich alle von seiner Hand wären, er wenigstens in jeder Woche eins gemahlt haben müßte. Hat man denn kein authentisches Verzeichniß oon seinen Werken? — Wenn ich nur an den Vatikanischen Pallast zu Rom denke, so kommt es mir vor, es sey unmöglich, daß er außerdem noch etwas anders geliefert haben könne. Vermuthlich haben Dutzende seiner bessern Schüler ihren eigenen Ruhm aufopfern müssen, um den seinigen zu vergrößern.

14.

Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner.

Es wäre allzukühn, wenn ich mich unterfangen wollte, nach einem Aufenthalt von kaum zwei Monaten, ein Sittengemählde von Neapel

zu versprechen. Nur einzelne, aber wahre Züge vermag ich zu liefern. Die Neapolitaner haben unter andern auch das mit den Thieren gemein, daß sie ihre Sitten nicht verheimlichen, das Unschickliche nicht fühlen, und daher auch keinen Beobachter scheuen; es ist also leicht die Grundzüge aufzufassen, doch beschränke ich mich hauptsächlich auf die höheren und niederen Stände; die mittlern sind mir ganz unbekannt geblieben. — Wenn ich von einem Volke, ohne es zu nennen, erzählte: es sey faul, unreinlich, sinnlich, abergläubisch, auf Hazardspiele mit Wuth erpicht, völlig gleichgültig gegen Künste und Wissenschaften, bloß Flitterstaat liebend, der ehelichen Treue fremd — würde man nicht glauben, ich spräche von Irokesen oder Hottentotten? — nun ja, die vornehmen Neapolitaner sind die Wilden von Europa. Sie essen, trinken, schlafen, spielen. Sie haben und treiben kein anderes Geschäft als das Spiel. Die Staaten von Europa wälzen sich um, sie spielen. Pompeji geht aus seinem Grabe hervor, sie spielen. Die Erde bebt, der Vesuv speit Flammen, sie spielen. Die prächtigen Ruinen von Pästum, wenige Meilen von hier, vor Jedermanns Augen prangend, mußten von Fremden entdeckt werden, denn die

Neapolitaner spielten. Die ersten Herzöge und Prinzen sind Spielwirthe. Ein Prinz Ruffano, einer der angesehensten des Landes, hält das erste Spielhaus in Neapel, und außer dem seinigen giebt es noch zwanzig dergleichen! Dahin fährt Abends die ganze vornehme Welt. Der Fremde läßt sich von irgend einem Bekannten präsentiren; doch das geschieht nur pro forma. Man macht dem Wirth und der Wirthin eine flüchtige Verbeugung, welche von beiden flüchtig erwiedert, und in der Regel dabei kein Wort gesprochen wird. Uebrigens ist man da wie auf dem Kaffeehause — schlimmer als auf dem Kaffeehause, denn da kann man wenigstens für sein Geld fodern, was einem beliebt; hier giebt es keine Erfrischung, etwa ein Glas Wasser ausgenommen, wenn man es vorher zehnmal bei den Bedienten bestellt hat. Ein großer, dürftig genug möblirter Saal ist der Tummelplatz von Rouge et noir und faro. Hoch über einander gethürmte Stühle in einer Ecke des Saals beweisen, daß man auf zahlreiche Gesellschaft rechnet. Kaum ist der bunte Haufe herein gerauscht, so lagert er sich auch schon mit gierigen Blicken um die Gold blinkende Tafel. Conversationen werden diese Zusammenkünfte genannt, aber

wehe dem, der hier eine Conversation anspinnen wollte! Kaum einzelne Worte darf man sich zuflüstern; erlaubt man sich mehr, so zischen alle Lippen, um tiefes Schweigen für die heiligen Mysterien des Spiels zu fodern. Weiber, besonders alte Weiber, sitzen mit langen Knochenfingern, die weit heraussstehenden Augen unbeweglich auf rouge et noir geheftet, mit grün funkelnden Augen Geld einstreichend, oder Lamentationen über die treulose Fortuna aus Zahnlücken heulend. Auch junge hübsche Weiber entweihen hier die Würde der Frauen, sprechen der Schönheit und der Grazie Hohn. Die Prinzessin N*** z. B., eine liebliche Gestalt, ist eine determinirte Spielerin. Manche andere, ihres Berufes gewissenhafter eingedenk, kommen, um neue Eroberungen zu machen, oder alte fest zu halten, und in beiden Geschäften thun sie sich keinen Zwang an; ein Fremder hat es auf den ersten Blick weg, wer eben der begünstigte Liebling dieser oder jener Dame ist. Die Männer sind entweder gar nicht gegenwärtig, oder sie bekümmern sich nicht im geringsten um die Weiber, denn von der so sehr verrufenen italiänischen Eifersucht wird man keine Spur gewahr. Auch Geistliche, und sogar Kinder spielen, wie z. B. die kleine acht-

jährige Tochter des Marquis Berio, der einer der aufgeklärtesten Neapolitanischen Kavaliere ist. — Einige behaupten, diese heillose Spielwirthschaft trage dem Prinzen Ruffano jährlich funfzigtausend Dukaten ein. Andere wolleu wissen, er bekomme bloß täglich zwölf Dukaten dafür, daß er sein fürstliches Palais zum Tripot einräume. Er selbst ist nicht Bankier, aber vielleicht hat er Antheil an der Bank, und so könnte beides wahr seyn. Der Bankier wird, in seiner Art, für einen sehr ehrlichen Mann gehalten; wenigstens ist gewiß, daß er ohne Mißtrauen spielt, und zuweilen auf ausdrückliches Verlangen, eine gewonnene Summe zweimal auszahlt, wie ein nahestehender sicherer Beobachter mit eigenen Augen gesehen hat. Ein anderer, gleichfalls zuverläßiger Mann, hat mich versichert, man müsse überhaupt schnell seyn, das Gewonnene einzustreichen, denn sehe man sich etwa dazwischen einmal um, so überhebe einen der Nachbar der Mühe. Vielleicht ist dieses wie jenes aus Zerstreuung geschehen, aber geschehen ist es.

Wer nun einmal in diesen Spielgelagen präsentirt worden, der kann da täglich ab- und zugehen, wie auf einem Kaffeehause, kann auch

andere

andere Fremde gelegentlich wiederum präsentiren, deren Namen man eben so wenig behalten wird, als den seinigen; es wäre denn, daß er selbst fleißig und hoch spielte, denn das ist die einzige Möglichkeit in den guten Gesellschaften von Neapel die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehn. — So wird, bis zwei Uhr in der Nacht, Zeit, Geld, Gesundheit und Sittlichkeit verspielt. Dann fährt man nach Hause, um bis gegen Mittag zu schlafen. Alsdann wird etwa ein Spaziergang in der Villa reale gemacht, wo das Schnappen nach frischer Luft Mode ist. Die jungen Herren fahren in einem Karrikel dahin, um sich und ihre Pferde zu zeigen. Um zwei, höchstens drei Uhr wird zu Mittage gespeist, und nach dem Essen folgt eine Spazierfahrt, entweder in Santa Lucia, oder auf der Magdalenenbrücke, oder wo sonst eben im Winter die Sonne hinscheint. Um die Sonne wäre es aber im Grunde wenig dabei zu thun, wenn sie nicht fein hell leuchtete, daß man Reize, Kleiderprunk und besonders Equipagen in ihrem Licht zur Schau stellen kann. Auf Equipagen halten die Neapolitaner gewaltig viel, nicht eben auf kostbare oder sehr elegante Equipagen; sie darf nur mittelmäßig ins Auge fallen, es dürfen nur acht Pferdebeine

davor gespannt seyn, so ist es schon genug; denn nichts auf der Welt fürchtet man hier mehr, als das schreckliche Unglück, zu Fuße zu gehn. Daher sagt man auch von einem armen Teufel, der sich durch das Spiel ruinirt hat, nicht: er hat kein Brod, sondern: der arme Mann! er geht zu Fuße. Die neapolitanische Pferderace hat ihren Ruhm auch überlebt, seitdem die Franzosen, die alles brauchen können, die schönsten Hengste weggeführt haben. — Nach einer solchen Spazierfahrt, wo die Kutschen, wie ein Leichenconduct, dicht hinter einander herziehen, begiebt man sich entweder ins Theater, um zu plaudern, oder nach Hause, um sich im Stillen zu langweilen, bis die erseufzte Spielstunde wiederum schlägt. Und das ist nun der tägliche Kreislauf eines vornehmen Neapolitaners. Es giebt Leute unter ihnen, wie z B. der Fürst Angro, die acht bis zehn der herrlichsten Villa's besitzen, und sich doch nie aus Neapel entfernen, weil sie dort nur grün, nicht aber roth und schwarz zu sehen bekommen. — Um die sogenannten Conversationen noch anlockender für fremde junge Gimpel zu machen, geben die Spielwirthe dann und wann auch Bälle in engen, fürchterlich heißen Zimmern. Da wird bei schlechter Musik

und schwacher Beleuchtung von nachläßig geklei-
deten Personen schlecht getanzt. Das währt ein paar Stunden; man sieht, daß der Tanz bloß Uebergang zu höhern Freuden ist, und daß er hier betrachtet wird, wie in manchen Bürgerhäusern die Suppe, von welcher die Kinder oft wider Willen erst essen müssen, ehe sie Fleisch bekommen. Das Geschrei und Geschnatter der Damen ist dabei unausstehlicher als sonst irgendwo in Europa, denn erstens schwatzen die Italiänerinnen überhaupt, daß einem Fremden die Ohren gellen, auch können sie gar nicht sprechen, ohne alle Gesichtsmuskeln dabei in Bewegung zu setzen; zweitens ist der hiesige gemeine Dialekt widerlich breit und lämmerblökig (man erlaube mir dies neue Wort, es ist bezeichnend) und wahrhaftig, die vornehmen Damen sprechen eben so zwanglos in diesem gemeinen Dialekt, als die Fischweiber. Man wird mich nicht der Uebertreibung beschuldigen, wenn man hört, daß die Neapolitaner das Toskanische gleich einer fremden Sprache lernen, so wie etwa die Pommerschen Bauern das Hochdeutsche lernen würden. Ich habe selbst eine Bekanntmachung von einem Sprachmeister gesehen, der, außer dem Lateinischen, Deutschen, Holländischen und Spani-

schen, sich ausdrücklich erbot, das Toskanische zu lehren. Für Russen, die Sibirien kennen, mache ich hier im Vorbeigehen die Bemerkung, daß der Neapolitanische Dialekt sich von dem bessern Italiänischen gerade so unterscheidet, wie der der Sibiriacken von dem der übrigen Russen; eben dies singende, das dem Sibirischen Bauer so eigen ist. Wer auch beide Sprachen versteht (Italiänisch und Russisch) wird doch schwerlich unterscheiden, welche von beiden er hört, sobald Neapolitanisch und Sibirisch gesprochen wird.

Daß auch die hiesigen Damen nicht verschmähen sich im Volkston auszudrücken, ist ein Beweis ihrer gänzlichen Unkultur, und spricht zugleich der Kultur ihrer Liebhaber das Urtheil. Man sollte glauben, die meisten Damen sprächen wenigstens französisch, besonders jetzt, da sie so oft in nähere Beziehung mit den Franzosen kommen; aber so ist es doch nicht. Man stößt hier überhaupt sehr selten auf Jemand der französisch spricht, wenn er sich auch zu den höchsten Ständen oder zu den Gelehrten rechnet. Spricht er es ja, so geschieht es mit einem so verdammt kauderwelschen Italiänischen Accent, daß man die größte Mühe hat ihn zu verstehen. Der jetzige Minister der auswärtigen Angelegenheiten,

Michéroux, macht hiervon eine Ausnahme; er spricht gut, und ist überhaupt ein sehr angenehmer Mann, den selbst eine schmerzhafte Krankheit nicht abhält, diejenigen die ihn besuchen, stundenlang geistreich zu unterhalten. Er stammt aber auch aus einer Französischen Familie, und war lange Zeit an fremden Höfen bei Gesandtschaften angestellt. — Doch ich erinnere mich fast zu spät, daß wir noch auf dem Balle sind, und daß wir, von andern Dingen schwatzend, leicht im Dunkeln bleiben könnten, denn sobald nach eilf Uhr die Musikanten mit ihren Instrumenten entwichen sind, sobald werden auch die Lichter im Tanzsaal ausgelöscht, es mögen sich noch Gäste darinnen befinden oder nicht. Dies seltsame Lichterauslöschen geschieht doch wohl schwerlich aus Sparsamkeit, sondern nur den Gästen dadurch zu verstehen zu geben: „jetzt trollt euch zum Spieltisch!" — das thun ohnehin die meisten unerinnert, und nun fängt das eigentliche stille Leben erst an. Jeder dankt Gott, daß der Ball zu Ende ist.

Aber genug von Spielgesellschaften, höre ich den Leser sagen, jetzt führe man uns auch in andere, wo keine Hazardspiele die Palläste der Großen herabwürdigen, sondern höchstens ein Com-

mercespiel erlaubt wird. Ich bedaure dies billige Verlangen nicht erfüllen zu können, denn wahrhaftig, es giebt gar keine andere Zusammenkünfte in Neapel als jene berüchtigten Conversationen. Man vergesse nicht, daß ich bloß von den Einheimischen spreche, denn einige Fremde haben freilich die Bildung ihres Vaterlandes in ihre eigenen Cirkel verpflanzt, die sie aber auch sorgfältig rein zu erhalten streben, und gewöhnlich bloß Fremde darinnen aufnehmen. Ich nenne z. B. die Häuser des Englischen Ministers Elliot und der Russischen Gräfin Skawronsky. Die letztere wohnt schon seit vielen Jahren hier, macht ein sehr angenehmes Haus, in welchem sie, trotz ihres hohen Alters, die Unterhaltung durch ihre Launen würzt, und auch wohl bisweilen pfeffert; aber kein Neapolitaner erhält leicht Zutritt zu ihr, es sind immer nur fremde Zugvögel, die bei ihr aus- und einflattern. — Als ich jene beide Häuser nannte, hätte ich die Worte zum Beispiel doch nicht hinzufügen sollen, denn es sind die einzigen, welche dem spielhassenden Fremden eine Zuflucht gewähren; es wäre denn, daß er Lust hätte eine Liebschaft anzuspinnen, welches, besonders Fremden, hier nicht schwer fallen soll. Man

versichert mich, daß die schönen und häßlichen Duchessen, Principessen keinen Liebhaber verschmachten lassen, und daß ein Ton unter ihnen herrscht, der dem besten dieser Art, unter den Linden in Berlin, nichts nachgiebt.

Von der sonst so fürchterlich beschriebenen Eifersucht der Italiäner hat der Fremde nichts zu fürchten, die findet sich nur noch in Deutschen Romanen. Nicht bloß der Gemahl legt ihm keine Hindernisse in den Weg, auch selbst der Cicisbeo ist verschwunden, man wird dies letztere zweideutige Wesen nirgend mehr gewahr. Eheliche Treue darf hier nur fliehend, oder vor dem Spott sich versteckend gemahlt werden, daher sind auch die Neapolitaner die einzigen Europäer, welche in einer Vorstellung von Menschenhaß und Reue nicht weinen, sondern lachen, weil sie gar nicht begreifen können, warum man solch Aufsehens von einer alltäglichen Kleinigkeit mache? — Wie weit man es in dieser Art zu denken gebracht, und wie sehr dergleichen im großen Styl getrieben wird, mögen zwei Beispiele beweisen.

Eine verheirathete Dame hatte, wie sichs gebührt, einen jungen Officier zum Liebhaber, den sie, wie sichs gebührt, nach einiger Zeit über-

drüßig wurde, und einen andern nahm. Der Officier war so thöricht sich darob zu grämen; er liebte das Weib in der That, und bemühte sich zärtlich sie wieder in seine Arme zu locken. Eines Tages traf er sie allein, man erklärte sich wechselseitig, des Liebhabers Vorwürfe rührten, seine Bitten siegten, man söhnte sich feierlich aus, und beide verlohren sich zuletzt in ein dämmerndes Kabinet, um der Versöhnung das letzte Siegel aufzudrücken. Glücklich wie ein Gott, oder vielmehr wie ein Liebender und geliebter Mensch, verließ der Officier gegen Abend seine wieder gewonnene Schöne. Es fiel ihm freilich ein wenig auf, daß nicht weit von ihrem Hause ihm sein Nebenbuhler begegnete, aber — dachte er lächelnd — der wird abgewiesen werden. Er blieb stehen, um diesen Triumph in einiger Entfernung zu genießen. Der Nebenbuhler wurde nicht abgewiesen. Das beunruhigte den Officier im ersten Augenblick, aber — tröstete er sich im zweiten — sie muß ihm ja doch erklären, daß nichts mehr für ihn zu hoffen ist. Nur darum hat sie seinen Besuch angenommen, und der arme Teufel wird schnell genug zurückkommen. Aber der arme Teufel kam nicht zurück. Ein schneidender Argwohn zuckte durch die Brust des Of-

ficiers, doch zum drittenmal faßte er Muth. Eine solche Unterredung, sprach er zu sich selbst, ist ja nicht in wenigen Minuten abgethan; der überlästige Mensch wird bitten, toben, knieen; man weiß ja wohl, wie bei solchen Gelegenheiten das hundertmal Gesagte noch hundertmal wiederhohlt wird, und wie schwer es der Eitelkeit fällt, sich zu überreden, man werde nicht mehr geliebt. Die arme Frau wird genug bei dieser Unterredung auszustehen haben, es wäre grausam sie noch obendrein durch Mistrauen zu kränken. — Durch solche Trostgründe suchte er sich zu beruhigen, und da es ihm endlich doch gar zu lange währte, so ging er nach Hause, mit dem Vorsatz, sich am andern Morgen von seiner Dame recht umständlich erzählen zu lassen, wie sie den Nebenbuhler abgefertigt habe. — Statt dieser Erzählung aber erschien am andern Morgen ein Billet von der Dame, worinnen sie ihm ganz trocken meldete, sie habe sich, troz der gestrigen Aussöhnung, wiederum anders besonnen, und wolle ihn nicht wieder sehen. Betäubt antwortete der Unglückliche Alles, was Liebe und Verzweiflung ihm eingaben. Besonders führte er ihr zu Gemüthe, daß ihre Aussöhnung ja keine gewöhnliche, pro forma geschehene sey, sondern daß die Liebe selbst

durch ihre süßesten Freuden sie besiegelt habe. Er schloß mit der Drohung sich zu erschießen, wenn die Grausame bei ihrem Vorsatze beharre. Und die Grausame beharrte. Sie gab zwar zu, daß der erneuerte Bund im innersten Heiligthum des Tempels der Liebe geschlossen worden sey, entschuldigte sich aber damit, daß sie ihn auf keine andere Weise habe los werden können. Doch von nun an sey ihre Thür ihm verschlossen, und wenn er sich wirklich erschießen sollte, so würde es ihr zum Ruhme gereichen, daß ein so schöner Jüngling um ihretwillen dem Leben entsagt habe. — Der Officier erhielt dies letzte unverschämte Billet in einem Kaffeehause, stand plötzlich auf, sagte zu einigen Freunden er müsse verreisen, nahm Abschied von ihnen, ging nach Hause und schoß sich todt. Die Dame lebt noch und treibt es noch immer nach wie vor. — — —

Ein Duca, der für den schönsten Mann in Neapel gilt, heirathete ein liebenswürdiges, unbescholtenes Mädchen, das, zu seiner eigenen nicht geringen Verwunderung, auch als Frau liebenswürdig und unbescholten blieb. Dennoch wurde der Herr Duca ihrer sehr bald überdrüßig, und bewarb sich mit großem Eifer um die Liebe einer Principessa (deren Namen ich, so

wie den seinigen verschweige). Endlich gelang es ihm, die Gunstbezeugungen der neuen Geliebten zu erringen, doch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, so lange ihre Verbindung dauere, seine junge hübsche Gemahlin bloß als seine Schwester zu betrachten. Er versprach Alles; das Versprechen wurde ihm aber leichter als das Halten, denn gar bald verrieth ein kleiner lebendiger Zeuge sein gebrochenes Wort. Die edle Principessa tobte, sie wollte nichts mehr von ihm hören. In dieser Klemme schwur er Stein und Bein, er sey nicht Vater zum Kinde seiner Frau. Die Principessa stutzte. Ein Ehemann, der sich heldenmüthig selbst einen solchen Schimpf aufbürdet, imponirte ihr einen Augenblick. Doch ihre Eifersucht begehrte stärkere Beweise. Er erbot sich zu Allem. „Ist das Kind nicht das „Ihrige" sprach sie, „so schicken Sie es augen„blicklich ins Fündelhaus." — Der Duca ging, und schickte sein Kind ins Fündelhaus, trotz der Verzweifelung der Mutter, von deren Unschuld ganz Neapel noch jetzt überzeugt ist.

Diese Beispiele, deren Zahl und Mannichfaltigkeit ohne Grenzen sind, mögen zur Aufmunterung des Fremden dienen, der ein Liebhaber von Intriguen im höhern Style ist, er kann

sicher seyn, daß er auf nichts, was Sittlichkeit und Natur beleidigen könnte, Rücksicht zu nehmen braucht. Nur eine Vorsicht ist ihm zu empfehlen: die Sorge für seine Gesundheit. Er lasse sich ja nicht dadurch einschlummern, daß seine Geliebte eine Duchessa oder Marchesina ist; das vermindert die Gefahr keinesweges. Viele dieser Göttinnen werden von ihren Eheherrn angesteckt, und aus solchen kleinen Unannehmlichkeiten macht man hier kaum ein Geheimniß. Bekanntlich ist die Lustseuche in wärmern Himmelsstrichen überhaupt nicht so gefährlich als in kältern, daher macht man hier auch nicht mehr Wesens davon als von einem Schnupfen oder Husten. Aus dem Munde eines Arztes habe ich es, daß unter den höhern Ständen selten eine Familie ganz frei davon ist, und daß man bei jeder andern entstehenden Krankheit Rücksicht auf diese vernachlässigte nehmen muß. Abgefressene Nasen sieht man freilich nur unter dem gemeinen Volke, das noch später Hülfe sucht, weil es nicht im Stande ist sie zu bezahlen.

Die wenigen Stunden, welche Spiel, Liebe, Theater und Schaugepränge noch übrig lassen, füllen die Neapolitaner mit Religionsübungen aus.

Man hat mich versichert, daß die vornehmen Sünderinnen sich zuweilen herablassen, in den Hospitälern Kranke zu pflegen, wobei es vermuthlich so zugeht, wie bei dem Fußwaschen, welches der Kaiser verrichtet. Die vermummten Brüderschaften bestehen zum Theil aus dem ersten Adel. Ich habe zuweilen einzelne Glieder derselben gesehen, die Allmosen für die Seelen im Fegfeuer betteln, und die für wahre Elegants unter den Gespenstern gelten könnten. Ihre übergeworfenen langen Kappen waren von der feinsten Leinewand, schneeweiß gewaschen, an kühlen Tagen trugen sie ein kurzes Mäntelchen von dem schönsten rothen Scharlach darüber; der Pilgerhut, der an ihrer Seite hing, schien vom weichsten Biberhaar gemacht, Schuh und seidene Strümpfe verriethen, daß die ganze Mummerei einen bessern Anzug bedecke. Da gingen sie denn, mit einer zierlichen Tasche in der Hand, von Haus zu Haus, reckten sie jedem Krämer schüttelnd hin, empfingen gewöhnlich ein Kopfschütteln zur Antwort, gingen ohne Murren weiter, und meinten nun, auf diese elende Weise sich ein Verdienst um unsern Herr Gott erworben zu haben.

Ihr Aberglaube äußert sich zuweilen auf die

lächerlichste Art. Neulich wurde im Theater Fiorentini ein Lustspiel von Federici gegeben. Mitten in der Vorstellung erlauschten einige fromme Ohren den Ton des Glöckleins, welches verkündet, daß der liebe Gott über die Straße zu einem Kranken getragen wird. Sogleich wurde laut gezischt, und einige Stimmen riefen den erschrockenen Schauspielern zu: sie sollten sich wegbegeben, il nostro signore gehe eben vorbei. Wie ein Blitz fuhren die Schauspieler in die Coulissen, das ganze Parterre fiel auf die Kniee, in allen Logen wurde geknieet. Hinter den Coulissen knieeten die geschminkten und geputzten Komödianten, und alle Köpfe beugten sich zur Erde, bis das Glöcklein nicht mehr zu vernehmen war. Dann traten die Schauspieler wieder hervor, und der lustige Zufall wollte, daß die unterbrochene Scene eben auch wieder mit Knieen vor einem Theater-Fürsten anheben mußte. — Wo solcher Unsinn noch im Schwange geht, da ist nicht gut Hütten bauen, wenn gleich die Natur, wie hier in der That geschehen, ihr reichstes Füllhorn ausgegossen hat.

Nirgend wird wohl häufiger gebeichtet als in Neapel. Ich habe, bei meinem öftern Besuchen der Kirchen, die Beichtstühle, deren in jeder

Kirche eine große Anzahl sind, fast nie leer gefunden. Gewöhnlich sieht man aber zwanzig beichtende Weiber gegen einen Mann. Das beweiset doch wohl schwerlich die größere Sündhaftigkeit des schönen Geschlechts, sondern vielmehr die größere Verstocktheit des unsrigen. Auch mögen die Weiber lieber schwatzen und um jeden Preis Männer mit sich beschäftigen, wären es auch nur alte Pfaffen, und wäre auch der Gegenstand ihre eigene Sünde. Ueberdies sind nur die wenigsten Pfaffen alt; die meisten, die ich Beichte sitzen sah, waren Faunsgesichter in ihren besten Jahren, die ihre Ohren mit Schalkslächeln der schluchzenden Sünderin hinhielten, und deren lüsterner Blick oft verrieth, von welcher Gattung von Sünden gewöhnlich die Rede sey.

Volkmann schmäht hin und wieder auf einige Reisebeschreiber, die sich Spöttereien gegen die Katholiken erlauben; er meint, das schicke sich nicht, man müsse Jeden glauben lassen was er wolle. Darinnen hat er allerdings recht, wenn man so wie er, bloß in der Absicht reist, um einen trockenen Catalog von Merkwürdigkeiten anzufertigen. Wer aber nicht bloß sehen, sondern auch gern denken mag, der muß urthei-

len, wenn gleich zuweilen schief oder falsch; denn ein Mensch der schief urtheilt, ist immer noch kräftiger, als einer der gar nicht zu urtheilen wagt. Nun möchte ich aber gern wissen, warum eine schlechte Religion dem Tadel nicht eben so gut unterworfen seyn sollte als eine schlechte Regierung? eine wie die andere sollen Glückseligkeit der Gesellschaft befördern; eine wie die andere taugen nichts, wenn sie das Volk zu dummer Sklaverei herabwürdigen; wenn das ganze Gebäude bloß auf den Vortheil eines Menschen oder eines Standes berechnet ist. In beiden Fällen ist die drückendste Despotie vorhanden. Daher die empörende Intoleranz der katholischen Religion, die Verketzerungssucht, der lächerliche Uebermuth, lauter Eigenschaften die gar nicht abgeleugnet werden können, und um derenwillen das Volk durch die albernsten Mährchen in Stupidität erhalten werden muß; denn gingen ihm jemals die Augen auf, wo blieben die Kloster-Palläste der frommen Faullenzer? — Doch will ich auch mit dem, was ich hier gesagt, die Despotie nicht geradezu verdammt haben. Wenn Männer wie Friedrich der Zweite ewig lebten, so gäbe es keine bessere Regierungsform auf der Welt, denn seine Despotie beglückte tau-

tausendmal mehr als eine Republik nach französischer Manier. Eben so würde ich auch die Despotie des katholischen Glaubens gelten lassen, wenn sie überall von klugen Männern ausgeübt würde; aber die Despotie der Dummheit ist ganz unleidlich, und Jeder der Kraft in sich fühlt sie zu geißeln, ist verpflichtet es zu thun, so oft er Gelegenheit dazu findet. Also nicht aus Muthwillen, nicht aus Witzeleisucht, sondern aus wahrem, sehr vernünftig motivirten Haß gegen die katholische Kirche, rüge ich ihre Erbärmlichkeiten, und werde mich durch kein Volkmannisches Urtheil daran hindern lassen. Schweigen würde ich für Feigheit halten; schweigen würde ich nur dann, wenn man mir das Volk heiter, gut, fleißig und wohlhabend zeigte; dann gilt es gleichviel, durch welche Mittel man es zu diesem schönen Ziele führte. Der Grundsatz, den Göthe einmal geäußert haben soll: „der Mensch muß entweder Hammer oder Amboß seyn" ist, wie mich dünkt, sehr richtig, denn die Menschen werden in der That mit einer entschiedenen Anlage zum Hammer oder zum Amboß gebohren; die ungleichartige Vertheilung des Gehirns, macht Gleichheit unter denen, welche Gehirn-

kaſten tragen, völlig unmöglich; daher verdenke ich es keinem Hammer, wenn er ſeinen Beruf fühlt und ihm folgt. Aber ein ächter Hammer weiß mehr durch Klopfen als durch Schlagen auszurichten, und nur wenn der Amboß ſich zum Hammer macht, dann Gnade Gott! dann wird weder geſchlagen noch geklopft, dann wird gequetſcht. — Mit Einem Worte, alle Religionen ſind gut, ſo wie alle Regierungsformen, wenn kluge Männer ſie zur Glückſeligkeit des Volks handhaben; wo aber Dummköpfe am geiſtlichen oder weltlichen Ruder ſitzen, da wird auch der Deismus drückend, und der Republicanismus unleidlich. — Genug davon! es iſt hier zwar Stoff, aber weder Ort noch Zeit zu einer weitläuftigen Abhandlung.

Ein Hauptgegenſtand des feinen Aberglaubens der Neapolitaner ſind die Seelen im Fegfeuer. Es iſt ſchändlich wie ihre fromme Einfalt durch dieſe elende Erfindung gemisbraucht wird. Täglich und ſtündlich ſieht man Dutzende von Menſchen durch die Gaſſen laufen, maskirt und unmaskirt, mit Taſchen und Büchſen, um dem Volke das erbettelte oder kaum verdiente Geld auf die niederträchtigſte Weiſe abzulocken. An vielen Häuſern und Kirchen ſieht

man die rothen Flammen angemahlt, aus welchen mancherlei beschorne und unbeschorne Köpfe und bittend gefaltete Hände hervorragen; ja auch in Holz geschnitten, amphitheatralisch aufgestellt, habe ich sie vor mancher heiligen Bude gesehen, in welcher mit Messen gehandelt wird. Ungeheure Summen müssen auf diese Weise jährlich durch die Pfaffen gezogen werden, Summen, die sich gar nicht berechnen lassen, und die gewiß jede Auflage des Königs weit übersteigen. Fast möchte ich vermuthen, die Regierung habe sehr weise, durch Zurückberufung der Jesuiten, ein heroisches Mittel gebraucht, um eine kluge Pfaffendespotie an die Stelle einer dummen zu setzen; mehr läßt sich vor der Hand nicht ausrichten. — In allen Kirchen werden täglich zahllose Messen gelesen, in jeder Kirche stets mehrere zu gleicher Zeit, denn bekanntlich hat die schlaue Habgier die Altäre vervielfältigt. Die Faulheit der Neapolitaner findet also täglich und stündlich eine treffliche Entschuldigung in den Kirchen. Sie müssen Messe hören, das ist Religionspflicht; je mehr Messen sie hören, je verdienstlicher, und da man vor allen Dingen nach dem Reiche Gottes trachten soll, so laufen sie in die Kirchen und lassen die Kinder daheim verhungern. Wahre

Andacht mitzubringen, ist eben nicht erforderlich, wenn nur der Körper gegenwärtig ist. Auch wäre es schwer, an einem Orte Andacht zu empfinden, wo kein Anstand, keine Stille herrscht; wo aus allen Winkeln das unsinnige Geplärre ertönt, daß man nicht weiß, wohin man das Ohr richten soll; wo alles durcheinander läuft; wo das Bettelweib sich ohne Scheu hinsetzt, und (wie ich selbst gesehen habe) die Lumpen von einander thut, die ihren welkenden Busen bedecken, um das Ungeziefer recht emsig herauszusuchen; wo endlich sogar die ketzerischen, kunstliebenden Fremden nach Belieben während der Messe herumspazieren, und ein durch einen Vorhang bedecktes Altargemählde in demselben Augenblicke wegziehen lassen, in dem der Priester davor steht und einen Gott macht. Mir selbst hat man auf diese Weise für einige Groschen mehrere Gemählde gezeigt, und zwar aus eigenem Antriebe, ohne daß ich es zu begehren gewagt hätte. — Wem an allen diesen Beweisen von dem dummen Aberglauben der Neapolitaner noch nicht genügt, der erinnere sich des Blutes des heil. Januarius, welches noch immer an gewissen Tagen des Jahres flüssig gemacht wird. Die Sache ist so bekannt, und schon so oft erzählt worden, daß ich

der Mühe, sie noch einmal zu erzählen, überhoben seyn kann. Man glaubt gewöhnlich, die Flüssigkeit der rothen Materie werde durch die Wärme der priesterlichen Hand hervorgebracht; aber darin irrt man. Die kleine Phiole, welche das sogenannte Blut enthält, ist in einer größern gläsernen Flasche eingeschlossen, so daß zwischen beiden ein leerer Raum sich befindet, die Wärme einer Hand folglich schwerlich bis dahin dringen kann, und auf jeden Fall ein sehr unsicheres Mittel seyn würde. Wohlunterrichtete Leute haben mich versichert, das Wunder werde bloß durch chemische Mittel bewürkt, daher es auch oft so lange dauere; aber fehlen könne es nie, wenn die Flasche nur immer brav geschüttelt werde. Wenige Leute, selbst wenige Priester, sind im Geheimniß, und es giebt unter den letztern vernünftige Männer, die steif und fest an das Wunder glauben. — Als General Championet hier einzog, ließ er den Erzbischof ersuchen, das Blut flüssig zu machen, um dem Volke die göttliche Sendung der Franzosen zu beweisen. Dieser weigerte sich anfangs, da aber der General erklärte, wenn der Erzbischof bei seiner Weigerung beharre, so werde er schon selbst das Wunder verrichten, so gab jener endlich nach, wofür

ihn der Hof — wie mich deucht mit Unrecht — ins Exil verwiesen.

Ich habe nur noch ein Wort von der Unreinlichkeit der Neapolitaner zu sagen; doch will ich eben nicht behaupten, daß sich dieselbe, in den höhern Ständen, bis auf ihre Zimmer erstrecke, denn ich sah manche derselben sehr reinlich und elegant. Aber ihre Häuser, ihre Eingänge, ihre Treppen, sind lauter Kloake; und mich dünkt, wenn es nichts seltenes ist, auf der Treppe eines Großen, Menschenkoth zu finden, so ist der Schluß nicht zu kühn, daß es mit der innern Reinlichkeit auch nicht sonderlich bestellt seyn möge. —

Für die Liebe der Großen zu den Wissenschaften geben die Buchhandlungen einen ganz richtigen Maaßstab. Ihrer sind zwar sehr viele — unter ihnen die Gebrüder Terres die berühmtesten — aber Erbauungsbücher und einige Uebersetzungen aus fremden Sprachen ausgenommen, wissen sie dem Nahrungsuchenden nichts anzubieten. Klagen darüber, beantworten sie durch das freimüthige Geständniß, daß in Neapel Niemand schreibt, Niemand liest und folglich auch Niemand Bücher kauft. Höchstens schaffe sich dieser oder jener Große eine Bücher-

Sammlung zum Staat an. Dasselbe gilt von Gemählden, die allenfalls noch der Mode wegen gekauft werden. Es giebt einige gute Mahler hier, aber sie sind Fremde. Mit der Bildhauerei ist es noch schlimmer bestellt, ich habe nicht erfahren, daß irgend ein Künstler von Bedeutung in diesem Fache hier zu finden sey. Gäbe es Einen, so würde er auch bloß für Grabmähler zu arbeiten haben. —

Laßt uns eine Stufe tiefer zu den mittlern Ständen hinabsteigen. In andern Ländern werden diese durch Kaufleute und Gelehrte formirt; hier giebt es aber keine Gelehrte, an ihre Stelle treten die Advokaten, die eben nicht im besten Rufe stehen und deren Anzahl fast so groß seyn soll, als die der Lazzaronis. Mir ist ein Beispiel bekannt geworden, eine kleine Begebenheit aus den letzten Tagen, welche eben auch keinen Beweis für die strenge Sittlichkeit dieser Klasse abgiebt. Ein Deutscher sah ein hübsches Mädchen, die sittsame Tochter eines Advokaten, öfter am Fenster; sie gefiel ihm so sehr, daß er ihre Bekanntschaft zu machen wünschte. Um diesen Wunsch zu erfüllen, schrieb er ihr ohne Umstände ein Billet, und bat um eine Zusammenkunft. Das Billet wurde ohne Umstände an

genommen und beantwortet. Das Mädchen meldete ihm ganz züchtig, sein Besuch werde ihr sehr angenehm seyn, er möge sich nur gegen Abend bei ihr einfinden, wo er auch die Gesellschaft einiger Verwandten antreffen werde. Er kam, fand eine ehrbare Gesellschaft, wurde zuvorkommend aufgenommen, und ging öfter hin. Man könnte wähnen, das sey nur löbliche Gastfreiheit, und in der That wäre das z. B. in Rußland gar nichts besonderes. Aber Gastfreiheit ist hier ein Fremdling, und weit eher ist zu vermuthen, daß etwa eine Spekulation dabei zum Grunde lag. Mehrere dergleichen Anekdoten berechtigen mich zu dieser Vermuthung. Indessen habe ich von dem Mittelstande zu wenig in Erfahrung gebracht, um wagen zu dürfen, über seine Sitten abzuurtheilen. Nur das weiß ich, daß er eben so unwissend und eben so abergläubisch ist, als der höhere Stand, und daß bei ihm, an die Stelle von rouge et noir, das verdammte Lotto tritt, dem er mit gleicher Wuth ergeben scheint. — Ich habe einer Ziehung des Lotto mit beigewohnt; es ist ein Volks-Spektakel, das ein Fremder zu genießen nicht versäumen sollte. In einem sehr großen Saal des Gerichtshauses (Vicaria) versammeln sich eine

Menge schwarzgekleideter Männer in Allongen-Perücken, welche sehr reichlich dafür bezahlt werden, daß sie sich alle vierzehn Tage Einmal hier gemächlich niederlassen und ein Viertelstündchen verweilen. Der Waisenknabe, der, wie auch in andern Ländern üblich, die Nummern zieht, ist über und über mit heiligen Bilderchen behangen, und wird, ehe er sein vermaledeites Amt verwaltet, von einem Pfaffen eingesegnet und mit Weihwasser besprützt. Gegen zweitausend Menschen haben sich in den Saal gestopft, und obgleich alle Fenster und Thüren offen stehen, so ist dennoch die Luft dermaßen mit mephitischen Dünsten geschwängert, daß ich fast vermuthe, ein angezündetes Licht würde hier verlöschen. Wo möglich noch ärger als der Gestank, ist das Geschrei und Pfeifen dieses rasenden Pöbels. Oft muß man sich fragen: bin ich in einem Tollhause? — So oft Einer von den ehrenfesten Herren erschien, die bei der Ceremonie präsidiren, wurde er, weil es schon etwas spät war, so wüthend ausgepfiffen, daß der schneidende Ton das Gehirn erschütterte. Das Drehen des Rades wurde von dem gräßlichsten Geschrei begleitet. Die erste herausgezogene Nummer (welche der vorsitzende Minister von dem Kinde empfängt,

und dann einem hinter ihm stehenden Lazzaroni mittheilt) fand großen Beifall, und ein jauchzendes Geschrei erschütterte abermals das Gewölbe. Die zweite Nummer hingegen wurde schmetternd ausgepfiffen. — Jetzt eilte ich hinaus, um nicht nachher erdrückt zu werden. An der Treppe fand ich abermals eine Beutelschneiderei; es hatte nemlich eine fromme Seele sogleich auf die zahlreiche Versammlung spekulirt und sich mit einer Tasche dahin gestellt, um für die armen Seelen im Fegfeuer Geld zu betteln. — Das war allerdings gut berechnet, besonders vor der Ziehung, wo ein Jeder noch bei der Glücksgöttin einer Vorsprache bedurfte. Uebrigens saß die Treppe voll bettelnder Krüppel, und damit man die Hauptzüge des Neapolitanischen Volks (Aberglauben, Spielwuth, Armuth und Unsauberkeit) hier alle beisammen finden möchte, so war gleich neben der Treppe, im zweiten Stock, ein Kl — angelegt, das heißt, es war erlaubt, hier auf offener Gallerie — — — — — — —, und es geschah sehr häufig. — Als ich endlich die Straße erreichte, fand ich die Tausende, welche oben schrien, hier unten verzehnfacht. Es fiel ein starker Platzregen, aber daran kehrte sich Niemand. Mit und ohne Regenschirme bildete das Volk zu

beiden Seiten eine dicke lange Hecke, welche von der Vicaria bis zu dem mehrere Straßen entfernten Gebäude reichte, in welchem die Gewinnste ausgezahlt werden. So bald oben eine Nummer gezogen war, wurde sie aus dem Fenster einem deshalb bereit stehenden Lastträger zugerufen, dieser setzte sich sogleich in Trab, um das Lotto in dem erwähnten Hause davon zu benachrichtigen, unterwegs aber der ängstlich harrenden Menge die große Neuigkeit mitzutheilen. So bald der Pöbel auf den Straßen den ersten dieser Lastträger von ferne erblickt, so wirbelt auch ein blöckendes Geschrei sich in die Luft; viele tausend Hände durchsägen die Lüfte, denn ohne die Hände redet kein Neapolitaner. Eine halbe Minute lang bewegen sich alle Lippen, um dem Nachbar tiefe Bemerkungen über den großen Gegenstand mitzutheilen; bald aber legt sich der Sturm und Alles wird wieder ruhig, um dem zweiten Lastträger entgegen zu sehen, der nun mit der zweiten Nummer den nemlichen Lärm bewirkt. — Es ist in der That der Mühe werth, den Spaß mit anzusehen. — Die Lottowuth greift auch wohl deshalb hier noch weiter um sich, als sonst irgendwo, weil der Aberglaube zugleich ein weites Feld findet, welches er redlich

anbaut. — Es ist zum Todtlachen, welchen Alfanzereien die Neapolitaner bei der Wahl ihrer Nummern vertrauen. Hat z. B. ein Taugenichts, der eben nichts besseres zu thun weiß, den Einfall, fünf Nummern, gleichviel welche, auf die erste beste Wand zu schreiben, und darunter die Bemerkung zu setzen: sie werden sicher bei der nächsten Ziehung herauskommen; so kann man Alles darauf verwetten, daß, unter zehn Lotto-Spielern, die zufällig diese Nummern erblicken, acht sie besetzen. Leider hat die Raserei dieses in der Hölle erfundenen Spiels auch die untersten Klassen ergriffen, und jeder Lump trägt seinen erbettelten Groschen in die Lotterie. — So dunkel bisher die Farben waren, mit welchen ich den Charakter der Neapolitaner skizzirte, so werden sie doch noch schwärzer, indem ich zum gemeinen Volke herabsteige. Mit allen Gebrechen der obern Stände verbinden sie noch einige dem Pöbel eigene Laster. Dennoch versichern mich Männer von Ansehen, Fremde, welche seit länger als einem Vierteljahrhundert hier wohnen, das Volk sey im Grunde sehr treuherzig und brav, gleiche gewissermaßen dem Deutschen. Ich will und kann nicht an der Aussage dieser Männer zweifeln, denn sie hatten allzuhäufige Gele-

genheit das Volk zu beobachten. Auch habe ich selbst seit zwanzig Jahren einen Bedienten, welcher oft lügt, öfter säuft, auch bisweilen stiehlt, und dennoch, troß aller dieser Laster, eine gute ehrliche Haut ist, die nicht allein mir, sondern gern einem Jeden dient, so viel in ihren Kräften steht. Mir ist also die Möglichkeit klar, daß rohe Menschen, bei großen und groben Gebrechen, doch recht gute Menschen seyn können, denn ihre Laster sind nur Angewohnheiten, aber freilich sehr beschwerliche Angewohnheiten. Diebstahl ist hier sehr häufig, troß Hängen und Stäupen; ja, man erzählt die drollige Anekdote, daß einst der Henker unter dem Galgen seine Schuhe ausgezogen, um bequemer auf die Leiter zu steigen, und daß, während er sein Amt verrichtete und Aller Augen auf den Dieb am Galgen geheftet waren, ein anderer Dieb unter dem Galgen die Schuhe stahl. Verschiedene strenge und zum Theil sonderbare Polizeigesetze, die man dem jeßigen Ober-Polizei-Meister, dem thätigen Herzog von Ascoli verdankt, beweisen, wie nöthig man gefunden, ungewöhnliche Maaßregeln gegen dieses Laster zu ergreifen. Jeder Fremde z. B. der in einem Wirthshause wohnt, soll von dem Wirthe ersucht werden, demselben ein Ver-

zeichniß von allen seinen bei sich habenden Kostbarkeiten einzuhändigen. Es steht in des Fremden Belieben, das zu thun oder nicht, im letztern Fall aber soll er dem Wirth eine schriftliche Erklärung ausstellen, daß er das Verzeichniß verweigert habe. Wenn nun der Wirth weder diese Erklärung, noch ein solches Verzeichniß aufzuweisen hat, so muß er, im Fall ein Diebstahl in seinem Hause geschieht, Alles ersetzen. Eben das ist er auch zu thun gezwungen, wenn er den Fremden gar nicht von dieser Einrichtung benachrichtigt hat. Das letztere scheint gewöhnlich der Fall zu seyn, wenigstens habe ich es nur aus der gedruckten Polizeiverordnung erfahren, die ich mir verschaffte. Man ist also in Wirthshäusern vollkommen sicher und ich rathe daher Niemanden in Privathäuser zu ziehen, wenn er gleich dort etwas wohlfeiler wohnen könnte. Während meines Aufenthalts in Neapel fand ein Baron B —, ein Deutscher, der chambre garnie gemiethet hatte, eines Abends bei seiner Nachhausekunft, alle seine Habseligkeiten gestohlen, ob er gleich seinen Schlüssel dem Lohnlaqueien anvertraut hatte. Der Kerl wurde auf der Stelle eingezogen, leugnete aber keck die Mitwissenschaft. Ueberhaupt sind die Italiäni=

schen Lohnbedienten das ärgste Diebsgesindel, welches die Erde trägt. Dem Anscheine nach werden sie geringer bezahlt als in andern großen Städten, sie fordern nemlich nicht mehr als sechs Carlins täglich, (etwa achtzehn Groschen) aber sie wissen sich sehr gut für diese anscheinende Mäßigung zu entschädigen. Denn Einmal ist es schon Herkommens, daß der Wagenverleiher, von dem der Fremde seine Equipage miethet, ihnen täglich zwei Carlins abgeben muß; sie sehen daher sehr scheel dazu, wenn man dann und wann einmal zu Fuße gehen will. Zweitens kaufen sie Alles ein, was der Fremde braucht, und berechnen es doppelt hoch. Es nutzt auch zu nichts, wenn man die Sachen selbst behandeln und kaufen will; denn sie stehen hinter dem Fremden, und geben dem Kaufmann mit aufgereckten Fingern ein Zeichen, wie viel Carlin er zum Vortheil des Lohnbedienten mehr fordern soll. Thut er es nicht, so führt er ihm keine Kunden wieder zu. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß der Fürst Ascoli auch einmal Einen seiner wachsamen Blicke auf diese Blutsauger richten möchte. — Gleich den Gastwirthen müssen auch die Wagenverleiher für Alles haften, was demjenigen, der den Wagen miethete,

aus demselben gestohlen wird, und können sich, zur Entschädigung, bloß an ihre Knechte halten, weil vorausgesetzt wird, daß sie Sorge tragen müssen, treue Knechte zu wählen. Jeder Miethwagen ist nicht allein mit einer Nummer bezeichnet, sondern noch überdies der Ort daran geschrieben, wohin er gehört, z. B. Napoli, Portici u. s. w. Der beraubte Passagier hat also weiter nichts zu thun, als der Polizei die Nummer anzuzeigen. Ja selbst in dem Falle, daß er keinen Zeugen aufstellen könnte, der gesehen was er mit sich in den Wagen genommen, soll sein eignes Zeugniß hinlänglich seyn, wenn er sonst ein Mann von gutem Rufe ist. Dieser letzte Umstand ist in der That so hart für den Wagenverleiher, daß, wie mich dünkt, nur eine wichtige Ursach ihn entschuldigen kann; und welche andere könnte das seyn, als das Ueberhandnehmen des Diebstahls, dem man selbst durch harte Mittel steuern zu müssen glaubt. Vermuthlich haben sie auch schon gute Würkung gethan, denn, außer dem oben angeführten Beispiele, habe ich, während meines Hierseyns, nichts dergleichen erfahren, und von Taschen-Dieberei ist mir gar nichts zu Ohren gekommen. Wenn daher wahr ist, was Gorani ver-

sichert,

sichert, daß ihm fast täglich ein Schnupftuch aus der Tasche gestohlen worden, so ging es entweder damals ärger zu als jetzt, oder Gorani war ein Elegant, der die Zipfel seiner Schnupftücher zu lang aus der Tasche hängen ließ. Ich habe mich doch auch durch manche Volkshaufen gedrängt, aber nie ein Schnupftuch vermißt. — Eine andere böse Gewohnheit der Neapolitaner war vormals das Messerzucken um es, bei geringen Zänkereien, dem Gegner in die Brust zu stoßen. Auch hiervon hört man jetzt gar nichts mehr, man kann bei Tag und Nacht so sicher auf den Straßen, als in seinem Zimmer herumwandeln. Diese gesegnete Ruhe hat abermals eine scharfe Verordnung des Herzogs von Ascoli hervorgebracht. Kein Mensch, wer er auch sey, die Officiere in Uniform bloß ausgenommen, darf bewaffnet auf der Straße erscheinen, oder sich sonst erkühnen irgend einen Unfug anzufangen, denn außer den von den Gesetzen angedrohten Strafen, wird er noch überdies auf der Stelle militärisch gezüchtigt, durch Stockschläge, Peitschenhiebe oder am Pranger, (welcher, seltsam genug, Berlina heißt). Diesen Verordnungen hat Fürst Ascoli durch eine neuerrichtete, gelb und schwarz gekleidete Garde,

Respekt zu verschaffen gewußt, welche sich von den gewöhnlichen Sbirren darin unterscheidet, daß sie auch in die Häuser dringen, und Jedermann ohne Unterschied, auch Offiziers, arretiren darf. Das strenge Gesetz selbst ist aber wiederum ein trauriger Beweis von seiner Nothwendigkeit. Die Italiäner überhaupt sind äußerst reizbar und rachsüchtig, wenn auch nicht nachtragend; aber im ersten Augenblicke sind sie ihres Zorns nicht Meister; eine vermeinte Beleidigung wird auf der Stelle gerächt, am liebsten, wenn es seyn kann, durch ein blankes Stilet. Ich habe einen jungen Burschen gesehen, den ein anderer mit einem Stein am Kopfe verwundet hatte; er setzte dem Thäter nach, konnte ihn nicht erreichen, wieherte vor Zorn, biß in sein Schnupftuch und zerriß es mit den Zähnen. Dieser seltsame Ausbruch seiner Wuth kehrte öfter zurück, und, nachdem er dem Anschein nach, schon ganz ruhig davon gegangen war, hörte ich ihn noch in der Ferne plötzlich wiederum brüllen, und sah, wie er aufs neue in das Schnupftuch, gleich einem Hunde in den vorgehaltenen Stock biß. Hätte dieser Mensch seinen Gegner erwischt, und hätte der wohlthätige Herzog von

Ascoli ihm das Messer nicht genommen, so wäre er sicher zum Mörder geworden.

In Ansehung der Lebhaftigkeit der Empfindung sind die Italiäner Kinder, sie schreien; die Russen Knaben, sie singen; die Deutschen Jünglinge, sie schwärmen; die Franzosen Männer, sie handeln; die Engländer Greise, sie schweigen. Oft hört man hier auf den Straßen ein Geschrei, daß man meinen sollte, es sei ein blutiger Zank; und tritt man näher, so war es wohl gar ein freundschaftliches Gespräch. Daß bei einer solchen Reizbarkeit die Wollust hier zur fürchterlichen Leidenschaft werden mußte, ist begreiflich. Die elende, Seele und Leib entnervende griechische Liebe geht hier stark im Schwange. Man beschuldigt die Geistlichkeit, und sogar das Oberhaupt derselben, mit diesem Laster in traulicher Gemeinschaft zu leben. Soll man sie darum verdammen? — doch wohl nur die Häupter der Kirche, welche dem Uebel abhelfen könnten, indem sie das unsinnige Verbot der Priesterehen endlich aufhöben: so lange dies nicht geschieht, so lange die Priesterregierung verstockt und unsinnig auf einer Maaßregel beharrt, welche nicht bloß Natur — (denn was ist ihnen Natur?)

— sondern selbst ihre eignen Kirchenväter miß-billigen, die bessern wenigstens nie vorgeschrieben haben; so lange darf man die niedere, gehorchende Geistlichkeit nur bedauern; auf der befehlenden ruhe Abscheu und Verachtung! Die allgemeine Ruhe stört dies Laster doch immer noch weniger, als das Einschleichen in glückliche Ehen, das Verführen guter Weiber, die Erzeugung von Bastarden, der Mord so mancher häuslichen Glückseligkeit. — Natürlich beruht jene Beschuldigung, mit welcher man hier die Mönche belastet, nur auf ungewissen Sagen. Die Wahrheit ist mit dem Kirchenschleyer bedeckt, den, wenn er gleich sehr zerrissen scheint, doch niemand ganz aufzuheben wagt. Der arme Pöbel hingegen muß das Verbrechen strenge büßen. Einen Schulmeister und noch einen andern gemeinen Kerl habe ich dafür durch alle Straßen der Stadt stäupen sehen. Einen Dritten, der das Opfer seiner viehischen Leidenschaft, einen vierzehnjährigen Knaben, hintendrein gar in einen Brunnen geworfen hatte, sah ich aufhängen; und da eine solche Expedition hier auch ihre eigne Nationalphysiognomie hat, so erlaube man mir, einen Augenblick dabei zu verweilen. — Der Missethäter, dem das Todesurtheil gesprochen

worden, wird drei Tage vor der Hinrichtung in eine Kapelle geführt, welche in dem Gerichtshause, Vicaia genannt, befindlich ist. Hier bleibt er, bis seine Todesstunde anbricht. Die weiße, vermummte Brüderschaft, deren ich schon öfter erwähnt habe, verläßt ihn keinen Augenblick, bereitet ihn christlich zum Tode, trägt aber nicht bloß Sorge für seine Seele, sondern auch für seinen Leib, indem sie, an Speise und Trank, ihm alles, was er nur wünschen mag, reichen läßt. Bedeutend können die Unkosten dabei nicht seyn, denn gewöhnlich ist eine Schüssel gute Maccaroni der leckerhafteste Wunsch des armen Sünders. Man hat mich aber auch versichert, die Vermummten thäten noch mehr; sie nähmen, wenn der Verbrecher ein Familienvater ist, die schwere Sorge um Weib und Kind von seiner Brust, sie versprächen, sich ihrer treulich anzunehmen, und hielten ihr Wort gewissenhaft, es koste auch was es wolle. Ist das gegründet, so verzeihe ich ihnen gern die alberne Mummerei. — Am Tage der Hinrichtung laufen schon den ganzen Morgen Leute durch die Straßen, die, um die Seele des noch lebenden Verbrechers aus dem Fegefeuer zu erlösen, Geld zusammenbetteln. Man sieht, die hungrigen Pfaffen las-

sen keine Gelegenheit vorübergehen, die Einfalt des Volks zu benutzen; jeder Groschen ist ihnen willkommen, klebte auch Blut daran.

In der Nacht vor dem Tage der Exekution, wird, gewöhnlich auf dem Markte (mercato) ein Galgen errichtet, aber so nachläßig, so unscheinbar, daß man ihn kaum für einen Galgen ansehen sollte; nicht unser gewöhnlicher Dreibein, sondern bloß ein paar unbehauene Pfähle in die Erde geschlagen, und ein dritter queerüber gelegt. Das Ganze ist nicht viel höher als eine Thüre, und gleicht weit eher einer Feldpforte als einem Galgen. Eben so gebrechlich, schief und krumm, zieht, in der Entfernung von wenigen Schritten, eine niedrige Einfassung von Brettern sich um den Platz, die an einer Seite offen bleibt. — Ich hatte mir ein Fenster am Markte gemiethet, dem Schauplatz gerade gegenüber. Ach! es war der nehmliche, auf dem einst der junge, unglückliche Conradin von Schwaben, zu ewigem Fluch für die Päpste, sein unschuldiges Haupt verlor. —

Um dem starken Gedränge zu entgehen, war ich schon um zwei Uhr Nachmittags hingefahren (erst um vier Uhr sollte die Hinrichtung vor sich gehen), dennoch umgab schon ein Volkshaufe die

Schranken. Ein Detaschement von berittenen Dragonern hatte sich jenseits derselben in eine Linie gestellt, an allen Straßen standen bewaffnete Sbirren, und eine Patrouille von Sbirren umkreiste unaufhörlich den Markt. Nach und nach sammelte sich der Pöbel bei Tausenden, und bald gewährte die Menschenmenge einen höchst imposanten Anblick. Man erinnere sich, daß in Neapel jedes Fenster ein Balkon ist; alle diese Balkons waren mit Menschen vollgestopft. Man erinnere sich, daß die Häuser in Neapel bloß platte Dächer haben; alle diese Dächer standen gedrängt voll neugieriger Zuschauer; und da die mehrsten Dächer nicht einmal mit einem Geländer oder Attika versehen sind, die Menschen aber kühn bis an den Rand hervortraten, so sah das ängstlich aus, und man konnte den Gedanken nicht los werden, daß bei dem geringsten Zudrange von hinten, die Vordersten Dutzendweis heruntergestürzt und zerschmettert werden müßten. Der Markt selbst wogte gegen vier Uhr wie ein dichtbewachsenes Kornfeld; ein Gesumse, gleich einem fernen Wasserfall, erfüllte die Luft. Dazwischen hörte man Knaben und Weiber ihr Backwerk und ihre Früchte ausschreien; denn wo nur Menschen sich sammeln, da findet man auch

sicher den Eigennutz in dieser oder jener Gestalt. Die Anzahl sämmtlicher Zuschauer, unten und oben, schätze ich, nach mäßiger Berechnung, auf zwanzigtausend. Natürlich drängte sich das Volk so nahe als möglich an die Schranken, welche den Galgen umgaben; es glaubte um so eher ein Recht dazu zu haben, da bereits viele Officiers, Geistliche und andere wohlgekleidete Leute sich an und auf die Schranken lehnten. Aber es vergaß, daß das Regiment der Freiheit und Gleichheit hier auch längst vorüber ist, und wurde von den Dragonern sehr unsanft daran erinnert. Denn statt daß der kommandirende Officier hätte so klug seyn sollen, sein Detaschement bei Zeiten um die Schranken zu vertheilen, ließ er es müßig gaffend in einer Linie stehen, wartete geruhig ab, bis der Pöbel in dicken Haufen den Kreis umgab, und dann schickte er drei oder vier Mann mit gezogenen Säbeln unter sie, wie einst Christus die Teufel unter die Schweine. Diese rohen Menschen, um sich auch einmal ein Ansehn zu geben, gallopirten wie Rasende unter das Volk, und hauten mit ihren breiten Schwerdtern darein, als ob sie Distelköpfe vor sich hätten. Gegen die Franzosen hätten sie einst diese Bravour beweisen sollen; hier war sie sehr un-

zeitig und empörend, und ich bekenne, daß ich die Gelassenheit bewundert habe, mit welcher das Volk diesen Uebermuth ertrug. Wessen Schuld war es, wenn ein plötzlicher Tumult entstand? wenn die Gemißhandelten einen Dragoner vom Pferde rissen und ihn allenfalls ermordeten, wessen Schuld war es? — ich weiß wohl, daß nur das Volk würde bestraft worden seyn, und doch war der kommandirende Officier gewiß der Erste und Einzige, welcher Strafe verdiente. — Es war fast vier Uhr, als ein vermehrtes Getümmel in einer nahen Straße die Ankunft der Hauptperson des Trauerspiels andeutete. Voraus ritt, in der Mitte von vier oder fünf Dragonern, ein zerlumpter Kerl, der eine blutrothe Fahne trug, und dessen Pferd von einem eben solchen Lump am Zügel geführt wurde. Es waren ehrsame Henker. Als sie unter dem Galgen anlangten, pflanzte der Eine die Blutfahne in den Boden und ließ sie wehen. Darauf zog er seinen Rock aus, streifte die Arme auf, und unterhielt sich dabei lachend mit den Umstehenden. Nie bin ich so versucht gewesen an den Teufel zu glauben, als in diesem Augenblick.

Wohl eine halbe Stunde vor Ankunft des Henkers, hatten schon vier weiße Vermummte

eine Bahre in den Kreis getragen, und sich, zum Ausruhen, darauf gesetzt. Gräßlich war nun der Schauplatz verziert. Der Galgen mit darum gewundenem Strick und angelegter Leiter, die Bahre, auf welcher die vier Gespenster ruhten, der Henker mit den aufgestreiften Armen und dem teuflischen Grinsen, neben sich die Blutfahne und einen Schindersknecht der ihm glich — mir wandte sich das Herz im Leibe um. — Jetzt näherte sich ein langer Zug von Sbirren, in dessen Mitte flammten die Fackeln der weißen Brüderschaft, vor welcher ein Kreuz, hoch über den Köpfen des Volks, herschwebte. Der arme Sünder war durch die Stadt, bis zu einer Kirche geschleift worden, wo man ihm den letzten geistlichen Zehrpfennig auszahlte, und ihn dann auf seinen eigenen Füßen weiter führte, oder vielmehr trug, denn er war schon halb todt, als er auf den Richtplatz kam. Hier ließ man ihn noch einige Minuten niederknieen und betete ihm vor. Dann legte ihm der Henker den Strick um den Hals, stieg voran die Leiter hinauf, und der Galgenkandidat folgte, zu meinem Erstaunen, fast ohne die Hülfe des Henkerknechts zu bedürfen, sogar rücklings, indem er immer ganz bedächtig erst einen Fuß auf die höhere

Sprosse setzte, und dann den andern nachzog. Die Hände waren ihm gebunden, das Gesicht unverhüllt. So bald er oben stand, schlang der Henker den Strick um den Galgen, und brachte mit dessen Befestigung so lange zu, daß ich meine, diese Zögerung müsse das Schrecklichste für den armen Sünder gewesen seyn. Die weißen Brüder suchten ihm indessen treulich die Zeit durch Beten zu verkürzen, und einer derselben, das Kreuz ihm hinauf reckend, haranguirte sehr laut von der Seligkeit, die jetzt ihren Schooß für ihn aufthue. Fahle Todtenblässe bedeckte sein Gesicht und schien eben keine Freude über die nahe Seligkeit anzudeuten. — Endlich hatte der Henker seinen Knoten geschlungen, faßte den Missethäter um den Leib und warf ihn von der Leiter hinab. Zugleich sprang er ihm aber auf die Schultern, ritt auf ihm, und suchte ihm das Genick zu brechen, während seine edlen Helfershelfer sich an die Füße des Unglücklichen hängten, und in der Luft schwebend, sie mit aller Gewalt herunter zogen. Ich läugne nicht, daß diese Manier zu hängen für den armen Sünder im Grunde wohlthätig ist, und daß er auf diese Weise, die Schlinge um den Hals sey noch so stümperhaft gemacht, doch unmöglich lange leiden kann; aber

das Schauspiel eines so gewürgten Menschen ist gräßlich. Der weiße Vermummte hielt dem armen Teufel, dem das Genick bereits gebrochen war, immer noch betend das Kreuz ganz nahe vor das Gesicht, vielleicht mehr in der Absicht, dies fürchterliche Gesicht zu verstecken.

Als der Henker meinte, daß der Mensch todt sey, nahm er sich nicht die Mühe wiederum auf die Leiter zu steigen, um herunter auf den Boden zu kommen, sondern er ließ sich ganz gemächlich an dem Gehängten herab. Ich möchte den Kerl wohl in der folgenden Nacht haben schlafen sehen. Hat er ruhig geschlafen, so hat er schlummernd die beißendste Satyre auf die Menschheit gemacht.

Das Volk hatte sich bis dahin sehr ruhig verhalten; sobald es aber den Verbrecher wirklich baumeln sah, lief es, gleichsam verabredet, von allen Seiten mit großem Geschrei davon. Eben so stracks kehrte es jedoch wieder um, den Rest des Trauerspiels mit anzusehen, und ich weiß mir diese allgemeine Volksbewegung auf keine Weise zu erklären. Ein Freund, der neben mir stand, sagte mir, er habe dasselbe schon bei einer kürzlich erfolgten Hinrichtung bemerkt, und es damals für ein Zeichen der Mißbilligung ge-

halten, theils, weil der Henker den armen Sünder gequält hatte, theils weil das Verbrechen des Sterbenden bloß darin bestanden hatte, die neapolitanischen Piaster ein wenig zu beschneiden, welche beschnittene Münze die Finanzkammer nachher wohlfeil eingewechselt, ihr einen neuen Rand aufgestempelt, und für den wahren Werth wieder ausgegeben hatte. Man muß bekennen (wenn anders die Anekdote wahr ist), daß es da allerdings zweifelhaft bleibt, wer eigentlich gehangen werden sollte, und daß ein Zeichen der Mißbilligung dem Volke nicht zu verargen war. Allein diesesmal waltete keines jener Versehen ob, der Verbrecher war allerdings tadelswürdig, und der Henker hatte sein Amt recht artistisch verwaltet; daher bleibt es mir unerklärbar, was eigentlich das Volk mit seinem Laufen und Schreien sagen wollte. Die Bewegung, die — weil sie von zehn oder funfzehntausend Menschen zugleich geschah — wohl Schrecken erregen konnte, war schnell wieder vorüber. Man sah ruhig mit an, wie der Todte vom Galgen genommen, auf die Bahre gelegt, und von den weißen Vermummten bei angezündeten Fackeln fortgetragen wurde. Die Sbirren hatten, während der ganzen Exekution, einen Kreis um den

Platz geschlossen, und zwar mit auswärts gekehrten Gesichtern. Auch war das blaue, meist aus Fremden bestehende Regiment fast ganz auf dem Markte, zwar unbewaffnet und nur als Zuschauer, aber gewiß unter der Hand für einen Nothfall kommandirt, denn, da außer diesen wenige andere Soldaten zu sehen waren, so mußte man annehmen, daß gerade dieses Regiment aus lauter Dilettanten vom Hängen bestünde. — —

Ich kehre zu meiner Skizze des Volkscharakters zurück. Daß der neapolitanische Pöbel faul sey, möchte ich doch gerade nicht behaupten, so oft es auch schon behauptet worden. Er hat nur nichts zu thun, und darum muß er wohl faul seyn, man gewöhnt ihn zur Faulheit, in seiner Natur liegt sie gar nicht. Freilich stehen, zu jeder Tageszeit, Tausende von Müßiggängern auf den Straßen; aber man versuche es nur, man rufe zu irgend einem Geschäft die Lazzaronis herbei, haufenweis werden sie herzu stürzen um ein paar Gran zu verdienen. Wüßte die Regierung ihre Kräfte zu benutzen, sie könnte wahrlich viel mit diesem Volke ausrichten. Die Handwerker sieht man doch immer fleißig und emsig vor ihren Thüren sitzen; aber was sollen die dreißig bis vierzigtausend Lazzaro-

nis anfangen, wenn man sie nicht beschäftigt, sie müssen am Ende wohl faule Tagediebe werden, und natürlich entspringen aus dieser Tagediberei wiederum alle andre Laster. Doch muß ich zu ihrem Ruhme bekennen, daß sie immer wenigstens mäßig dabei bleiben, denn nie habe ich einen Betrunkenen gesehen. — — Aus allen diesen, freilich nur flüchtigen Bemerkungen, glaube ich das Resultat ziehen zu dürfen: daß die höhern Stände in Neapel unverbesserlich sind, daß die jetzige Generation ganz herabgewürdigt und verlohren ist, und daß nur nach und nach durch eine zweckmäßigere Erziehung, vielleicht mit Hülfe der klugen Jesuiten, diese unedle Race wieder veredelt werden kann. Das Volk hingegen — dem gebe man nur Arbeit und erleichtere ihm das Pfaffenjoch ein wenig — so wird es bald ein fleißiges, braves und wohlhabendes Volk werden. — Ich darf diesen Artikel nicht schließen, ohne noch eines Zuges zu erwähnen, der in diesem Augenblick dem Charakter der Neapolitaner tief eingedrückt ist; ich meine den glühenden Haß gegen die Franzosen. Vom Höchsten bis zum Niedrigsten ist dieser Haß tief eingewurzelt. Sie geben sich auch gar keine Mühe ihn zu verbergen, und ich habe Aeuße-

rungen gehört, deren Unklugheit (da sie gegen einen Fremdling ausgesprochen wurden) wahrhaftig nur ein überfließendes Herz entschuldigen konnte. Ihrem Hasse gleicht nur ihre Furcht. Sie lassen sich von den Franzosen alles gefallen. Sie beugen ihren Nacken unter das Joch des Uebermuthes, welcher außer ihrem Vaterlande den Franzosen eigen ist (denn in demselben sind sie meist sehr liebenswürdige Menschen). Einer meiner Freunde sah jüngst, wie ein besoffener französischer Livreebedienter auf öffentlicher Straße einen neapolitanischen Offizier insultirte und auf ihn eindrang, ohne daß dieser wagte ihn arretiren zu lassen; ja er mußte sich endlich in ein Kaffehaus zurückziehen, und durch eine Hinterthür fernern Beschimpfungen entschlüpfen. Freilich, wenn der hiesige französische Gesandte Alquier dergleichen erfährt, so bestraft er seine Landsleute streng; aber der Sieger findet gerade in der Flucht des Besiegten immer neuen Reiz zu muthwilligem Frevel. Daher gehen die Neapolitaner den Franzosen so viel als möglich aus dem Wege. Mir ist davon ein auffallendes Beispiel bekannt geworden. Ein deutscher Kaufmann, ein Fremder, hatte sich zufällig zu einigen französischen Offiziers gesellt; sie wollten miteinander

die

die Königl. Porzelainfabrik besehen, und die Offiziers wollten einiges dort kaufen. Man verweigerte ihnen den Eintritt, unter dem Vorwande, es sei eine ausdrückliche Erlaubniß dazu vonnöthen. Als der Kaufmann sich hierauf von den Offiziers getrennt hatte, ward er zurückgerufen, und ihm zu verstehn gegeben, für ihn sei die Fabrik nicht verschlossen. Er ging hinein und besah sie nach Gefallen.

15.

Der Himmelsschatz der heiligen Brigitte.

Zur erlaubten Gemüthsergötzung, und um zu zeigen, durch welche Art von Schriften man die Neapolitaner in ihrem allerdicksten Aberglauben befestigt, liefere ich hier einen kurzen Auszug aus einem Buche, das in Neapel nicht etwa bloß vom Pöbel, sondern in recht guten Häusern gelesen wird, und aus einem solchen, wo es einer ältlichen, unverheiratheten Dame zum Trost gereichte, ist es mir mitgetheilt worden. Es heißt Tesoro celeste etc. und enthält Offenbahrungen der heiligen Brigitte. Ihr war die Jungfrau Maria erschienen, und hatte ihr befoh-

len nach Bethlehem zu gehen, wenn sie Lust habe zu erfahren, wie es zugegangen, daß Maria schwanger geworden. Brigitte hatte allerdings große Lust, zu erfahren wie das zugegangen, fand sich zur bestimmten Zeit ein, und die allerkeuscheste Maria erzählte ihr allerlei, unter andern folgendes: „Meine Eltern haben sich bloß aus Keuschheit geheirathet, und um das Gesetz Gottes zu erfüllen. Als daher ein Engel ihnen ankündete, welch eine Jungfrau sie erzeugen würden, wollten sie lieber sterben als sich fleischlich vermischen. Endlich mußten sie es doch thun, aber es geschah wider Willen, und ich bin also mehr die Frucht der Engelsworte als irgend eines unordentlichen Triebes. Als mein kleines Körperchen fertig war, gab ihm Gott sogleich eine Seele, und stellte, schon im Mutterleibe, Tag und Nacht Engel als Wache dabei." (die armen Engel! wozu sie doch nicht alles gebraucht werden!).

„Ich wurde ohne Erbsünde empfangen, habe auch nie gesündigt. — Ich trug eine schlechte Jacke, wünschte mir auch keine andere, sondern mein einziges Verlangen war, daß ich die Geburt des Heilandes erleben, und etwa Magd bei seiner Mutter werden möchte. Ich gelobte mir

selbst eine ewige Jungfrauschaft, außer wenn es Gott etwa anders beschlossen hätte, so wollte ich mich auch darin ergeben."

„O meine Tochter! glaube du sicher, daß der gute Joseph, ehe er um mich warb, vom heiligen Geist wohl erfahren hatte, daß meine Jungfrauschaft einem andern, nemlich Gott, zugehörte. Er heirathete mich auch bloß, um mir zu dienen, mich als seine Herrschaft (Signora e Padrona), nicht als seine Frau zu betrachten! und auch ich wußte vom heiligen Geist ganz sicher, daß meine Jungfrauschaft ganz unangetastet bleiben würde. — Als nun der gute Joseph sah, daß durch die göttliche Kraft mein Leib sich rundete, da erschrack er freilich ein wenig; doch ich kann ihn nicht genug rühmen, er fand sich bald darein, denn ich erinnerte ihn an die Prophezeiung, daß der Heiland von einer Jungfrau solle gebohren werden. Er meinte nun, er sey nicht würdig, die Mutter Gottes zu bedienen. Ein Engel benahm ihm diese Furcht im Traum. — Als mein Stündlein herannahte, ging ich nach Bethlehem, rein angezogen (con una veste mondissima) und mit einigen Windeln für meinen Sohn, die nicht etwa schon gebrauchte Windeln waren, sondern nagelneu. — Ob ich gleich

wohl wußte, daß ich zur Himmelskönigin bestimmt sey, so besorgte ich doch das Hauswesen für meinen guten Joseph, wie sichs gebührte, und auch mein Sohn mußte ihm gehorchen."

Alles das ist aber der neugierigen Brigitte noch nicht genug, sie möchte auch gern wissen, wie es eigentlich mit der Empfängniß zugegangen, und Maria ist so gefällig, zu erzählen: „Eines Tages sah ich einen hellen Stern und ein blendendes Licht, und roch einen süßen Geruch, daß mir ganz schwindlicht wurde. Da hörte ich eine Stimme, aber keine menschliche, und plötzlich stand der Engel vor mir, wie fein schöner Jüngling, doch nicht mit Fleisch bekleidet. Der sagte: Du wirst einen Sohn gebähren u. s. w. Ich fragte weder warum? noch wenn? sondern bloß: wie das zugehen solle? und da er mich versicherte, es sey Gott nichts unmöglich, so ergab ich mich darin, wurde auch sogleich schwanger, habe aber mein Kind getragen ohne dick zu werden, bin immer ganz schlank dabei geblieben, — (Man hört, die gute Jungfrau widerspricht sich zuweilen ganz verzweifelt.) — habe auch die gewöhnlichen Uebelkeiten nicht empfunden."

„Indessen wurde mir doch ein wenig bange,

was ich antworten sollte auf die Frage: wo das Kind hergekommen? und wer sein Vater sey? — Der Teufel konnte ja meinem guten Joseph Verdacht einflößen. Auch hatte er würklich einmal Lust, mich sitzen zu lassen, aber der Engel belehrte ihn im Traume eines Bessern, und nun bediente mich der gute Mann nach wie vor. Dagegen arbeitete ich brav und aß sehr wenig. — Nie hat mein Alter gemurrt, oder ist ungeduldig geworden, im Gegentheil hat er mich selbst vertheidigt gegen die bösen Mäuler, die an meine Reinheit nicht recht glauben wollten." — (Ach! das war doch noch ein Mann! aber sein Geschlecht ist nicht ausgestorben.) — „Er war auch der Fleischeslust so abgestorben, daß er mir gar nichts zumuthete (niente bramava). Ich gebahr einen Sohn ohne Schmerz oder irgend eine Verletzung, mit einem solchen Jubel, daß meine Füße die Erde nicht berührten. Er kam aus mir heraus, ohne daß meine Jungfrauschaft im geringsten darunter litt (uscì senza offesa della mia virginità). Es ging sehr schnell damit zu, in einem Augenblick (in un batter d'occhio) kam er auf die Welt, und zwar ganz rein, brauchte gar nicht gewaschen zu werden."

„Da lag er nun. Ich kniete sogleich nie-

der, und sprach: Sey willkommen! mein Gott! mein Herr! mein Sohn! — Aber er schrie, weil ihn fror. Da kniff ich ihm die heilige Nabelschnur ab, aus der kein Blut oder Feuchtigkeit lief, und wickelte ihn recht warm ein. In meinen Wochen wurde ich nicht einmal blaß oder kraftlos, nur mein Bauch, der vorher dick war, sank wieder zusammen. — Als mein Sohn beschnitten war, verwahrte ich mit großen Ehren sein heiliges Präputium, und wo ich ging oder stand, trug ich es bei mir. Da ich nachmals gen Himmel berufen wurde, vertraute ich es dem Johannes, von dem es wieder auf andere Gläubige erbte, die es, zur Zeit der Noth, an einem reinlichen Orte vergruben, wo es verborgen lag, bis ein Engel es den Gottesfreunden entdeckte." —

„Ich hatte nie eine Reinigung, wie andere Frauenzimmer, dessen bedurfte ich nicht. Auch an meines Sohnes Körper war nie der geringste Schmutz, und ich brauchte seinen Kopf nicht zu kämmen. Er war groß, eben nicht fleischigt, aber nervigt, wohl gewachsen und stark von Knochen. Haare, Augenbraunen, Bart, waren dunkelgelb, der Bart etwa eine Palme lang und eine Hand breit; die Stirn weder hoch

noch tief, aber flach, die Nase ohne Höcker, weder zu klein, noch zu groß; seine Augen so klar und rein, daß selbst Feinde gern hinein sahen; seine Lippen rosenroth und klar (chiaro) (?); das Kinn nicht vorstehend, wohl proportionirt. Seine Backen waren bescheiden (modestamente) mit Fleisch gefüllt, ihre Farbe weiß mit Karminroth gemischt. An seinem Leibe war kein Fleckchen. Sein Haar verwirrte sich nie. Am Kreuze konnte er lange nicht sterben, weil er von mir eine gute starke Natur erhalten hatte." —

So geht es nun immer fort. Die gute Madonna wird nicht müde, mit der ächten Geschwätzigkeit eines alten Weibes zu erzählen, und Brigitte wird nicht müde zuzuhören. Von ihrer eigenen Himmelfahrt sagt Marie: Gott habe sie anfangs nur Wenigen offenbart, weil die gottlosen Menschen noch nicht einmal an die Himmelfahrt ihres Sohnes hatten glauben wollen. Vierzehn Tage habe sie im Grabe gelegen, dann habe Gott so viel Engel als Sonnenstäubchen gesandt, durch welche sie in den Himmel getragen worden. — Im Vorbeigehn erwähnt sie auch, daß der heil. Hieronymus ein Liebhaber von Wittwen, und des heil. Geistes Trompeter war. —

Außer diesen saubern und jungfräulichen Offenbarungen, enthält das Büchlein auch noch Lob, und Preisgebete, an jedes Stück von Christi Körper gerichtet, z. E. an seine Nasenlöcher: „mein Herr Jesus, da deine allersüßesten Nasenlöcher nicht verschmähet haben, weder den Geruch des modernden Lazarus, noch den abscheulichen Gestank des Verräthers Judas, so sollen sie gesegnet und gelobt seyn!“ — Ferner: „mein Herr Jesus, dein Schlund sey gesegnet! dein Magen und alle deine heiligen Eingeweide! auch deine allerunschuldigsten Lenden, die über alle Reinheit und Jungfräulichkeit der Engel erhaben sind!“ — Aehnliche Gebete sind auch der Jungfrau Maria gewidmet: „Gesegnet seyen die allerheiligsten Brüste, süßer als alle Brunnen vom süßesten Wasser. — Gesegnet sey dein allerheiligster Bauch, fruchtbarer als die ergiebigsten Felder, u. s. w.“ — Endlich giebt es auch noch Gebete bei allen täglichen Verrichtungen, beim Anziehen der Kleider sogar. Herzbrechend sind die Gebete um Kinder, und um Frieden mit dem Manne.

Miscellen. Einzelne Bemerkungen.

Der Handel, der hier so blühend seyn könnte, bedeutet unter den Inländern sehr wenig. Sie besitzen die herrlichsten Produkte zur Ausfuhr, Korn, Oel, Rösinen, Feigen, Seide, Wolle, Wein u. s. w. Sie haben die vortrefflichsten Häfen am mittelländischen und adriatischen Meere; aber — sie haben keinen Credit. Es geht ihnen wie den russischen Kaufleuten. Sie lassen ihre Waaren durch Fremde verschreiben. Spekulationen auf Neapel zu machen, ist sehr gefährlich, wenn man nicht mit einem guten fremden Hause allhier in Verbindung steht. Die Zahlungen erfolgen sehr unordentlich, und sendet man mehr Waaren hieher, als in drei Monaten verkauft werden können, so ist man sicher, sie auf dem Halse zu behalten. Daher sind auch die ausländischen Waaren sehr theuer, Troß der Leichtigkeit, sie von allen Seiten zu bekommen. Wollte freilich die Regierung den Handel unterstützen — aber sie thut gar nichts dafür; hohe Auflagen erschweren ihn vielmehr. — Himmel! was würde ein Frie-

drich II. aus diesem reichen Lande gemacht haben! es wäre längst das Schrecken seiner Feinde, der Schooß des Glücks für die Eingebohrnen, des Vergnügens für die Fremden.

Es ist eine sonderbare Gewohnheit, die aber auf den Credit der Neapolitaner ein sehr übles Licht wirft, daß, wenn man über irgend etwas mit einem Neapolitaner contrahirt, (z. B. mit dem Vetturino über eine Reise nach Rom) man nicht ihm, wie in andern Ländern gebräuchlich ist, Geld auf die Hand giebt, sondern sich von ihm welches geben läßt. Unterläßt man diese Vorsicht, so ist man seiner Sache nicht gewiß. Der unbekannte Fremdling hat also mehr Credit als der ansäßige Eingebohrne.

Für Leute, die hier wohnen, ist Neapel ein wohlfeiler Ort, denn alle Bedürfnisse des Lebens bringt die Natur das ganze Jahr hindurch ohne Anstrengung hervor, folglich sind sie zu geringen Preisen zu haben. Fremde müssen freilich, wie überall, mehr bezahlen, und für diese ist Neapel wohl eben so theuer als Paris. Das gilt beson-

ders von der Wohnung. Für einen schön decorirten Saal und vier Zimmer habe ich monatlich hundert und zwanzig Thaler bezahlt, doch freilich in der besten Gegend der Stadt, am Largo del Castello, umgeben von allen Schauspielhäusern, den Vesuv im Gesicht, in einem sehr reinlichen Hause, Albergo del Sole genannt, das von einer liebenswürdigen Engländerin gehalten, und wo man sehr gut bedient wird. Ich empfehle dieses Haus jedem Reisenden, es wäre denn, daß er lieber den Ruhm haben möchte, in dem ersten Wirthshause, la grande Bretagne, zu wohnen, wo man, der Sage nach, ungeheuer geprellt werden soll. — Der Tisch ist gut, aber auch nicht wohlfeil. Der Preis von zehn Carlins (einen Thaler sechs Groschen) für die Portion, war ein ungewöhnlich niedriger, von mir bedungener Preis. Der Wein ist da freilich mitgerechnet, aber den gewöhnlichen hiesigen, unausstehlich süßlichen Tischwein kann man nicht trinken, man muß also die Thränen Christi dennoch apart bezahlen, doch bekommt man für sechs Groschen einen sehr trinkbaren Wein dieser Gattung. Das Brod ist nicht sonderlich und steht dem französischen weit nach. Das Gemüse hat bei weitem nicht die Kraft, wie in nördlichen Ländern,

die Kartoffeln und Rüben sind fast nicht zu genießen; nur der Blumenkohl ist gut und wächst ungeheuer groß. Fische und Früchte sind vortrefflich und im Ueberfluß; doch nur diejenigen, welche die Natur ohne Hülfe hervorbringt, Ananas hingegen (deren Erziehung doch auch hier wenig Mühe macht) sind theurer als in Berlin, weil Niemand Treibhäuser hat. — Equipage ist, wie überall, einer der theuersten Artikel für den Fremden; sie kostet täglich vier und einen halben Thaler. Fährt man vollends mit vier Pferden einige Meilen über Land, so ist das eine Ausgabe von neun Thalern. — Die Logen im Schauspielhause sind, wie schon erwähnt, fast nicht zu bezahlen. — Einzelne Plätze darin kann man nicht haben, man muß sie ganz nehmen, und doch kann man auch kein Frauenzimmer ins Parterre führen. Es ist daher ein Glück, daß man eben nicht in Versuchung geräth, oft ins Theater zu gehen. — Dem Lohnlakaien giebt man gewöhnlich sechs Carolins (achtzehn Groschen) täglich; das scheint im Vergleich mit andern Residenzen nicht viel; aber man hüte sich, diese Menschen sind wahre Blutsauger, sie verdoppeln jede Ausgabe der Fremden und lassen die Hälfte in ihren Beutel fallen. Dabei sind sie

unter den vielen Faulthieren in Neapel die allerfaulsten. — Putzwaaren für Damen findet man hier schön und geschmackvoll, aber zu ungeheuren Preisen. — Mit Gemählden und Alterthümern wird man überlaufen. Wer kein Kenner ist, hüte sich sehr vor dem Anführen, lasse auch nicht durch die gefoderten Preise sich irre machen, zu glauben, das Ding sey doch wenigstens die Hälfte werth. Etwa ein Drittel muß man bieten, und oft ist das noch zu viel. — In Villa franca kann man Copien von den berühmtesten Gemählden kaufen, welche die jungen Mahler dort in Miniatür, meistens recht schön verfertigen, und sich mit geringem Lohn begnügen. Will man aber Originale kaufen, es seyen Gemählde oder Vasen und Gemmen, so ziehe man ja einen Kenner zu Rathe. Der Steinschneider Rega gilt für den besten, und ich weiß, daß viele Sammler keinen Handel schließen, ohne seinen Ausspruch gehört zu haben.

Eine Volksscene trug sich unter meinem Fenster zu, die eben kein günstiges Vorurtheil für das hiesige weibliche Geschlecht erweckt. Ein Frauenzimmer, in schwarzer Seide sehr anständig gekleidet, mit der hier gewöhnlichen großen schwarzen

Kappe über dem Kopfe, gerieth in Streit mit einem andern Frauenzimmer, das, nach seiner weißen Kleidung zu schließen, auch nicht zum Pöbel gehörte. Anfangs disputirten sie eine Weile mit entsetzlichem Geschrei; doch konnte das auch ein freundschaftliches Gespräch seyn, da hier immer geschrien wird. Plötzlich aber gab die schwarzseidene Frau der andern eine derbe Ohrfeige, und empfing auf der Stelle die Bezahlung in gleicher Münze. Hierauf riß die schwarze der weißen die Haube vom Kopfe, schleuderte sie auf den Markt, ankerte mit allen zehn Fingern in den Haaren ihrer Gegnerin und zauste sie gewaltig. Allein die weiße ersah ihren Vortheil, schlug der schwarzen ein Bein unter, und warf sie so geschickt auf das Steinpflaster, daß die entblößten Posteriora das Licht der Sonne begrüßten, und nun hammerte die weiße auf der schwarzen, wie ein Koch auf dem Hackebrett. Ein Pöbelkreis von vielen hundert Menschen schloß sich so dicht um sie, daß die Prügelnden kaum Platz übrig behielten, ihre nervigten Arme zu bewegen; Geheul, Geschrei, Zischen, Klatschen, Pfeifen, accompagnirten den Kampf; aber keiner nahm sich die Mühe, die tollen Weiber aus einander zu bringen, sie hätten sich in Gottes Namen todtschlagen

mögen. Endlich kamen Soldaten, die sie von einander rissen, aber nicht arretirten. Vielmehr nahete sich ein wohlgekleideter Mann, reichte der schwarzen Dame seinen Arm, und führte sie ruhig davon. Für die weiße interessirte sich Niemand, sie verließ als bescheidene Siegerin den Kampfplatz. — Auch diese Frauenzimmer bissen vor Wuth in ihre Schnupftücher, welche Aeußerung des Zornes den Neapolitanern eigen zu seyn scheint. — An allen solchen Begebenheiten nimmt der Pöbel bloß als Zuschauer Theil, hält sich nie verpflichtet, Unglück zu verhüten. Wenn Straßenjungen sich balgen, wird sogleich ein Kreis geschlossen, aber nur, wenn Blut fließt, findet sich einer oder der Andere unter den Umstehenden, der es versucht, sie aus einander zu bringen.

Eine seltsame Furcht haben die Neapolitaner vor dem Regen. Nirgend sieht man mehr Regenschirme als hier, und bei Regenwetter ist es in den vielen engen Straßen äußerst beschwerlich, den Tausenden von Regenschirmen auszuweichen. Es ist lustig zu sehn, wie die Miethskutscher auf öffentlichen Plätzen schnell nach allen Richtungen davon fahren, wenn ein Regenguß sie plötzlich

überrascht. Grade in Augenblicken, wo Miethswagen am nothwendigsten wären, ist kein einziger auf den Straßen zu finden. Diese drollige Furcht gründet sich, wie man mir sagt, auf eine Behauptung, die vermuthlich nur ein Vorurtheil ist, der hiesige Regen schade nemlich der Gesundheit. — Eine gute, nachahmungswerthe Gewohnheit erinnere ich mich nicht sonst irgendwo bemerkt zu haben. Wenn nach Platzregen in der Mitte der abhängigen Straßen sich Bäche bilden, welche der Fußgänger sehr unbequem durchwaten würde, so werden alsobald kleine Brücken auf Rädern dahin gefahren, die so lange stehen bleiben, bis das Wasser sich verlaufen hat.

Die gewöhnlichen Fiacres sind in Neapel sehr weit von Eleganz entfernt und besonders unreinlich. Wie es inwendig in einem solchen Wagen aussehen muß, kann man aus dem Umstande abnehmen, daß der Miethskutscher gegen Mittag beide Thüren öffnet, den Hafer hinein schüttet, vor jede der offnen Thüren eins seiner Pferde stellt, und sie so, mit den Köpfen gegen einander über, aus dem Wagen fressen läßt.

Ge-

Gegen Weihnachten finden sich in Neapel Hunderte von Bockspfeifern ein, die in ihren Schaafspelzen, das Rauhe nach außen gekehrt, seltsam gegen die leicht bekleideten Lazzaroni's abstechen. Es sind Hirten aus Apulien und andern oft entfernten Gegenden, die es für Religionspflicht halten, um diese Zeit mit ihren Dudelsäcken nach der Residenz zu wallfahrten, um dort der Mutter Gottes etwas vorzublasen, und so die Hirten nachzuahmen, welche zu Bethlehem die Krippe des Heilandes besuchten. Sie gehen von Haus zu Haus, von Bude zu Bude, und es ist gar lustig zu sehen, mit welcher Andacht sie vor den Marienbildern stehen bleiben, und so, während ihre Lungen blasen, ihre Hände fingern, mit frommen Blicken zu der Madonna hinauf schauen. Ich wundre mich, daß noch kein Mahler eine solche Scene zum Gegenstand seiner Kunst gewählt hat. — Mehrere Wochen vor Weihnachten hört man auf allen Straßen nichts als dieses Gedudel, das doch mit unter recht harmonisch klingt. Die letzten neun Tage vor dem Feste soll es am ärgsten seyn. — Man versichert mich, daß manche Hirten mehr als vierzig Häuser täglich auf diese Weise bedienen. Da jeder Madonna doch wohl eine Viertelstunde gewidmet

werden muß, so bläst folglich ein solcher zehn Stunden hinter einander auf dem Dudelsacke. Welche Lungen!

In einer italiänischen Zeitung las ich ohnlängst: Die Deutschen behaupteten alles erfunden zu haben, während andere Nationen sich den Ruhm davon zueigneten, z. B. die Kuhpocken, eine deutsche Erfindung, habe Doctor Jänner in England zuerst in Gang gebracht. Eben so sey die Erfindung des Telegraphen von den Franzosen benutzt worden. Ein gleiches sey mit dem Luftballon geschehen, dessen ein gewisser Moshof zuerst zu erwähnen glaube, worin ihm aber die Italiäner zuvorgekommen. (Das Blatt sagt nicht wann und wo?) Knochengallerte habe schon Ploucquet in Tübingen gemacht, Cadet de Veaux hingegen sie ausgeschrien. Klaviere, welche selbst die Noten niederschreiben, die auf ihnen gegriffen werden, habe Pfeiffer in Stuttgardt verfertigt, Stanhope in England sich die Ehre zugeeignet, u. s. w. — Die Italiäner hätten aber noch weit mehr Ursache, die wichtigsten Erfindungen, als die Frucht ihres Genies, zu reclamiren. Daß zum Beispiel eine

magnetische, auf Quecksilber schwimmende Kugel die Eigenschaft habe, sich um ihre Achse zu drehen, und dergestalt Länge und Breite anzuzeigen, gebe ein Engländer für seine Erfindung aus. Es ist nicht wahr, sprächen die Franzosen, denn es steht schon in Busch geographischen Ephemeriden vom Jahre 1803. Das kann seyn, rufen frohlockend die Italiäner, aber es steht schon im Leben eines gewissen Vico, welches 1730 geschrieben und gedruckt worden. — Von Herzen gönne ich ihnen diesen Triumph, und bemerke nur in Ansehung meiner deutschen Landsleute, daß ihnen ganz recht geschieht, wenn andere Nationen ihnen Ehre und Vortheil vor dem Munde wegschnappen, denn immer schreiben sie nur und handeln nie. Bei ihnen ist alles Hypothese, die höchstens den Erfinder erwärmt, die übrigen trauen den Hypothesen nicht, betrachten sie bloß als eine angenehme Spielerei des Geistes, fürchten sich lächerlich zu machen, wenn sie Geld hergäben, um Versuche anzustellen, selten aber ist der Erfinder selbst ein reicher Mann, der aus eigenen Mitteln Versuche bestreiten kann; so ist er denn gezwungen, seine Erfindung in ein dickes, langweiliges Buch niederzulegen, das Niemand liest, das in wenigen Jahren ganz vergessen wird,

bis ein spekulativer Fremdling den verborgenen Schatz aufspürt, das Todte belebt. Dann blättern die Deutschen flugs auch, und sprechen: halt! das haben wir erfunden! — Unbedeutender Ruhm! Mit Recht gebührt die Ehre dem, der die Erfindung der Welt nutzbar machte.

Für den zwölften November kündigten die Patres scolari im Collegio Caravaggio den Anfang ihrer philosophischen Vorlesungen an, die Neubegier trieb mich hin, wiewohl mit geringer Erwartung. Ich fand eine Art von Gallerie, ringsum mit geometrischen und mechanischen Figuren behangen; zu beiden Seiten einige Bänke, auf welchen sieben junge Leute saßen, im Hintergrunde ein Mann hinter einem Tische, der auch kaum dreißig Jahre zählen mochte; er trug ein Priestergewand und hatte sein Barret neben sich gestellt. Bereits im Vortrag begriffen, als ich hereintrat, stand er sogleich auf, kam mir höflich entgegen, und fragte nach meinem Begehren. Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, daß ich bloß in der Absicht käme, ihm zuzuhören; man las das Erstaunen auf seinem Gesicht, über den vermuthlich unerhörten Besuch eines Men-

schen, dem ein Stern auf das Kleid gestickt war. Er faßte sich aber augenblicklich, wies mir sehr höflich einen Platz an, setzte sich, wiederhohlte mir kürzlich, was er in der Vormittagsstunde über die Geschichte der Philosophie gesagt hatte, und fuhr dann unbefangen fort, mit einer Suade, einer Wahl des Ausdrucks, die mich eben so sehr in Erstaunen setzten, als die geläuterte Vernunft, die aus jedem seiner Worte hervorblickte. Schon daß er die ganze Philosophie bloß auf Mathematik gründete, war mir völlig unerwartet. Was er sprach, waren freilich lauter bekannte Dinge, für einen auf protestantischen Schulen erzogenen Deutschen; aber es machte mir großes Vergnügen, sie an diesem Orte, von einem Manne in solchen Kleidern wieder zu hören, und ich verließ die Stunde, mit wahrer Achtung für den jungen Mann erfüllt, dessen Physiognomie eben so geistreich war als sein Vortrag. Ich fürchte nur, daß die sieben jungen Leute, die ihn mit offenen Mäulern angafften, wenig davon verstanden haben. — Von andern philosophischen Vorlesungen ist mir in Neapel nichts zu Ohren gekommen. Da man nun daselbst der Sage nach sieben hunderttausend Einwohner zählt, so folgt,

daß von Hunderttausenden stets nur Einer sich entschließt, ein wenig Philosophie zu studiren.

Eine andere Art von Philosophen, Herr Vincenzo Orsino, sagt in einer gedruckten Ankündigung: es habe stets viel gottlose Leute gegeben, welche behaupten, das Studium der Natur schade der geoffenbarten Religion. Das sey nicht wahr; die Religion sey vielmehr ein Bote der Geheimnisse Gottes, und die Natur mache seine Allmacht offenbar. Dennoch sey man so verblendet, die Religion noch immer für eine Feindin der Fortschritte des menschlichen Geistes zu halten, und meine, jede Denkfreiheit müsse auch irreligiös seyn. Zu Widerlegung dieser Meinung habe er ein Buch geschrieben, betitelt: die irreligiöse Denkfreiheit, eine Feindin der Fortschritte in den Wissenschaften, in welchem bewiesen wird, daß alle Werke von Gelehrten, die nicht zugleich fromme Gläubige waren, von Widersprüchen wimmeln, bloß den Alten nachbeten, sich nie über dieselben erheben, und daß auf alle neuern Entdeckungen das Christenthum den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hat. Dieses vortreffliche Werk werde

nächstens bei den Gebrüdern Terres in Neapel für sieben Carolins (ein und zwanzig Groschen) zu haben seyn.

Der Ritter Calcagni fand in dem merkwürdigsten Jahre meines Lebens den schönen Vers von Wieland:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube u. s. w.

Er übersetzte ihn folgendergestalt ins Lateinische:

Quae nos per medias heic ducit dextra tenebras,
Postremo nunquam deserit exitio.
Atque ubi spes desit, quo sedibus alliget imis,
Quassatam prorsus anchora jacta ratem:
Haec mente immota maneat fiducia nobis
Quodvis momento vertitur exiguo.

Als er nun von mir hörte, dieser Vers sey von unserm vortrefflichen Wieland, nahm er sich sogleich vor, diesen Fürsten der deutschen Dichtkunst zu lesen, zu studiren, vielleicht zu übersetzen.

Damit meine schönen Leserinnen alles Lateinische in diesem Buche auf einmal überschlagen

können, lasse ich hier sogleich eine merkwürdige Inschrift folgen, die den Vesuv betreffend, an einer Straßenecke in Portici gefunden wird. Zum vollkommenen Verständnisse derselben ist zu wissen nöthig, daß einst ein Ausbruch des Berges Portici verheerte, und daß mehrere Menschen bloß dadurch ihren Tod fanden, daß sie ihre Habseligkeiten, troß der dringendsten Gefahr, noch retten wollten.

Posteri Posteri
Vestra res agitur
Dies facem praefert Diei nudius perendino
Advortite
Vicies ab satu solis infabulatur historia
Arsit Vesaevus
Immani semper clade haesitantium
Ne posthac incertos occupet moneo
Uterum gerit mons hic
Bitumine alumine ferro sulphure auro argento
Nitro aquarum fontibus gravem
Serius ocyus ignescat Pelagoque influente pariet
Sed ante parturit
Concutitur concutitque solum
Fumigat corruscat flammigerat
Quatit aerem
Horrendum immugit boat tonat arcet finibus accolas
Emica dum licet

Jamjam enititur erumpit mixtum igne lacum emovit
Praecipiti ruit ille lapsu seramque fugam praevertit
Si corripit actum est periisti
Ann. Sal. CIƆIƆCXXXI. XVI. Kal. Jan.
Philippo IV. rege
Emanuele Fonseca et Zuniga Comite montis regii
Pro rege
Repetita superiorum temporum calamitate subsidiisque
calamitatis
Humanius quo munificentius
Formidatus servavit spretus oppressit incautos et avidos
Quibus Lar et suppellex vita potior
Tum tu si sapis audi clamantem lapidem
Sperne larem sperne sarcinulas mora nulla fuge.

Ich habe von dieser, hin und wieder dunkeln und etwas prezlösen Inschrift eine Uebersetzung im Lapidarstyl gewagt, die nicht mehrere Worte enthält, als das lateinische Original, von der man also, in dieser Hinsicht, wohl nicht mehr fodern kann. Auch der möglichsten Treue habe ich mich befleißigt. Kenner mögen über den Versuch entscheiden. Ich erinnere nur noch, daß das Lateinische sehr treu copirt ist, aber freilich kommen manche Dinge darin vor, die mir unerklärbar sind, z. B. das emica dum licet, wo ich mir eine Abweichung erlaubt habe, weil, selbst wenn man emicat dum licet lesen

wollte (wie mir einer meiner gelehrten Freunde vorschlug,) doch nur ein sehr erzwungener Sinn herauskommen würde.

Nachwelt! Nachwelt!

Dir gilts.

Dem Übermorgen leuchtet heutigen Tages Fackel

Höre!

Zwanzigmal redet Geschichte seit Lichtes Geburt.

Vesuv entbrannte,

Zögernden stets Jammer bringend.

Überraschung droht Wankenden, ich warne:

Des Vulcans Eingeweide bergen

Erdpech, Alaun, Eisen, Schwefel, Gold, Silber,

Salpeter; Wasserquellen schwängern ihn;

Früher, später erglühend, mit eingesaugtem Meere

gebährend;

Doch zuvor

Erbebend, den Erdboden durchschauernd

Dampft, blitzt, flammt,

Bewegt er Lüfte

Brüllt grausend, kracht, donnert, verscheucht seine

Grenzbewohner.

Entweiche! noch ists vergönnt.

Schon treibts, quillt, ein Feuerpfuhl wogt,

Jäher Absturz verwehrt späte Flucht,

Ergriffen bist du verlohren.

Im Jahre CIƆIƆCXXXI. d. 16. December.

Unter König Philipp IV,
Emanuel Fonseca und Zuniga Graf Montreal
Dem Vicekönig,
Wiederkehrte voriger Zeiten Jammer, ihm Hülfe,
Menschlicher je reichlicher,
Gefürchtet, doch Nahrung spendend, verschlingt Vesuv nur Wagehälse, Habsüchtige,
Denen Wohnung, Hausgeräth, theurer als Leben,
Drum, bist du weise, höre schreienden Stein!
Verachte Wohnung, verlaſs Haabe, flieh ohne Verweilen!

Keine zwanzig Schritte kann man in Neapel thun, ohne auf eine pomphafte Inschrift zu stoßen, die meistens an Brunnen, Statüen, Pyramiden u. dgl. angebracht ist. Ich wette, wenn man sie alle abschreiben wollte, sie würden einen dicken Quartband füllen. Wo viel geschrieben wird, da wird wenig gethan. Manche lügen recht unverschämt. Eine z. B. hebt an: Carolus Borbonus, supra omnes retro principes, pacis bellique artibus clarissimus et felicissimus, und wenn man nun fragt, was dieser Carl von Bourbon, der über alle Fürsten hervorragt, denn Großes gethan hat? so findet sich, daß man, besonders zu der Zeit als die

ses geschrieben wurde, nemlich vor seiner Gelangung zum Spanischen Throne, auch nicht das Geringste von ihm zu sagen weiß. — Aber die That, welche durch diese prächtige Inschrift verewigt wird? — nun ja, die ist recht gut, recht lobenswerth, solcher Thaten verrichtet aber ein guter König täglich bei Dutzenden. Er hat nemlich einen Weg ausbessern lassen, der vorher schlecht war. Solche Dinge auf solche Weise in Marmor verewigen, um deren Willen ein Fürst, der beim Spazierenfahren ein wenig gerumpelt wurde, seinem Weg-Intendanten nur zwei Worte zu sagen braucht, das heißt den Marmor, das Volk und den Fürsten selbst herabwürdigen. — Was mir bei den vielen tausend Inschriften zu Neapel am lächerlichsten scheint, ist, daß sie alle lateinisch sind. Ich weiß wohl, daß es in andern Ländern auch Sitte ist, was man der Nachwelt sagen will, lateinisch zu sagen, gleich als fürchte man, die Sprache der Nation werde verlohren gehen; aber ich mache mich auch überall darüber lustig. Haben denn etwa die Römer griechische Inschriften, oder die Griechen egyptische gemacht? würden wir nicht einen Menschen auslachen, der jeden Vorübergehenden lateinisch anredete? und vertritt denn

nicht ein solcher Stein gleichsam die Person des Fürsten, unter dem das Denkwürdige geschah? — Nicht einmal im Mittelalter war diese unsinnige Gewohnheit zu verzeihen, obgleich damals jeder Große und jeder gebildete Mensch lateinisch verstand; aber vollends jetzt! da unter hundert wohlerzogenen und sonst kenntnißreichen Menschen gewiß neunzig keine Sylbe davon begreifen, und die übrigen zehn kaum einige Worte aus ihren Schuljahren im Gedächtniß behalten haben; jetzt wird eine lateinische Inschrift offenbar bloß für ein halbes Dutzend Gelehrte von Profession verfertigt, die etwa in der Stadt wohnen, und alle Jahr einmal vorbei gehn. Niemand schreibt mehr lateinisch, niemand spricht es mehr; die Sprache hat aufgehört Universalsprache zu seyn, sie hat den Scepter an ihre Tochter, die französische abgetreten, und vernünftiger wäre es, jetzt alle Inschriften französisch zu machen. Ich sage vernünftiger, aber nicht vernünftig; denn was ein Volk der Nachwelt zu sagen hat, wäre es auch das Volk der Kalmuken, das soll es in seiner eigenen Sprache thun, damit der Pöbel eben sowohl als die Gelehrten, erfahre, was merkwürdiges in seinem Vaterlande vorgieng, oder welche Wohlthäter desselben er zu

verehren habe. Enthält die Inschrift vollends Dinge, die grade den Pöbel belehren sollen, so ist es unsinnig sie in einer fremden, todten Sprache aufzuzeichnen. Da steht unter andern zu Neapel, ich glaube auf dem Platze, der der kleine Molo heißt, eine Pyramide, die auf der verfluchten Stelle errichtet worden, auf welcher der Pöbel den Freiheitsbaum pflanzte; an den vier Seiten erblickt man die wohlgetroffenen Medaillons des Königs, der Königin, des Erbprinzen und der Erbprinzessin, unter jedem dieser Medaillons lange lateinische Inschriften, welche dem Volke beweisen, wie gottlos Revolutionen sind, und wie nothwendig es sey, daß nur ein Einziger herrsche. Von alle dem verstehen die guten Neapolitaner nicht eine Sylbe, und für die Wenigen, die es verstehen, ist es nicht geschrieben. Die jetzige Generation weiß allenfalls noch die Veranlassung zu dieser Pyramide und vergißt sie nicht; die folgende hingegen bekümmert sich gar nicht mehr darum, und ereignet sich einst einmal wieder eine Begebenheit, wo eine solche Warnung, wenigstens bei einzelnen fruchten könnte, so ist es eben so gut, als stellte man einen Herold hin, um Hebräisch mit dem Volke zu reden. — Wie viel könnte nicht durch kurze, zweck-

mäßige Inschriften, in der Landessprache verfaßt, auf die Moralität eines Volks gewirkt werden! und wie trefflich war die Idee jenes Griechen, der auf alle Hermen am Wege Sentenzen graben ließ, die jeder Wanderer im Vorbeigehn las, nach und nach behielt, sie am heimischen Heerd seinen Kindern wieder vorsagte, bis sie zu lauter Sprüchwörtern wurden. In Rußland könnte man die Werstpfähle und in Preußen die Meilenzeiger vortrefflich zu solchen Sprüchen benutzen. Jetzt stehn, besonders die letzten, leer da, und dienen höchstens einem Handwerksburschen seinen Namen daran zu kritzeln. — Der gewöhnliche Einwurf, den man gegen die neuern Sprachen macht, ist: sie schicken sich nicht zum Lapidarstyl, man könne sich nicht so kurz darinnen fassen, als in der lateinischen. Wäre dies auch wahr, so müßte doch wohl der erste Zweck Verständlichkeit für Jedermann und nicht Kürze seyn. — (Die neapolitanischen Inschriften sind auch alle so ungeheuer lang, daß sie schon deshalb nicht einmal für lateinische Inschriften gelten können.) — Ueberhaupt ist aber der Einwurf unerwiesen, die deutsche Sprache wenigstens kann dem Lapidarstyl sehr wohl angeschmiegt werden. Ich habe im

Eingange dieses Buches der Inschrift auf einem Hospital zu Altenburg erwähnt: hülflosem Alter, Ernst. Kann hier das Lateinische kürzer oder ausdrucksvoller gebraucht werden? und würde die berühmte Inschrift zu Berlin: laesis sed non victis etwas an ihrer Schönheit verlieren, wenn da stände: Verwundeten doch Unüberwundenen? sie wäre sogar um ein Wort kürzer als im Lateinischen.

Man verzeihe mir die Abschweifung. In Neapel fließt kein Tropfen Wasser aus einem Brunnen, ohne daß eine prahlende Inschrift verkündet, wer die Röhren dazu bezahlt hat. Oft sind auch nur die Röhren da, und es fließt gar kein Wasser heraus. Bei den meisten der vielen tausend Heiligenbilder ist sorgfältig bemerkt, wessen Frömmigkeit sie errichtet hat, ja unter der Bildsäule des heil. Januarius auf der Brücke, durch welche sich der schon erwähnte Pater Rocco verewigte, haben sich noch ein halbes Dutzend große Herren mit angeflickt, weil sie auch gern so wohlfeil als möglich in der schönen großen Ewigkeit wären. — Welchen kleinherzigen Begriff übrigens die Neapolitaner von einem für die Nachwelt errichteten Denkmal haben, erhellet aus einem drolligen Factum, dessen Mittheilung

ich

ich einem sichern Manne verdanke. Ein Frem, der wird sich wundern, wenn er alle Augenblicke einen Brunnen, oder sonst etwas zum Dienst des Publikums bestimmtes, mit der Ueberschrift erblickt: Ferdinand der Vierte (der jetzige königliche Jäger und Fischer) hat dies errichtet, und wird glauben, man thue diesem Monarchen sehr unrecht, wenn man behauptet, er bekümmere sich durchaus um nichts anders, als um Jagd und Fischerei. Man muß aber wissen, daß während der Revolution die Namen aller Könige auf öffentlichen Denkmälern, sie mogten Carl, Philipp oder Ferdinand heißen, ausgekratzt und ausgemeißelt wurden. Als nun das Ungewitter vorüber war, Thron und Kreuz wieder aufgerichtet wurden, da fand man für nöthig, auch diese Innschriften wieder herzustellen, und, da doch die alten Könige, Carl, Philipp und wie sie alle heißen, es nicht mehr übel nehmen konnten, wenn man sie ein wenig vernachläßigte, so gedachte man ihrer weiter nicht, sondern schrieb flugs überall hin Ferdinand IV. — Immerhin! es bleibt ja doch in der Familie.

Von dem königl. Schlosse zu Neapel kann ich nichts weiter sagen, als daß es eine schöne,

imposante Aussenseite hat. Das Innere habe ich bloß bei einer Audienz, und folglich nur wenig davon gesehen. Die Säle, durch welche ich geführt wurde, waren mit hier verfertigten, gewirkten Tapeten behangen, die den Gobelins unendlich weit nachstehen. Die Zeichnungen waren größtentheils abscheulich plump; die Farben lebhaft, beinahe grell. Auf einer Wand hielten Grazien ein Medaillon, die vereinten Portraits des Königs und der Königin vorstellend; der König in Uniform, sehr ähnlich, die Königin aber in einem Kleide und Kopfputz, wie sie vielleicht vor zwanzig Jahren mode waren, folglich sieht es jetzt abscheulich aus. Wann eher wird man doch einmal der Thorheit entsagen, sich in der Modetracht abkonterfeien zu lassen? Jede unserer heutigen Moden ist mehr oder minder abgeschmackt und entstellend; höchstens Wochenlang kann der eiserne Scepter der Mode sie in Ansehen erhalten, und erstreckt sie ihren Einfluß während dieser wenigen Wochen auch auf Bilder, so müssen es große Kunstwerke seyn, wenn sie nicht das Schicksal erleben sollen, auf den Boden hinter den Schornstein getragen zu werden. — Die Graizen, welche dieses geschmacklose Medaillon trugen, hielten auch einen Zettel,

auf welchem die biblische Sentenz aus den Sprichwörtern Salomons stand: rex sapiens dissipat impios (ein weiser König zerstreut die Gottlosen). — Man muß bekennen, daß nirgend unverschämter geschmeichelt wird als in Neapel. — Ein paar schöne Marmorbüsten sah ich doch, die des Kaiser Franz und die des deutschen Helden Erzherzog Carl, dessen biedere und geistreiche Physiognomie dem Anschauer wohl thut.

Mit großen Vorurtheilen gegen die Königin, die ich aus Büchern und Hörensagen geschöpft hatte, kam ich nach Neapel; mit der Ueberzeugung von ihrer Liebenswürdigkeit verlasse ich es wieder. Daß sie in diesen schweren Zeiten das Ruder nicht immer mit sicherer Hand führte; daß sie oft falsche Schritte that, die sie zurück thun mußte, oft nicht einmal zurück thun konnte, das gebe ich freilich zu; aber gilt denn nicht derselbe Vorwurf fast von allen Fürsten in Europa? — Außerordentliche Umstände erfordern außerordentliche Maaßregeln. Wem diese glücken, der wird groß genannt; wem sie mißglücken, den verkleinert man. Ich bin gewiß, die Königin hat immer das Beste gewollt, wo aber die Wege

zum Besten in die dicksten Nebel verhüllt sind, da ist der Instinct eines Friedrich erforderlich, um sie tappend zu finden. — Die Königin ist die zärtlichste, liebevollste Mutter ihrer Kinder; ein solches Mutterherz ist auch ein königliches Herz, nur die bittersten Erfahrungen können es gegen das Volk verhärten, oder doch dessen Gefühl abstumpfen. „Um das Volk glücklich zu machen" sagte sie mir, „muß man leider oft Despot seyn, wenn auch gegen eigne Neigung, und ist man es, so wird man nicht geliebt." — Ich meinte, das sey nicht immer die Folge, und erinnerte sie an das Beispiel Maria Theresiens. „O! erwiederte sie, meine Mutter war dennoch unglücklich in ihren letzten Tagen, denn das undankbare Volk wünschte allgemein ihren Tod; und warum? wegen einer elenden Steuer." — Von den Illusionen des Thrones spricht sie mit einer Offenheit und Liebenswürdigkeit, die unwiderstehlich für sie einnehmen. Sie sehnt sich nach dem Zeitpunkt, wo allgemeine Ruhe ihr erlauben werde, allen Geschäften zu entsagen, und sich, sammt ihrem Gemahl, in die Einsamkeit zurückzuziehen. „Dann, sagte sie, dann wird man sehen, wer Marien Carolinen, oder wer bloß der Königin zugethan war." — Wahr-

lich! die das Glück hatten ihr nahe zu seyn, und oft sie so sprechen zu hören, bleiben ihr gewiß zugethan. — „Das schönste Glück auf Erden ist Mutterglück," sprach sie zu meiner Frau, die eben jetzt dieses Glück erwartete: „ich habe siebenzehn lebendige Kinder gehabt, sie waren meine einzige Freude. Zur Mutter machte mich die Natur, die Königin ist nur ein Gallakleid, das ich aus= und anziehe." — Sie faßte bei diesen Worten ihr Kleid mit zwei Fingern und ließ es mit einer fast verkleinernden Miene wieder los. „Wer ein unabhängiges Sort hat," sagte sie mit einer Innigkeit, die wahrlich nicht erkünstelt war, „der ist weit glücklicher als der Fürst auf dem Throne. — Es wäre unschicklich, wenn ich alles wiedererzählen wollte, was sie über die jetzigen Zeitläufte, über den Werth der Jesuiten u. s. w. sprach, alles trug den Stempel eines hellen klaren Geistes und eines zwar mit Bitterkeit angefüllten, aber im Grunde vortreflichen Herzens. — Man giebt ihr Falschheit und Verstellung Schuld, doch wahrlich! ich zweifle, daß es möglich sey, einen Menschen so zu täuschen, dessen Hauptgeschäft seit dreißig Jahren darin bestand, die Menschen zu beobachten. Was sie mit mir sprach, das dachte und fühlte sie auch; Niemand wird mich jemals vom Gegentheil überreden.

Dem Erbprinzen ist die Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit auf das Gesicht geschrieben. Prinz Leopold und die beiden Prinzessinnen scheinen noch ein wenig schüchtern zu seyn. Alle haben sich in deutscher Sprache mit mir unterhalten, die besonders der Erbprinz ziemlich geläufig redet. Das wechselseitige Betragen der Kinder gegen die Mutter, und der Mutter gegen die Kinder, welches zu beobachten ich Gelegenheit hatte, ist so herzlich, so ungekünstelt, so häuslich, daß die behaglichste Empfindung sich des beobachtenden Fremdlings bemächtigen muß. Es ist auch ein schöner Zug im Charakter der Königin, daß sie noch immer mit so vieler Liebe an ihrem Vaterlande hängt. Schon wenn man in ihre Vorzimmer tritt, hört man nichts als Deutsch reden, und überall lachen ehrliche deutsche Gesichter einen an. — Aus Wien erhält die Königin wöchentlich einen geschriebenen Bericht, von allem was dort Merkwürdiges und nicht Merkwürdiges vorfällt; sie nennt es ihren Lügenbericht, läßt ihn aber doch seit dreißig Jahren unausgesetzt kommen.

Wenn man nach der Straße St. Lucia geht, so kann man von oben herab in einen großen

Hof sehen, der zu einem Gebäude der Admiralität gehört. Hier ist den gefangenen algierischen Seeräubern erlaubt frische Luft zu schöpfen, und ich habe ihnen zuweilen zugesehen, wie die halbnackten, braunledernen Kerls mit rohen Galgenphysiognomien, sich beim Ballspiel ergötzten, oder mit untergeschlagenen Armen ihre Pfeifen rauchten. Ihrer sind etwa vierzig, alle auf demselben Schiffe zu Gefangenen gemacht. Dagegen versicherte man mich, daß wenigstens viertausend Neapolitaner in algierischer Gefangenschaft schmachten, so sehr war bis jetzt die Marine Sr. algierischen Hoheit der Sr. sicilianischen Majestät überlegen. Auch war sie, der Gefahrlosigkeit bewußt, bereits so unverschämt dreist geworden, daß sogar Schiffe bei Neapel, wenigstens ein paar Stunden davon, bei Castell al Mare, landeten, raubten, plünderten, wegführten, was ihnen beliebte. Ein wohlunterrichteter Mann behauptete, daß, wenn diese Barbaren nur Lokalkenntniß und Muth genug hätten, sie einmal in der Nacht bei Portici ans Land steigen, und die ganze königliche Familie in die Gefangenschaft schleppen könnten; die von den Russen neuerrichtete Garde, die so schön auf dem Theater tanzt, werde sie nicht daran hindern. — Ist es nicht eine Schande,

daß kein Schiff hinüber nach Sicilien segeln kann, ohne Gefahr zu laufen weggenommen zu werden, sobald es nur den Hafen von Neapel verlassen hat? — Doch jetzt ist die Ruhe zur See für einige Wochen wieder hergestellt; Micheroux nehmlich, der Bruder des Staatssekretairs, der ein Geschwader kommandirt, hat die Barbaresken aufgesucht, sie mit vieler Bravour angegriffen, und sehr übel zugerichtet. Sie haben ihre eigenen Häfen suchen müssen, die See ist in diesem Augenblicke ganz rein von ihnen. — Ich machte die Bekanntschaft jenes neapolitanischen Seehelden, er ist eben so galant als tapfer, und spricht von seinem Siege mit großer Bescheidenheit. Eine gute halbe Stunde hielten die Algierer doch das stärkste Feuer aus, ehe sie flohen. Sie waren an Zahl den Neapolitanern überlegen, doch ihre Artillerie schlecht bedient. — Was nutzt aber dieser Sieg den armen Viertausenden, die fern von der Heimath Sklavenfesseln tragen? und die man dort zu harter Arbeit anstrengt? — Die wenigen Algierer hingegen in Neapel befinden sich recht wohl und thun gar nichts. — Ist es möglich, daß dieses Raubgesindel von so vielen Seemächten noch immer geduldet wird? — ich weiß freilich wohl, daß Ludwig XIV. einmal gesagt haben

soll: „Wenn es kein Algier gäbe, so müßte man eines wünschen;“ ich weiß aber nicht, was er Vernünftiges oder auch nur Politischkluges damit gemeint haben kann. —

Weit schlechter als die gefangenen Algierer, werden die eigenen Galeerensclaven zu Neapel gehalten. Auch sie braucht man sehr wenig zur Arbeit, denn so oft ich am Meere hinab gegen Portici spazieren ging, sah ich sie in einem Kastell hinter doppelten, weit von einander abstehenden eisernen Gittern sitzen, so daß die frische Luft vom äußersten Gitter bis zum innersten noch einen ziemlichen Raum zu durchlaufen hat, und gewiß nicht rein bis zu jenen Unglücklichen gelangt. Gewöhnlich stehen Weiber und Mädchen vor den Fenstern, die mit ihren Männern und Geliebten, oft weinend, zuweilen auch lachend, sprechen, und ihnen allerlei Eßwaren zu reichen sich bestreben. Zu gewissen Stunden des Tages werden sie auf einen kleinen Platz herausgetrieben, der höchstens zwanzig Schritt ins Gevierte halten mag, und der mit hohen, starken Pallisaden eingefaßt ist. Demohngeachtet werden noch zahlreiche Detaschementer zu Fuß und zu

Pferde kommandirt, welche den Platz mit geladenen Gewehren und gezogenen Schwerdtern umgeben, um sogleich drein zu schießen und zu hauen, wenn die Sclaven etwa Miene machen sollten, die Pallisaden zu überwältigen. Sie scheinen aber gar nicht dazu geneigt, sondern begnügen sich ihre schwarze, wirklich schwarze Wäsche durch die Lücken der Pallisaden oder über dieselben hinweg, den Weibern zuzustecken, welche draussen darauf harren. — Wenn in Neapel jemals ein Gefangener entspringt, so ist es wenigstens nicht die Schuld der Regierung, denn an zahlreicher Bewachung läßt sie es nicht ermangeln. Wo man in andern Ländern etwa zwei Wächter braucht, da giebt sie deren ein Dutzend. Ich habe mehreremale einzelne, gebundene Menschen zwischen zehn bis zwölf Mann wohlbewaffneter Sbirren ins Gefängniß führen sehn, und wenn ich fragte: wozu so viele? — so war die Antwort: „Wären ihrer nur drei, der gebundene Kerl würde sie überwältigen und davon laufen." — Dann ist es freilich kein Wunder, daß die wenigen ungebundenen Franzosen so schnell mit Armeen von achtzigtausend Mann fertig wurden. — Staatsgefangene werden in wohlverschlossenen Portechaisen getragen, sind aber dennoch von

sechs bis acht Sbirren umringt, und ein solcher Zug, dem ich vier oder fünfmal begegnete, erregte wirklich großes Aufsehn. Ich wundere mich, daß man solche Transporte nicht bei Nacht geschehen läßt. — Spione besoldet die Regierurg in Menge, und es giebt ihrer unter den vornehmsten Ständen. Als einen der famösesten nennt man einen Chevalier R**, der sich in den besten Gesellschaften herumtreibt.

Woher mag es doch kommen, daß der russische und italiänische Volksgesang so außerordentlich viel Aehnlichkeit miteinander haben? — Besonders wenn man auf freiem Felde in der Ferne einen Italiäner singen hört, so sieht man sich plötzlich nach Rußland versetzt — wenn man nehmlich die Augen zuschließt, denn sonst möchten die Oel- und Citronenbäume die Täuschung mächtig hindern. Beider Nationen Volksmelodien sind offenbar die altgriechischen, was man sogleich hört, wenn man sie mit den griechischen Bruchstücken vergleicht, die Winkelmann aufbewahrt hat. Man will auch noch sonst viel Aehnlichkeiten zwischen dem italiänischen und russischen Volke finden; es mag seyn, aber die Rus-

sen scheinen mir doch ein weit edler organisirtes Volk.

Um die Stärke des Hungers zwar etwas ekelhaft, aber mit großer Kraft zu mahlen, dürfte man nur eine Scene kopiren, die ich mehreremale beobachtete. Ein Kerl verkauft Melonen, die er in kleine Stücke zerschnitten hat; ein armer Teufel kauft ein solches Stück, verschlingt es, nagt mit den Zähnen die Schale ab, und wirft sie dann weg. Flugs klaubt ein Betteljunge die Schaale aus dem Kothe wieder heraus, benagt sie noch einmal heißhungrig, und läßt sie nicht ohne Seufzer fallen, bis sie so dünn ist als Postpapier.

Höchst unbequem ist in Neapel das ängstliche Wiegen jedes Piasters, eine Münze, die man zuweilen selbst vom Banquier nicht durchgehends unbeschnitten empfängt; und das Schlimmste ist, daß Niemand, selbst nicht einmal der Kaffewirth, sich unterstehen darf eine beschnittene Münze zu nehmen, wenn man sie ihm auch um weit geringern Werth überlassen will. Man ist gezwungen sie wegzuwerfen, oder bei einem allein bevollmächten Wechsler umzusetzen.

Schon einigemal habe ich im Vorbeigehen des herrlichen Neapolitanischen Klima's erwähnt, und bekenne gern, daß es jede Beschreibung übertrifft. Ich hatte mich anfangs vor der Kälte gefürchtet, denn, dachte ich, wo keine Oefen, ja nur selten Kamine angetroffen werden, und wo man dabei auf steinernen Fußböden wandelt, da muß auch der mildeste Winter beschwerlicher fallen, als der harte Russische, dem man durch tüchtige Oefen wohl zu begegnen weiß. Aber ich hatte mich geirrt. In meinen vier oder fünf Zimmern befand sich nur ein einziger Kamin für den Nothfall, und auch in diesem einzigen habe ich nie Feuer machen lassen, obschon ich bis zum sechszehnten December in Neapel blieb. Den ganzen November hindurch hatten wir gewöhnlich über zwanzig Grad Wärme; Tag und Nacht waren gleich warm. Trotz meiner Gewohnheit, mich schon des Morgens um vier Uhr, zuweilen noch früher, an den Schreibtisch zu setzen, habe ich doch nie die geringste Kälte empfunden. Man bedient sich einer Art von kupfernen Pfannen mit gewölbten Deckeln, in welchen Myrthenreis zu Kohlen gebrannt wird, und die sodann eine angenehme Wärme verbreiten; aber auch diese sind in Häusern die gegen Süden liegen sehr

entbehrlich, und ich habe sie nie begehrt. Ein paar Tage, wo vielleicht die Wärme bis auf vier oder fünf Grad gefallen war, schienen den Neapolitanern unmenschlich kalt, und alle versicherten, daß man eine strengere Kälte bei ihnen nie erlebe. Ich lachte sie natürlich aus, wenn sie mir mit ihren Mänteln über den Mund geschlagen begegneten. — Die Fußböden werden mit dicken aus Binsen geflochtenen Decken belegt, welche die Würkung der kühlen Steine gänzlich verhindern. — Fast kein Tag verging, an dem es nicht Abends oder Morgens stark geblitzt hätte, ja zuweilen wurden förmlich starke Gewitter daraus, und ich erlebte eines in den letzten Tages meines Aufenthalts, welches ein paar hundert Schritte von meiner Wohnung in dem Kastell nuovo einschlug und drei Menschen traf. Zwei oder drei Schritte weiter würde der Blitz ein Pulvermagazin entzündet, und auch mich vermuthlich außer Stand gesetzt haben, seine Würkung zu beschreiben. Sonderbar, daß man, bei den vielen Gewittern, keinen einzigen Gewitter-Ableiter in Neapel sieht. — Die Felder draußen prangen alle mit ewigem jungen Grün. Wenige Bäume verlieren ihr Laub ganz, keine Hecke wird kahl. Der Sonnenschein ist oft stechend,

fast immer zu warm. Einen Oberrock kann man selten vertragen. — Die Eingebohrnen klagen über den Seewind, Scirocco genannt, und meinen, er spanne ab, mache krank und träge. Ich habe das nicht empfunden, mir hat der Scirocco sehr wohl gethan. So fürchterlich mir sonst sein Name klang, so kenne ich ihn doch nur, als einen warmen, lieblichen Zephyr, der mir nie eine unangenehme Empfindung verursacht hat. — Geschwelgt habe ich in dieser himmlischen Luft, dieser bezaubernden Natur, diesen Denkmählern des Alterthums; und dennoch — ich bekenne es freimüthig — dennoch habe ich Neapel sehr gern wieder verlassen, habe mit erleichterter Brust Athem geschöpft, als ich die stinkende Stadt im Rücken hatte, in welcher eine halbe Million Menschen wimmelt, zu deren keinem ich Vertrauen fassen konnte. Das eigentliche frohe Leben des Menschen ist unter guten Menschen. Natur und Klima tragen wenig dazu bei. Man gewöhnt sich an Alles, nur an herzlose Menschen nicht. — Lebe wohl! du stolzes Parthenope! ich wünsche nicht dich wieder zu sehen. —

Von den Greueln der Revolution erzählt

noch Jedermann mit Schaudern, die Lazzaroni brateten Menschen auf den Straßen, und bettelten dabei von den Vorübergehenden etwas Geld, um Brod zu ihren Braten zu kaufen. Viele trugen abgeschnittene Finger, Ohren und dergleichen in der Tasche, und wenn sie einem Manne begegneten, den sie für einen Patrioten hielten, so zeigten sie ihm triumphirend ihre blutige Beute. Einen Mann trieben sie ganz nakkend durch die Straßen, und zwangen ihn stets gebückt mit eingezogenem Leibe zu gehen, denn ein Satan der neben ihm ging, versuchte beständig mit seinem Säbel ihm die Schaamtheile glatt am Leibe weg zu schneiden. Einem meiner Bekannten zeigte ein solcher Mörder frohlockend seinen blutigen Dolch, und rühmte sich, ihm einen Jakobiner durch die Schulter in die Brust gestoßen zu haben. Der Zuhörer mußte sich sehr erfreut darüber stellen; er fragte, wie denn der Jakobiner geheißen, und hörte — den Namen eines seiner besten Freunde! — Die Weiber trieben es am ärgsten, auch war es genug, von einer solchen Furie als Jakobiner bezeichnet zu seyn, um sogleich geopfert zu werden. Wer rundes Haar trug, war ein Kind des Todes. Man legte sich geschwind falsche Zöpfe zu, aber das

das Volk merkte den Betrug, lief hinter Jedem her, faßte ihn beim Zopf und riß daran: blieb der Zopf in der Hand, so war es um seinen Träger geschehen. Mehr als zweitausend Häuser wurden rein ausgeplündert. Der Dänische Consul war oft in Gefahr, weil man seine Uniform für eine Französische hielt. Alles geschah per la santa fede, daher auch santa fede jetzt ein Schimpfwort geworden. Drei Monate lang hauste Ruffo so mit seinen Calabresen. Endlich kamen die Franzosen, und nun war auch in vier und zwanzig Stunden die Ruhe hergestellt. Ihrer waren nicht mehr als viertausend; genug für einen so feigen Feind. Sie ergriffen freilich strenge Maaßregeln. Wenn sie z. B. einem Verdächtigen begegneten, so rochen sie ihm nur in die Hände; rochen diese nach Pulver, so wurde er ohne Barmherzigkeit niedergesäbelt.

Die empörendste Bettelei in Neapel ist nicht die der Straßenbettler. — Als ich bei Hofe präsentirt worden war, erschien zuerst ein Hofbedienter in meinem Vorzimmer, der mir, im Namen aller seiner Kameraden, Heil und Segen zur glücklichen Ankunft wünschte. Ich zuckte die

Achseln und gab. Eine Viertelstunde nachher kam ein Hellebardierer (eine Wache in den innern Zimmern des Schlosses,) mit demselben Kompliment. Ihm folgten mehrere dergleichen, und zuletzt meldeten sich sogar die Bedienten des Oberstallmeisters, der doch nicht das geringste mit der Präsentation zu thun gehabt hatte. Wollte ich nicht funfzig Piaster auf die Straße werfen, so mußte ich endlich die Leute eben so unverschämt abweisen als sie unverschämt forderten. Man hat mich versichert, daß ein Deutscher Prinz, der kürzlich hier war, auf diese Weise nicht weniger als achtzig Piaster hat ausgeben müssen. Das ist schimpflich! — Dem Beispiel des Hofes folgen die Großen. Hat man bei Einem zu Mittag gegessen, sicher finden sich am andern Morgen Einer oder ein Paar von seinen Leuten ein, um sich das Essen dreimal theurer bezahlen zu lassen, als man es im Wirthshause gehabt hätte. Das ist recht schimpflich! —

17.

Die Handschriften der königlichen Bibliothek zu Neapel.

Da bis jetzt über diesen Gegenstand noch nichts durch den Druck bekannt gemacht worden, und ich Gelegenheit gehabt habe, mich näher davon zu unterrichten, so glaube ich allen Liebhabern der Wissenschaften einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich meine Bemerkungen mittheile. Die Bibliothek selbst wurde, der Sage nach, von Robert von Anjou gestiftet, von nachfolgenden Königen ansehnlich vermehrt, besonders auch bei Gelegenheit der Verschwörung der Reichsbarone, deren Güter nachher konfiscirt und alle ihre Bücher hierher gebracht wurden. Die Bibliothek war daher eine der merkwürdigsten, bis Karl VIII., König von Frankreich, das Beste daraus, als eine Frucht seiner Siege, nach Paris bringen ließ; ein Beweis, daß schon damals die kriegerischen Franzosen die literarische Beute nicht verschmähten. Dennoch blieb noch vieles übrig, und kürzlich ist die Zahl der Handschriften (die sich auf sechstausend beläuft) durch mehrere Hunderte aus der Vatikanischen Bibliothek vermehrt

worden, welche die Neapolitaner den Franzosen zu Rom wieder abjagten, und, als gute Prise, dem Pabste nicht zurück gaben. Dieser Römische Theil der Manuscripte ist aber noch in großer Unordnung, kaum kennt man die Titel derselben, und verlangt der Fremde Eins zur Durchsicht, so ist es schwer zu finden. — In einem eigenen Schränkchen werden die sogenannten seltensten Handschriften aufbewahrt. Ihre Seltenheit will ich ihnen nicht abstreiten, aber durch Interesse zeichnen sie sich eben nicht aus. Es sind deren eilfe, von welchen nicht weniger, als fünfe das Officium beatae Mariae Virginis mit schönen gemahlten und goldenen Buchstaben und Bilderchen enthalten. Das sechste Manuscript ist ein breviarium romanum, das siebente ein botanisches Lexicon, die Pflanzen recht schön mit der Feder gezeichnet, doch nur bis zum Buchstaben C fortgesetzt, weil der Verfasser darüber gestorben seyn soll. Das achte sind ascetische Schriften eines heiligen Franz Borgia. Das neunte betrifft die Literairgeschichte von Venedig. Das zehnte sind die Uebungen eines Knaben, der die Geschichte Frankreichs aus dem Französischen ins Lateinische übersetzt hat. Aber dieser Knabe war Karl VIII., damals Infant von

Spanien, der Vater des jetzt regierenden Königs. Dieser Umstand allein macht das Verdienst dieser Handschrift aus, und ihm verdankt sie es auch, daß sie die einzige von allen Handschriften und allen Büchern der ganzen Bibliothek ist, welche der König sich hat zeigen lassen. Sonst hat er nie einen Buchstaben von seinen literarischen Schätzen genossen. — Das eilfte Manuscript endlich ist die eigene Handschrift Tasso's, della Bellezza, welcher die Bemerkung beigefügt ist: in cui con sorpresa ravvisasi dell' immortale autore il pessimo carattere (in der man mit Erstaunen gewahr wird, daß der unsterbliche Dichter eine verdammt schlechte Hand schrieb). Ich kann mich nicht enthalten, hierbei noch ein Pröbchen von der Unwissenheit der Italiäner einzuschalten. Als ich Tasso's Handschrift zum erstenmal sah, versicherte mich der Unterbibliothekar, dieser Tractat (Minturno della Bellezza) wie auch die daran gehängten (Il Cataneo, delle conclusioni amorose und il Ficino dell' Arte) seyen noch nicht gedruckt. Ich traute nicht ganz, sondern befragte mich noch bei einem vornehmen Manne, einem Marchese, der selbst eine sehr ansehnliche Bibliothek besitzt und für einen der gebildetsten Großen

in Neapel gilt. Er bestätigte des Bibliothekars Aussage. Jetzt wandelte mich die Lust an, das sehr unleserliche Manuscript wo möglich zu entziffern und herauszugeben. Schon hatte ich einen ganzen Morgen damit verlohren, als mir glücklicherweise doch noch ein kleiner Zweifel aufstieg; ich ließ mir Tiraboschi und Tassos Werke geben, wo ich denn, zu meinem Verdruß und zu des Bibliothekars Erstaunen, Alles abgedruckt fand. — Nur ein einziges Deutsches Manuscript befindet sich hier, und das ist ein metallurgisches Werk, von Scheidung des Goldes und Silbers, von Münzproben u. dgl. Der Bibliothekar erfuhr erst durch mich was es enthielt, denn bis jetzt war es im Catalog bloß unter dem Titel: Codex in Deutscher Sprache aufgeführt worden. — Zu meiner nicht geringen Verwunderung stieß ich unter den Persischen und Arabischen Handschriften plötzlich auf einen Codex, welcher Poesien, in Deutscher Sprache enthalten sollte. Man kann denken, mit welcher Begierde ich ihn ergriff, aber siehe da, es war Englisch, doch mit Deutschen Charaktern, im Jahr 1457, schön geschrieben. Das Buch hebt an mit einer Menge von Recepten für Frauen in Kindesnöthen und einige für andere Krank-

heiten. Dann folgt eine lange Rittergeschichte in Versen, Sir Benys of Hampton; dann eine kürzere vom heiligen Alexius, wiederum eine längere von Libraz Distonyus, und endlich ein Gedicht in fünf Gesängen, dessen Gegenstand eine Griselda ist. Der Abschreiber hat fast jedes Gedicht mit dem drolligen Vers geschlossen: hic pennam fixi, poenitet me si male scripsi. Ich kenne die altenglische Literatur zu wenig, um zu wissen, ob dieser Codex wirklich merkwürdig ist, und will, durch dessen Erwähnung, nur die Engländer aufmerksam darauf machen. Das Wort Deutsche Poesien, ist jetzt, auf meine Angabe des Irrthums, in Englisch verwandelt worden. — Die Griechen und Römer findet man hier in großer Menge, die meisten sehr sauber geschrieben; ich bekenne aber, daß ich für diese Art von Raritäten keinen Sinn habe, und daß mir ein einziges von den verlohren gegangenen Kapiteln des Livius, wenn auch schlecht geschrieben, lieber seyn würde, als der prächtige alte Codex von den Briefen des heiligen Hieronymus, oder die epistolae Basilii magni aus dem eilften Jahrhundert. Ein sehr schön geschriebener Josephus de bello judaico 1403 ist bemerkenswerth. Unter den Römischen Klas-

sikern sind besonders Cicero's Werke fast unzählichemal anzutreffen. Ueberhaupt besitzt die Bibliothek sehr viele Doubletten, und könnte dadurch, wenn sie mit andern Bibliotheken Europens einen Tauschhandel eröffnete, diesen und sich selbst nützlich werden. Der Arabischen Handschriften sind ziemlich viele, unter andern ein Averroes, ein Werk über die Astronomie, und einige Korans. Eine Sammlung von Türkischen Dichtern hätte ich wohl verstehen mögen. Auch Chinesische und Japanische Handschriften auf Chinesisch Papier geschrieben; die Werke der Rabbiner und mehrere dergleichen Kuriositäten mangeln nicht. Doch der eigentliche, vielleicht unschätzbare Werth der Sammlung, liegt in ihrer Brauchbarkeit für die Geschichte; hauptsächlich freilich die Geschichte Italiens, aber da diese mit der übrigen Geschichte von Europa so innig verwebt ist, so muß nothwendig hier noch eine Goldgrube zu bearbeiten seyn. Dem Geschichtsforscher zu Liebe will ich sagen, welche Schätze seiner hier ungehoben warten. Erstens findet er viele Geschichten von Italien oder von einzelnen Staaten desselben, in alten und neuen Zeiten geschrieben, (unter die ältesten gehört eine Historia Insulae Siciliae von 1318);

doch die eigentlichen vollständigen Geschichten sind nicht so häufig, und in der That auch nicht so kostbar für den Geschichtsforscher, als zweitens die unendliche Menge von kleinen historischen Schriften, welche einzelne hie und da vorgefallene Begebenheiten erzählen, und meistens von Augenzeugen geschrieben sind. Ich will einige Beispiele anführen: Tiberio Carafa, Geschichte des Krieges in Italien von 1734, mit Karten, Figuren und Plänen von Städten, Alles mit der Feder gezeichnet. Eine Sammlung von historischen Memoiren in sechs Bänden. Borelli apparatus historicus ad antiquos Chronologos illustrandos, ex vetustissimis documentis Neapolitanorum Archiviorum collectus et alphabetico ordine dispositus, vier Bände. — Sammlung verschiedener Begebenheiten, die im funfzehnten Jahrhundert vorgefallen. — Domenico Romano, Aufzählung der Dienste, welche Messina den Kaisern und Königen geleistet, die es besessen, seit dem Römischen Reich bis 1671. — Geschichte der Ermordung Alexanders von Medicis durch seinen Bruder Lorenz — und hundert andere dergleichen einzelne Schriften. Ich habe natürlich keine Zeit gehabt, sie alle durchzugehen, ihr Werth mag sehr verschieden

seyn; doch habe ich genug gesehen, um behaupten zu können, unter dreien werde Eins die Mühe des Durchblätterns belohnen. Zum Beweis will ich nur noch einen Augenblick bei dem zuletzt genannten Manuscript stehen bleiben. Die That des Brudermörders wird darinnen vertheidigt, und zwar hin und wieder ein wenig im Styl der Jakobiner. Daß man Fürsten gehorchen müsse wird zwar zugegeben, „aber — heißt es — soll „man auch Tyrannen zugethan bleiben, die selbst „alle Gesetze verdrehen, aller guten Gewohnhei„ten spotten? nein, dann sind die Menschen, „allen Gesetzen und Gewohnheiten zum Trotz, „verbunden, den Tyrannen von der Erde „wegzuschaffen, und zwar, je eher sie es thun „können, je verdienstlicher und lobenswerther ist „es.“ — Noch eine Merkwürdigkeit dieser Handschrift ist ein Brief des Brudermörders, den er, bald nach der That, aus Venedig an einen Freund geschrieben. Er hebt damit an: daß ihm das Urtheil seiner Feinde gleichgültig sey, er halte es nicht der Mühe werth, sich gegen sie zu vertheidigen; aber sein Freund solle erfahren, daß er sich des Freundes nicht zu schämen habe, und daß dieser eine löbliche That verrichtet. Hierauf vertheidigt er sich selbst mit vieler Geschicklichkeit,

und sichtlicher Ueberzeugung, daß er recht gethan. — Demselben Codex ist eine Liste angehängt, die gleichfalls in mancher Hinsicht merkwürdig ist, nemlich eine Liste aller derjenigen Personen, die seit dem Jahre 1420 bis 1600 zu Florenz hingerichtet worden, mit Bemerkung ihrer Verbrechen. Sie trägt das Gepräge der größten Authenticität, denn sie ist aus den Registern der schwarzen Brüderschaft gezogen, welche zu Florenz (wie es überhaupt in Italien üblich) die Verbrecher zum Tode bereitet und zur Richtstätte führt. Es sind sonderbare Fälle darunter. Als zum Exempel 1523 der päbstliche Stuhl Adrian VI. erledigt war, wettete ein gewisser Pietro Orlandini mit einem Manne, Namens Benivtenti um hundert Scudi, daß der Kardinal Medicis nicht Pabst werden würde. Es geschah aber doch. Die Nachricht kam nach Florenz, Benivtenti begegnete dem Orlandini auf der Straße, rief ihm schon von ferne die große Neuigkeit entgegen, und mahnte ihn um die hundert Scudi. „Du „sollst sie haben" versetzte Orlandini, „doch muß „man erst abwarten, ob dieser Kardinal auch „Pabst seyn kann?" womit er auf dessen unehliche Geburt anspielte. Benivtenti wiederhohlte laut das Wort Bastard. — Vorübergehende

belauschten dies Gespräch, rapportirten es, und Orlandini wurde auf der Stelle arretirt und enthauptet, wobei man ihm kaum Zeit ließ, das Heil seiner Seele zu besorgen. Eine im Geist der Zeit gemachte Bemerkung ist hinzugefügt: Orlandini sey nemlich vormals dem bekannten Savanarola begegnet, als dieser eben ins Gefängniß geführt worden, und habe ihm lieblos zugerufen: du gehest wohin du zu gehen verdienst; worauf Savanarola geantwortet: „ich habe doch „wenigstens Zeit zu Reue und Buße, dir aber „wird es so gut nicht werden." — Einen zweiten auffallenden Beweis des Blutdurstes der Familie Medicis, liefert das unglückliche Schicksal eines gewissen Bernardino Antinori, der bloß einen Brief an Eleonore von Toledo, Gemahlin Peters von Medici, schrieb, (es steht nicht dabei welches Inhalts, vermuthlich verliebten) und der zwei Stunden nachher strangulirt wurde. — Ein Arzt verlohr den Kopf, weil er den Roman mit einer hübschen Nonne ganz ausgespielt hatte, und ein Anderer, weil er seiner Magd zumuthete, was sonst nur Knaben zugemuthet wird. —

Ich habe mit Fleiß etwas lange bei diesem Manuscript verweilt, um wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, wie mancherlei interessante

Bemerkungen nicht bloß der Geschichtsforscher, sondern auch der Philosoph und Menschenbeobachter hier schöpfen kann. Ich wiederhohle, daß es solcher Sammlungen von kleinen historischen Schriften, gewöhnlich unter dem Titel: Miscellanea, bei hunderten giebt. Besonders ist jeder Aufruhr, jede Verschwörung, gewiß mehreremal von Augenzeugen erzählt worden. Die Processe gegen berühmte Verbrecher füllen einen eigenen Codex. — Eine dritte sehr wichtige Quelle für die Geschichte sind die vielen Sammlungen von eigenhändigen Briefen, Billetten, Memorialen, Berathschlagungen, Notizen, Instruktionen u. s. w. von den größten und bekanntesten Staatsmännern. Ich nenne z. B. das Tagebuch des Herzogs von Ossuna; Instruktionen des Kardinals Mazarin an Französische Gesandten am päbstlichen Hofe; Antonii Galatei Briefe über die Erziehung Ferdinands von Arragonien u. s. w. Ich kann versichern, daß diese Sammlungen außerordentlich zahlreich, und jede einzelne sehr reichhaltig ist. Eine derselben besteht z. E. aus zehn Bänden und begreift die Jahre 1650 bis 1720. — Endlich viertens findet der Geschichtforscher gewiß interessante Aufschlüsse in der großen Menge von Familien-Nachrich-

ten, die hier aufbewahrt werden. Es ist vielleicht keine adeliche Familie in ganz Italien, deren Begebenheiten hier nicht anzutreffen wären. — Unvermuthet stößt man auch bisweilen auf Schriften, die einem Geschichtschreiber der nordischen Staaten sehr willkommen seyn würden. Dahin gehört z. B. Alexander Cilli, Erzählung der Begebenheiten, die sich in Polen, drei Jahr hintereinander, unter Sigismund III. zugetragen haben. Geschrieben zu Cracau 1609.

Ist Jemand ein Liebhaber von der Kirchen-Geschichte, so öffnet sich ihm abermals ein weites Feld. Der Schriften, die Beziehung auf die Verhältnisse des päbstlichen Stuhls zu den europäischen Fürsten haben, sind unzählige. Dann giebt es eine Menge Processe von canonisirten Heiligen; — viele Schriften für und gegen die Einführung der Inquisition; — für und gegen die Rechte der Geistlichkeit; — eine Sammlung alles dessen, was gegen die Jesuiten in China verhandelt worden; — Geschichte aller Ketzereien, (z. B. Remondo Istoria dell' Eresie del Secolo XVI.) — manche theologisch-philosophische Abhandlungen, (z. B. über die kitzliche Frage: warum Gott lieber das Gute aus dem Bösen gezogen, als das Böse ganz verhindert hat?) —

Geschichten der Concilien u. s. w. — Ein gescheites Buch gehört zu dieser Klasse, nemlich: eines Jesuiten, Sgambati, Beweis, daß alle Klostergelübde null und nichtig sind. Um das Gift dieser ketzerischen Abhandlung zu entkräften, hat man auf dem Titel derselben bemerkt: der arme Sgambati sey verrückt gewesen, als er sie geschrieben. (Codex scriptus propria manu ejusdem Sgambati, tempore quo demens erat.) Es ist zu hoffen, daß man bündigere Beweise seines Wahnsinns aufstellen könne. — Der Kardinal Seripando, der zu seiner Zeit in hohem Ansehn stand, hat diese Klasse von Manuscripten durch eine große Menge seiner eigenen Werke sehr ansehnlich vermehrt. Es finden sich dabei, außer seinem Tagebuch von 1514 bis 1562, und seinem Testamente, auch sehr viele Originalbriefe von großen Herren, Prinzessinnen, Kardinälen, Mönchen, u. s. w. nebst seinen eigenhändigen Antworten. — Ueberhaupt sind die Brief-Sammlungen von mehr oder weniger berühmten Personen äußerst zahlreich. Es scheint in Italien wenigstens vormals Sitte gewesen zu seyn, wenn ein nicht unbedeutender Mann starb, seine hinterlassenen, empfangenen und geschriebenen Briefe, sogleich zu sammeln, einen oder mehrere Bände

daraus zu machen, diese mit vollständigen, mannichmal raisonnirenden Verzeichnissen zu versehen, und so in Privat- oder öffentlichen Bibliotheken aufzubewahren. Die Sitte ist gewiß löblich, und manches factum, welches die Zeit verunstalten, oder ganz in das Grab der Vergessenheit werfen würde, erhält sich für die Nachwelt. Ich nenne einige der interessantesten Sammlungen: Nogarola, Briefe an seine Freunde und ihre Antworten, vom Jahre 1400. — Epistolarum familiarum Lib. I. es kommen zwei ungedruckte Sonnette und ein Canzone von Petrarch darin vor. — Petrarchs lateinische Episteln. — Briefe berühmter Männer. Es ist einer von Tasso an Pellegrino darunter, dessen Inhalt zwar nicht von Bedeutung ist, aber in welchem doch einige Gedanken vorkommen, aus denen man Tasso erkennt. „Dein Buch, sagt er z. B., habe ich „von dem Toskanischen Gesandten, und dann „auch von Signor Attendolo empfangen; beide „Männer sind würdig, nicht allein es zu lesen, „sondern auch zu loben." — Die Liebhaber der Dichtkunst finden noch von Petrarch Carmina latina, Bucolica, ein Libre rerum senilium 1374 geschrieben, ein Libro de' trionfi mit Randglossen, und eine lateinische Uebersetzung

von Tasso's befreitem Jerusalem. Sie finden außerdem noch eine große Menge Gedichte von meist ziemlich unbekannten Verfassern, ich nehme den Pabst Aeneas Sylvius aus, der, zu meiner Verwunderung, Epigrammata de amoribus Pamphyli hinterlassen hat. Schon vom Jahre 1372 giebt es Gedichte eines gewissen Antonio Bucza. Auch ein Codex mit Poesien in Provenzalischer Sprache ist vorhanden. Ein gewisser Bragaccia hat die artige Idee gehabt, in einer Reihe von Madrigalen, ein junges Mädchen zu schildern, das Nonne wurde. Sie heben mit ihren ersten Empfindungen über diesen Gegenstand an, das vorletzte mahlt ihren Eintritt ins Kloster, und das letzte, ist ihr Dank an die Gespielinnen, welche sie begleitet haben. Unter der ungeheuern Anzahl von Schauspielen ist mir ein bekehrtes Sachsen aufgefallen, und eine Maria Stuart von della Valle. — Den Aerzten, deren Kunst mir ganz fremd ist, weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß sie auch nicht leer ausgehen. Es sind mir viele medicinische Bücher aufgestoßen, auch Recepte genug, in welchen Perlen, Corallen, Ambra, Todtenknochen u. dgl. nicht geschont waren. Auch die Juristen werden trockenen Stoff genug zu trok-

kener Unterhaltung finden. — Den Physiognomisten empfehle ich nicht allein den alten Porta über die Physiognomie, (ein Codex der zwar defekt ist, aber dennoch weit mehr enthält als gedruckt worden) sondern auch einen andern physiognomischen Altvater, Peter Niptoni wohlbeleibter tractatus de physiognomia, der schon 1488 geschrieben worden, aber mit Buchstaben, welche zu lesen ich nicht geübt genug bin, obschon viele derselben schön bunt gemahlt sind. Auch über die Kabalistik hat Porta einen Hebräischen cum characteribus theutonicis geschriebenen Codex hinterlassen, dessen geheimnißvolles Aeußere schon zur Genüge andeutet, daß ohne Zweifel die Kunst Gold zu machen darinnen verborgen ist. — Alle Finanzminister mögen eilen, den Tractat eines gewissen Spinola zu lesen, „über die Mittel, die Bedürfnisse des Hofes zu befriedigen, ohne dem Volke „lästig zu fallen.“ Wenn der Mann wirklich diese schwere Kunst lehrt, so ist sein Buch ohne Zweifel das kostbarste in der ganzen Bibliothek; doch ist es, wenigstens hier in Neapel, noch nicht gelesen worden. — Die Antiquare finden, unter mehrern Dingen die in ihr Fach schlagen, ein Werk von zehn Bänden, von Ligorio,

betitelt Antichità. Es handelt von Epitaphien, Inscriptionen, Griechischen und Römischen Münzen, Maaß und Gewicht u. s. w. Ein Tractat von Pontanus de tumulis, schien mir bemerkenswerth, denn ein Philosoph, der einer von ihm erbauten Kirche einen Arm des Livius zur Reliquie gab, hat wahrscheinlich nicht schlecht geschrieben.

Bei der jetzigen politischen Lage der Dinge, würde vielleicht der Russische Hof ein Manuscript vom Jahre 1716 benutzen können. Es heißt: Nouveau traité ou projet sur la defense de l'Isle de Corfou. Es wäre doch der Mühe werth, es von einem Kunstverständigen prüfen zu lassen. Was nutzen denn alle die Sammlungen von Handschriften, wenn man sie immer im Staube liegen läßt, und nicht bei Gelegenheit Vortheil daraus zieht? Wäre ich König, mein Bibliothekar müßte mir bei jeder politischen Veränderung in Europa, sogleich anzeigen, welche Manuscripte, die sich auf den Gegenstand der Veränderung beziehen, in meiner Bibliothek vorhanden wären. —

Ein Itinerarium totius orbis von 1484 wird vielleicht den Geographen interessant scheinen; so wie den Musikern ein sehr alter

Dialogus de musica von einem Abt Oddo geschrieben. —

Jetzt will ich noch von denjenigen Handschriften reden, welche aus der Vatikanischen Bibliothek hierher gekommen sind, und welche durchblättert zu haben, mir um so angenehmer ist, da der Bibliothekar mir im Vertrauen gestand, es sey noch sehr ungewiß, ob man sie behalten werde, weil man täglich erwarte, daß der Pabst sie wohl zurückfordern könne. Die Hauptbestandtheile dieser Sammlung sind dieselben, nur hat das Ganze natürlich eine mehr päbstliche Physiognomie, denn es wimmelt von Geschichten der Conclaven, von Decretalien u. dgl. Von den letztern ist eine schön verzierte und mit Randglossen versehene Handschrift aus dem funfzehnten Jahrhundert vorhanden. Der Miscellaneen sind sehr viele, man muß sie aber nothwendig selbst durchsehen, wenn man einen Begriff von ihrem Inhalt sich erwerben will. Denn oft sind die heterogensten Dinge zusammen gebunden, z. E. Wunderwerke, Vorstellungen an die Churfürsten im dreißigjährigen Kriege, theologische Disputationen und Inschriften auf östreichische Kaiser. Für die Geschichte merkwürdig ist eine Sammlung in zehn Bänden, deren Titel:

Politische Schriften, Instruktionen an die Nuntien, Berichte von verschiedenen Geschäften des Römischen Hofes mit den Höfen von Europa, und andere Weltbegebenheiten vom Jahre 1500 bis 1600. Da der Römische Hof sich bekanntlich in Alles mischte, so ist kein Zweifel, daß man hier nicht Erläuterungen fast über jeden Punkt der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts finden sollte. — Mehrere Bände Annotationen zu den Annalen des Baronius, ferner: Annali ecclesiastici e profani, scheinen mir auch historischen Werth zu haben. Um die Trockenheit zu vermindern, die, bei einer Abhandlung wie diese, unvermeidlich ist, erlaube man mir, zum Vergnügen mehr als zum Unterricht, einige Auszüge zu liefern, wenn auch nicht aus den seltensten, doch aus den seltsamsten Manuscripten. Ich stoße zuerst auf eine große Sammlung satyrischer Schriften, die man kaum in der Vatikanischen Bibliothek gesucht haben sollte, da sie zum Theil die Päbste und Kardinäle mit scharfer Lauge waschen. Besonders ist Benedict XIII. sehr übel weggekommen, und seinen noch lebenden Kardinälen sind hier beißende Grabschriften gesetzt. Z. B. Curtio cardinali Origlio, Insanissimo de

senectute puero, quod de justis Dei judiciis nunquam perterritus, pro devoto tamen femineo sexu semper oraverit, ac Gallus, Gallinarius inter Gallinas, Sardanapalo sardanapalia, mulierum agminibus stipatus vixit. — Oder: Nicolaus cardinalis Judice, turgidus, inflatus, temerarius, arrogans et superbus, imperitus, indoctus, inscius, ignarus et monogrammus, de sanguinis claritate Adamo antiquior, ob haec praeclarissima merita sacro cardinalium collegio fuit adscriptus. Der Kardinal Ottoboni wird genannt: unus de grege porcorum, stuprator, adultus, sodomita. Am Schluß heißt es: exonera ventrem viator et abi. Nach diesen saubern Grabschriften folgen kurze Inschriften auf die Zellen der Kardinäle, die sich nach dem Tode Benedict XIII. im Conclave versammelt haben. Es sind lauter abgerissene Stellen aus der Bibel. Z. B. Pignatelli non est sanitas in Carne mea. Albani: de stercore erigere pauperem. Lambertini: delicta juventutis meae ne memineris domine. Cybo: conturbata sunt ossa mea. Caraffa: resurrexit, non est hic. Kereszhegh (ein Unger): bestiae et universa pecora u. s. w. — Le statue parlanti: (die redenden Bildsäulen)

ist eine ganz artige Idee, die Aehnlichkeit mit den vormals beliebten Gesprächen im Reiche der Todten hat. Der Verfasser erzählt, er habe bei einem Freunde auf dem Lande eine schöne Sammlung von Statüen gefunden, die er mit vieler Aufmerksamkeit betrachtete. Als er sich bald darauf schlafen gelegt, träumte er, daß diese Statüen ihn sämmtlich umringten, und Gespräche mit einander hielten, die er beim Erwachen aufzeichnete. Einige der redenden Bildsäulen sind: Julius Cäsar, Heinrich IV., Richelieu, Gustav Adolph, Wallenstein, Pindar, Tasso u. s. w. Julius Cäsar macht den Anfang, indem er zu Brutus spricht: „Mörder! war das der Lohn dafür, daß ich dir das Daseyn gegeben? Brutaler Brutus!" — Heinrich IV. erinnert ihn sogleich, er habe ja nicht allein die Mutter dieses Brutus, sondern auch dessen beide Schwestern gemisbraucht, ein Schimpf, den ein Römischer Senator unmöglich habe dulden können. — „Du hast eben keine Ehre zu reden, erwiedert Cäsar; weißt du noch, wie du einen deiner Bastarde als ersten Prinzen von Geblüt anerkennen ließest?" u. s. w. Man sieht, die Potentaten aus Marmor verschonen sich nicht. — Eine zweite Unterredung hebt Gustav

Adolph mit dem Ausruf an: „Ich möchte lieber ein Ungeheuer als ein Weib erzeugt haben" (zielend auf seine Tochter, die Königin Christina). Wallenstein versetzt ganz trocken: „ist es ein Weib so ist es ja ein Ungeheuer." Und Pindar fügt hinzu: „Euripides sagt, ein gelehrtes Weib ist zwiefach närrisch." — Man findet in diesem Codex ferner, mehrere satyrische Gedichte; aber auch ein ganz frommes moralisches für einen Kardinal der Pabst werden will, hat sich darunter verirrt.

Ich ergreife eine andere Handschrift. Sie enthält verschiedene gelehrte Abhandlungen, eine astronomische, eine Betrachtung über die Tugenden und und Fehler Alexander des Großen, eine Schilderung des Julius Cäsar u. s. w. Zum Theil von des ungenannten Verfassers eigener Hand geschrieben. Eine Sammlung von Sentenzen, unter dem Titel Heldengesinnungen, von 1680, sind vermuthlich zum Behuf eines Fürsten abgefaßt, denn die meisten derselben enthalten gute Lehren für Fürsten, z. B. „Es giebt „Leute die allerlei verstehen, zu allerlei zu gebrauchen sind; Fürsten sollten nur Eins verstehen: regieren." — „Wenn die Fürsten ihre „Pflichten kennten, Niemand möchte Fürst seyn."

— Es sind aber auch eine Menge andere, zum Theil recht gute Sprüche für alle Stände darunter, z. B. „Einem Schurken Dank schuldig „seyn ist ein großes Unglück.“ — „Ehe die „Menschen das kleine Wort, ich weiß nicht „aussprechen, ehe sagen sie lieber tausend Albernheiten.“ — „Größe gleicht dem Wohlgeruch, wer ihn an sich trägt, empfindet ihn nicht „mehr.“ — „Das glücklichste Leben wäre ein „Unglück, wenn es nie endete.“ — „Man bemüht sich ängstlicher gut zu scheinen als gut „zu seyn.“ — „Die Jugend soll ein Fieber „seyn; o möchte ich doch mein ganzes Leben hindurch phantasiren!“ — „Bequemlichkeit macht „glücklicher als Reichthum und Größe.“ — „Kleine Spitzbuben, große Narren.“ — „Nur „schweigende Bewunderung ist ein Gebet Gottes „würdig.“ — Schade daß der wackere Verfasser ein großer Weiberfeind ist. Das weibliche Geschlecht nennt er sehr drollig: „eine große Verlegenheit, aus der ein ehrlicher Mann sich „kaum mit Ehren zu ziehen weiß.“ — Glückliche Ehen, meint er, gäbe es gar nicht, weil Liebe und Ehe sich nicht vertrügen, und der Mensch allzuglücklich seyn würde, wenn es anders wäre. Dennoch äußert er von der Liebe

mitunter sehr zarte Begriffe. „Wahre Liebe, „sagt er unter andern, will nur lieben. Treue „in der Liebe ist nicht Verdienst, sondern Noth„wendigkeit.“ — Die Frömmigkeit seines Zeitalters verleitet ihn mitunter zu Paradoxen, die mir sehr gewagt und sehr falsch scheinen. Z. B. „Man muß mit den Menschen leben wie mit „Kranken, man muß alles von ihnen leiden.“ — Oder: „wenn uns auch Gott ausdrücklich „geschaffen hätte, um ewig wie Fackeln in der „Hölle zu brennen, so verdiente er dennoch un„sere Liebe und Anbetung.“ — Ich bekenne, daß ich einer solchen frommen Ergebung unfähig wäre. Das Ganze schließt mit den Worten: „diese Gedanken sind von einem Manne, der „Niemand hintergehen mag, und Niemand „fürchtet.“ —— Ich schlage eine andere Handschrift auf und finde ein Schauspiel, der heil. Bonifaz genannt, von einem Kardinal Ruspigliosi. Um einen Begriff von dem Ganzen zu geben, braucht es bloß die handelnden Personen anzuführen: Die streitende Kirche. Die triumphirende Kirche. Aglae! (eine allerliebste Zusammensetzung). Der heil. Bonifaz. Ein Dragoner, Capitain. Ein Schutzengel. Der Teufel. Lucinde. Ein Chor von Sol-

daten. — Es scheint wohl, die Cardinäle thun besser, sich an die heilige Maria zu halten; die heilige Thalia begünstigt sie nicht. — Ueberhaupt sind die vielen hier vorhandenen Gedichte meistentheils Ausbrüche eines verbrannten oder verrückten Gehirns. Ein Mensch hat z. B. auf Clemens XI. eine Lobschrift verfertigt, die prächtig auf Pergament geschrieben ist, und hat sich die ungeheure Mühe gegeben, sie ganz und gar aus Stellen der Bibel zusammen zu setzen, so daß von ihm selbst keine Sylbe dabei ist. Aber er hat nicht etwa ganze Sprüche oder Perioden aus der Bibel genommen, sondern immer nur einzelne abgerissene Worte, wie er sie eben brauchte; auf dem breiten Rande citirt er sodann die Stelle, wo die paar Worte in der Bibel zu finden sind. Mühsam mag die Zusammensetzung gewesen seyn, aber sinnreich wahrhaftig nicht; denn natürlich enthält die dicke Bibel alle nur mögliche Phrasen, die ein Lobredner nöthig haben kann. — Ich wende mich von dieser Spielerei zu einem merkwürdigen Codex aus dem siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, der aus lauter den Päbsten überreichten Plänen zu Emporbringung der schönen Künste und aus andern Memoires

über Alterthümer besteht. Den Anfang machen mehrere ausgearbeitete Projecte zu Errichtung einer Mahlerakademie, die auch nachher würklich zu Stande kam. Die Nothwendigkeit der guten Erziehung eines Mahlers wird unter andern durch das Beispiel Titians erwiesen, der seinen Collegen Tintoretto zum Hause hinausgeworfen hatte, und Jean Calvarts, der den armen Dominichino derb durchprügelte. — Hierauf folgt ein lehrreicher Unterricht, wie eigentlich Beschreibungen von Gemählden, wenn sie für Mahler verfertigt werden, eingerichtet seyn sollen. — Ein 1542 ausgestellter Befehl, acht und funfzig Kisten mit Antiken für den König von Frankreich frei passiren zu lassen, hat wohl weiter nichts merkwürdiges, als daß Michel Angelo ihn unterzeichnet hat. — Aus einer an den Pabst gerichteten Klage lernen wir, daß unter der nachläßigen Aufsicht eines Bartoli, viel Antiquitäten verschleppt, im Grunde neuer Häuser vermauert, ja wohl gar in den Kalkofen gesteckt wurden, zu großem Schaden der Gelehrsamkeit und noch größerm Ekel der Fremden. Der Pabst wird daher gebeten, einige neue Aufseher zu erneunen, die gern ohne Gehalt, um der Ehre willen dienen würden; man schlägt dazu un-

ter andern den berühmten Maffei vor. Für das was Merkwürdiges in den Weinbergen gefunden werde, möge der Pabst einen Ort bestimmen, etwa den großen Corridor vor der vatikanischen Bibliothek, der dann bald gleichen Ruhm, wie die Arundelsche Sammlung zu London erreichen werde. — (Wie viel der herrlichsten Alterthümer mögen wohl schon in Kalk verwandelt worden seyn, ehe ein Kunstbeschützer diese Vorstellung wagte!) — Ein anderes Memoire vom Jahr 1700, unterzeichnet Montani, zeigt an, welche Reparaturen unumgänglich nothwendig seyen, um den gänzlichen Ruin des Colosseums zu verhindern. Auch von den Triumphbogen des Constantin, Severus, Titus, vom Friedenstempel u. s. w. ist die Rede darinnen. (Ich meine, wenn das mit dem Repariren so fortgeht, wird man nach einigen hundert Jahren, zwar noch die Gestalten der antiken Gebäude sehn, aber aus lauter neuen Materialien zusammen gesetzt.) — Eine bittere Klage über die Kirchenvorsteher der in den Bädern des Diocletians errichteten Kirche. „Sie „haben sich, heißt es, alle Mühe gegeben, die„ses herrliche Gebäude durch ihren schlechten Ge„schmack zu verhunzen, und haben sichs noch „obendrein viel Geld kosten lassen. Aus einer

„großen Kirche ist eine kleine geworden. Die „Wände sind überweißt, wodurch der schöne an„tike Anstrich verlohren gegangen. Die prächti„gen Kapitäler der acht kostbaren Granitsäulen „sind überweißt, und in den Fenstern Stuccatur„arbeit angebracht, wie man sie sonst nur in „kleinen Dorfkirchen gewahr wird." — Es werden verschiedene Vorschläge gethan, diesem Unfug abzuhelfen. — Eine Bulle Pius II., vom Jahre 1462, die sich gleichfalls in diese neuere Sammlung verirrt hat, thut alle diejenigen in den Bann, welche sich an Alterthümern vergreifen würden, und es gefällt mir wohl, daß der Pabst, sich in den Zeitgeist fügend, als Grund seines strengen Verbots, die Ursach angiebt: „Weil diese Ruinen die Zerbrechlichkeit aller „menschlichen Dinge so laut predigten." — Von dem weiter oben wegen Nachläßigkeit und Unwissenheit verklagten Bartoli findet sich nun eine weitläuftige Rechtfertigung, wie auch Klagen desselben, besonders über die Engländer, die so viel der besten Kunstwerke aufkaufen und heimlich wegsenden. Der Pabst hat neben jeden Punkt seine Resolution eigenhändig geschrieben, aber so unleserlich, daß ich sie nicht entziffern konnte. — Merkwürdig ist ein eigenhändiges Schreiben von

Carl Maratto von 1706, an die Mahlerakademie, worinnen er sich mit vieler Wärme eines gewissen Martinelli annimmt, den die Akademie aus ihren Registern ausstreichen wollte. Die Antwort darauf ist aber abschlägig, weil die Sache sich ganz anders verhalte. — Ein Rapport an den Pabst wegen eines alten Mauerwerks, welches eben niedergerissen wurde; es sey nemlich nicht eigentlich antik, sondern habe zu einem Thurm gehört, den Leo IV. im Jahr 849 gegen die Einfälle der Saracenen erbaute. — Sonst findet man noch in diesem Codex die der Mahlerakademie ertheilten Prämien; Briefe über gefundene Statüen und Inschriften; Liste der Statüen im Pallast Farnese; viel Schriften über den Transport der Säule des Antoninus Pius, Beschreibung und Zeichnung der dabei gebrauchten Maschienen u. s. w. (Ich hoffe, Kunstliebhaber werden mir verzeihen, daß ich bei dieser Sammlung so weitläuftig gewesen bin.) — Eine dicke Sammlung von eigenhändigen Briefen großer Herren aus dem siebenzehnten Jahrhundert, größtentheils an den Cardinal Cybo gerichtet, wird theils durch die verhandelten Geschäfte, theils auch die Namen ihrer Schreiber bemerkenswerth; die letzten sind: Kaiser Leopold; die Könige Ama-

deus von Sardinien und Johann von Polen; die Churfürsten Emanuel und Joseph Clemens von Baiern, Anselm von Mainz, Philipp Wilhelm von der Pfalz, Johann Hugo von Trier; die Pfalzgrafen am Rhein; die Herzöge von Hollstein, Parma u. s. w. die Grafen Dietrichstein, Harrach, Königseck und viele andere. — Ein Julius Caballus hat unter dem Großherzog Ferdinand II. einen dicken politischen Traktat geschrieben. — An einem starken Band Gedichte, von Ottavio Tronsarelli, wird hoffentlich nichts verlohren seyn; des Verfassers eigne Handschrift ist sehr unleserlich. — Varchi und Giannotti haben weitläuftige Geschichten von Florenz geliefert. — Eine Biographie des Cardinal Dominico Cecchini ist von ihm selbst geschrieben, und erhält dadurch, wenigstens für mich, ein Interesse, denn ich sehe gar zu gern, wie ein Mensch sich ängstlich müht, zwischen den beiden Klippen, Wahrheit und Eitelkeit, hindurch zu schiffen. — Das Leben des Dante schien manches neue zu enthalten. — Ein Codex: zuerst unbedeutende Orationen von allerlei Gattung; dann folgt ein Gebet an den heiligen Stroppinus! — (Wer hat diesen Ehrenmann vorher gekannt? und doch — sollte man

man es glauben? war er der Beichtvater — man rathe wessen? — des Herrn Jesu Christi!) Ob er von diesem die Gabe empfangen, das Podagra und Chiragra zu heilen, weiß ich nicht; aber um Befreiung von diesen Uebeln wird besonders zu ihm gebetet. Interessante Briefe und endlich eine Liste aller der Stellen im Dante, die gefährlich zu lesen sind, beschließen diesen zusammengewürfelten Codex. — Ein heroisches Gedicht, Carl V., von einem Marchese Santinelli; es hat zwanzig Gesänge, und jeder Gesang über hundert Stanzen. Wer hat den Muth es zu lesen? — Philosophische Miscellen von Ventuselli, ein starker Band. Er enthält unter andern eine Abhandlung über die Seele, von der man damals eben so wenig wußte als jetzt. — Historische Miscellen, kleine merkwürdige Schriften, z. B. eine Relation vom Jahre 1551 eines gewissen Bernardo, der damals Bailo zu Constantinopel war. Uebrigens enthält dieser Codex auch viele juristische Responsa, ein neuer Beweis, wie wenig man sich auf die Titel der Handschriften verlassen kann. — Politische Nachrichten und Bülletins vom Jahre 1709 aus allen den vornehmsten Städten von Europa. Es gehört viel Geduld dazu,

sie zu lesen, aber man findet auch gewiß nirgends bessere Aufklärung über die damalige Zeitgeschichte. Unter andern ist eine Zusammenkunft der Könige von Dännemark, Polen, Preußen und des Churfürsten von Hannover zu Berlin, erzählt, wo von der Wiedereinsetzung des Königs August unterhandelt wurde. — In einem Bande Miscellen, der mit der Geschichte der goldenen Rose anhebt, (eine päbstliche Feierlichkeit) findet sich auch eine Liste derer Gelehrten, welche Caspar Scioppius persönlich gekannt hat, mit kurzen Schilderungen derselben, von ihm selbst bei jeden Namen geschrieben. — Von Tassoni annales ecclesiastici fehlt der erste Theil. Der zweite fängt mit dem Jahre 1201 an. — Eine dicke Sammlung von Comödien eines Delfini; sie scheinen zum Theil recht interessante Pläne zu haben. — Eine lateinische Geschichte der Einnahme von Jerusalem und Antiochien. Der Verfasser hat sich nicht genannt. — Miscellen, politischen Inhalts, zum Theil sehr merkwürdig. Z. E. Vota zweier Cardinäle über Carl des Fünften Entsagung des Reiches. — Geheime Capitulationen des Herzogs von Alba. — Medicinisches Gutachten zweier Aerzte über eine ansteckende Krankheit in Agro

tridentino morbus lenticularum genannt, von 1547. Es war ein pestilenzialisches Fieber, wobei ein linsenartiger Ausschlag erfolgte, und weshalb das Concilium von Trient nach Bologna verlegt wurde. Es wäre wohl der Mühe werth zu untersuchen, ob diese Krankheit nicht Aehnlichkeit mit dem heutigen gelben Fieber hätte? — Ein lateinischer Codex, eine gute Spanne dick und sehr klein geschrieben, handelt bloß von den abscheulichen Sitten der Ketzer, de nostri temporis pravis hereticorum moribus, und ist Paul V. dedicirt. Hier ist klar bewiesen, daß ein Ketzer weder stark im Kriege noch treu im Frieden seyn kann, daß er die Freundschaft nicht kenne u. s. w. Bald werden schreckliche Laster, bald Lächerlichkeiten den Ketzern angedichtet. Einmal ereifert sich der fromme Verfasser auch über die böse Gewohnheit, in den ketzerischen Schulen, von den äsopischen Fabeln unmittelbar zu der Theologie über zu gehn. In einer Rücksicht könnte das Buch doch Dank verdienen; ein Kapitel nemlich handelt von den Schriften der Ketzer, und nennt eine Menge Titel von Büchern, die man jetzt kaum noch kennt; unter andern, satyrische Schriften aus der Reformation, die es wohl verdienen möchten, wieder aufgesucht

zu werden. — Histoire de la reine Christine, l'Auguste, scheint von derselben Hand, welche die oberwähnten Heldengesinnungen geschrieben hat. Ein Kapitel handelt von der Antipathie, welche Christine schon als Kind gegen Zwerge, Hofnarren, Wein, Bier und Puppen hatte. Ein anderes von der Amaranthen Brüderschaft und dem Fest, Wirthschaft genannt, welches sie zuweilen prächtig zu feiern pflegte. Bei einer solchen Gelegenheit stiftete sie eine Gesellschaft von sechszehn Herren und sechszehn Damen, welche die Chiffer A (Amaranth) mit Brillanten eingefaßt an der Brust trugen und gewöhnlich Sonnabends auf dem Lande zu ungezwungener Fröhlichkeit sich bei ihr versammelten. Schade, daß das ganze Manuscript, theils sehr unleserlich geschrieben, theils zu panegyrisch ist. — Politischen Inhalts sind abermals ein Band Briefauszüge von 1675; ferner ein Codex voll aufgefangener verdächtiger Briefe, unter andern das Schreiben eines neapolitanischen Fürsten an Johann von Oestreich, um ihn zu bewegen, sich zum König von Sicilien zu machen. Ferner Scritture politiche — eine Erzählung von dem, was zu Madrid bei Gefangennehmung der Fürstin von Casignano vorging 1641. — Ge-

schichte von Genua von 1535 bis 1625. — Proceß eines Francesco Borri wegen Ketzereien. — Form der jesuitischen Regierung u. s. w. Dann stößt man auch wieder auf ganz heterogene Dinge, z. B. ein Compendium der Chiromantie. Das Register zeigt auch noch eine Sammlung von vertrauten Briefen an, die aber leider herausgeschnitten waren. — Eine spanische Handschrift, Beschreibung der Philippinischen Inseln, von einem Geistlichen, der achtzehn Jahre daselbst gewesen, mag recht merkwürdig seyn. Ich verstehe das Spanische nicht. — Unter dem Titel: Lettere di diversi e notizie findet man ganz andere Dinge, z. B. die Jahre 1659 und 60, ausgezogen aus den eigenhändigen Memoiren Jakobs Stuart, damals Herzog von York, nachmals Jakob II. Dessen Feldzug von 1657 von ihm selbst geschrieben, auch von ihm selbst 1696 ins Französische übersetzt, und dem Kardinal von Bouillon geschenkt. Ferner enthält dieser Codex die Beschreibung eines merkwürdigen Lichtphänomens auf dem adriatischen Meere. — Die Missionen eines Pater Kofferer — einen geheimen Bericht aus Paris über die Krankheit und den Tod Ludwig XIV. u. a. m.

Unglücklicherweise fielen, kurz vor meiner

Abreise aus Neapel, Festtage ein, an welchen die Bibliothek verschlossen blieb, ich mußte daher einige Reihen Manuscripte, die mir zu durchlaufen noch übrig waren, unbesehen lassen. Ueberhaupt weiß ich wohl, daß dieses oft trockene Titelverzeichniß keinen andern Werth hat, als die Gelehrten, die künftig nach Neapel kommen, auf Manches aufmerksam zu machen, was sie vielleicht sonst übersehen haben würden. Sollte es einem meiner Nachfolger schwer werden, die Erlaubniß zu Benutzung der Manuscripte zu erhalten, so darf er sich nur gradezu an die Königin wenden, die sie ihm gewiß ertheilen wird. Was die Kürze der Zeit mir verstattete, habe ich geleistet, doch nicht Monate, sondern Jahre würden dazu gehören, auch nur Auszüge aus den interessantesten Werken zu liefern.

18.

Die Revolution von Neapel.

Ueber diesen Gegenstand ist in allerlei Sprachen viel geschrieben worden. Für das pikanteste Werk wird mit Recht ein Buch gehalten, welches den Titel führt: Saggio istorico della

rivoluzione di Napoli. Es ist in drei Bänden von einem wüthenden Patrioten verfaßt, daher die Ausfälle auf die Königin u. s. w. bis zum Ekel getrieben und oft sehr empörend sind. Auch eine Menge sehr seichter Urtheile über militairische und staatswirthschaftliche Gegenstände kommen darin vor, weshalb ich zweifle, ob das ganze Buch die Ehre einer Uebersetzung verdiene, welche in diesem Augenblicke von einem deutschen Bildhauer zu Rom für eine Buchhandlung in Berlin gemacht wird. Ein Auszug in ein Bändchen zusammen gedrängt, würde hingereicht haben, das Interessanteste daraus zu liefern. Indessen mag der Uebersetzer eine Entschuldigung in der Seltenheit des Werkes finden, denn es ist nur einmal zu Mailand aufgelegt, und durch scharfe Verbote außerordentlich rar geworden. In Neapel und Rom darf man es nicht einmal nennen. In Bologna, wo doch die meisten Buchhändler sind, versicherte mich einer der vornehmsten, er habe seinem Commissionair in Mailand den Auftrag ertheilt, ihm das Buch um jeden Preis aufzukaufen; aber der Mailänder habe ihm geantwortet: er könne es nicht schaffen, und wenn man es auch mit Gold aufwiegen wolle. In Rücksicht dieser Seltenheit theile ich hier einige

Proben mit, die den Geist des ganzen ersten Bandes enthalten.

„Jedes Volk bereitet auf seiner politischen Laufbahn nach und nach einen Zunder zu Revolutionen, aber diejenige Nation, welche das Fremde, Ausländische zu sehr bewundert, häuft jenen eigenen Zunder durch den der fremden, bewunderten Nation. Wie viele Demokraten gab es, aus keiner andern Ursache, als weil die Franzosen Demokraten waren. Auf hundert Köpfe muß man funfzig Weiber und acht und vierzig Männer rechnen, die es den Weibern an Frivolität zuvorthun; diese alle raisonniren so: in Frankreich frisirt man sich besser, kleidet sich besser, kocht besser, redet besser; der Beweis ist, daß wir uns grade so frisiren, so kleiden, so bewirthen; folglich müssen die Franzosen auch besser denken und handeln.“ — (Leider macht man oft in Deutschland Schlüsse, die um kein Haar besser sind.)

„Einige schwärmerische Jünglinge, die aus Zeitungsblättern die neue Theorie geschöpft hatten, sprachen unter sich, oder, was noch weniger bedeutet, mit ihren Mädchen und Friseurs davon. Siehe da ihr ganzes Verbrechen. Junge Leute ohne Rang, Vermögen, Einfluß, konnten

wohl schwerlich ein anderes auf sich laden. — Es war damals Mode unter den jungen Herren, durch Chiaja und Bagnuoli spazieren zu reiten; sogleich machte man Acton weiß, oder vielmehr Acton machte dem Hofe weiß, man wolle die olympischen Wettrennen wieder herstellen. Was in aller Welt haben die griechischen Spiele mit einem Spazierritt unserer jungen Herrn zu schaffen! Gesetzt aber auch, es sey wahr gewesen, welches Uebel, welche Gefahr konnte daraus entstehen? — Acton empfahl der Policei so dringend, wohl auf diese Wettrennen Acht zu haben, daß man hätte glauben sollen, es sey wenigstens von zwanzig feindlichen Schwadronen die Rede, welche die Residenz zu überfallen drohten."

„Man schuf ein Bluttribunal, unter dem Titel: Giunta di Stato. — Bei sogenannten Staatsverbrechen ist meistens nur von Worten die Rede, die eben so nichtsbedeutend als Drohungen, oder von Gedanken, die noch unbedeutender als Worte sind. Solche Dinge gelten grade nur so viel, als die Furcht des Beherrschers sie gelten macht. Die Königin fürchtete sich sehr, allein doch noch nicht so sehr, als Acton wünschte. — Man wollte Blut, und man erhielt Blut. Drei Unglückliche wurden zum To-

de verdammt, unter ihnen auch der wackere Emanuel Dedro, dem die Königin Begnadigung anbieten ließ, unter der Bedingung, daß er seine Mitgenossen verrathe. Ohne Bedenken zog er den Tod der Schande vor. Bei seiner Hinrichtung wurden aus Furcht ganz ungewöhnliche, vormals und auch noch jetzt ganz überflüßige Maaßregeln genommen. Man fürchtete, das Volk werde sich rühren, um einen Menschen zu befreien, den es kaum kannte; man zitterte vor funfzigtausend Revolutionsmännern, denn so viele, hieß es, befänden sich wenigstens in Neapel. — Die Truppen, welche gleichsam die Stadt belagerten; die drohenden Befehle der Regierung, Alles regte die Phantasie des Volkes auf. Jede, zu anderer Zeit gleichgültige Kleinigkeit mußte es jetzt in Bewegung bringen. Es fürchtete die Aufwiegler, fürchtete die Regierung, fürchtete alles, und diese Stimmung, in einer so ungeheuren Volksmasse, mußte nothwendig eine Gährung verursachen. Argwohn der Regierung machte das Volk argwöhnisch. Vorher hielt es sich selbst, fast ohne Policei, in Schranken, aber jetzt wurde es schwerer zu lenken. Alle öffentliche Funktionen geschahen mit größerer Vorsicht, doch drum nicht ruhiger.“

„Nun wurde die Nation von zahllosen Spionen und Angebern belagert und belauert, welche Schritte zählten, Worte registrirten, Gesichtsfarbe anmerkten, Seufzer protokollirten. Alle Sicherheit verschwand. Privathaß fand der Rache Pforten offen, und wer keinen Feind hatte, der unterlag durch Gold oder Ehrgeiz verführten Freunden. — Die Königin soll gesagt haben, sie werde sich eines Tages gezwungen sehn, das alte Vorurtheil auszurotten, welches den Angeber mit Schande bedecke.“

„Alle Castelle, alle Gefängnisse füllten sich mit Unglücklichen. Man warf sie in abscheuliche, finstere Löcher, wo sie an allem Mangel litten, Jahre durch schmachteten, ohne weder verdammt noch losgesprochen zu werden, oder auch nur einmal die Ursache ihres Unglücks zu erfahren. Nach vier Jahren endlich wurden fast alle für unschuldig erkannt und entlassen. Alle würden so gerechtfertigt hervorgegangen seyn, hätte man sie nicht der Mittel zu ihrer Vertheidigung beraubt. — Vaeni, damals an der Spitze der Geschäfte, bekümmerte sich nicht mehr um die, die schon in Fesseln schmachteten, sondern nur um die, für welche noch Fesseln geschmiedet werden konnten. Er hatte die Verwegenheit laut zu sagen: es

müssen wenigstens noch zwanzigtausend arretirt werden. Wenn Bruder, Sohn, Vater, Gattin für einen Unglücklichen baten, so war es ein Verbrechen!" — (Ich kann nicht umhin, hier zwei schreckliche, aber leider wahre Anekdoten einzuschalten, die sehr glaubwürdige Augenzeugen mir erzählten. Die Furcht, für Mitschuldige gehalten, und, wie man täglich vor Augen sah, als solche überwiesen hingerichtet zu werden, hatte sich aller Gemüther so gräßlich bemeistert, daß, um jeden Argwohn von sich abzulehnen, ein Bruder am Tage der Hinrichtung seines Bruders, ein glänzendes Souper gab, und — ein Vater, während sein Sohn unter dem Henkerbeile blutete — ich schaudere, es hin zu schreiben — am offenen Fenster die Guitarre spielte! —)

„Gescheite Leute lachten freilich darüber, daß nach einer so strengen Inquisition von vier Jahren, noch immer kein Staatsverbrechen entdeckt oder bewiesen war. Das Volk, anfangs erbittert gegen die Schuldigen, erkaltete, und bemitleidete endlich arme Gefangene, die es wohl für unschuldig halten mußte, da es keinen verdammen sah. — Wer für Wahrheit seine Stimme erhob, war ein Verbrecher. Den Advokaten wurde so-

gar gedroht, wenn sie die Gefangenen mit Eifer vertheidigten, ob man es gleich selbst ihnen zur Pflicht gemacht hatte. Doch solche Drohungen waren vergebens. Unterdrückt hatte man die Nation, aber noch nicht verdorben. Sie gab ein großes Beispiel von Geduld, ein größeres von Tugend. Nichts konnte die Standhaftigkeit der Richter oder den Muth der Advokaten schwächen. Die Unschuld triumphirte, und nun wurde alles auf Vanni geschoben. Man setzte ihn ab und exilirte ihn. Melancholische Wuth bemächtigte sich seiner ehrgeizigen Seele, er gab sich selbst den Tod, kurz zuvor ehe die Franzosen in Neapel einzogen; denn vor ihnen zitterte er, und hatte deshalb vom Hofe eine Freistatt in Sicilien begehrt. Man schlug ihm sein Begehren ab. Ehe er sich entleibte, schrieb er ein Billet des Inhalts: „Die Undankbarkeit des Hofes, die „Annäherung eines grausamen Feindes, der „Mangel einer Freistatt, haben mich bestimmt, „mir ein Leben zu rauben, welches mir zur Last „ist. Man gebe Niemanden Schuld an meinem „Tode, und mein Beispiel mache alle Staatsin„quisitoren weiser."

„Aber die Staatsinquisitoren lachten über

seinen Tod, und überließen sich gleicher Wuth, bis zur Ankunft der Franzosen in Capua. —"

„Acton wollte Neapel eine Marine geben. Die Natur hatte allerdings die Nation für eine Marine geschaffen, aber nicht diesen Acton für die Nation. Die Seemacht sollte vor allen Dingen unsern damaligen Handel beschützen. Unsere Feinde waren die Barbaresken, gegen die wir keiner großen, sondern nur einer kleinen Freibeuter-Marine bedurften, und grade diese zerstörte Acton. Das wirksamste Mittel gegen die Barbaresken wäre vielleicht dasjenige, welches die Engländer unter Carl II. ergriffen, nemlich, jedes Kauffahrtheischiff mit zehn Kanonen zu bewaffnen, und dann einem jeden die Vertheidigung seines Eigenthums selbst zu überlassen. Unsere Schiffer hatten tausendmal um die Erlaubniß hiezu angehalten, tausendmal war sie ihnen verweigert worden. Sie hatten Muth und guten Willen, aber grade das konnte Acton nicht leiden."

„Ein Beispiel von der schlechten Verwaltung der eingezogenen geistlichen Güter: Als die Jesuiten aus Sicilien vertrieben wurden, hinterließen sie Besitzungen, die im ersten Jahre hundert und funfzigtausend Dukaten eintrugen, im zweiten

nur siebzigtausend, im dritten vierzigtausend, und nach diesem letztern Maaßstabe, wurde ihr Werth beim Verkauf berechnet."

„Als die Franzosen siegten, ward ein Aufgebot in Masse beschlossen, das Volk durch ein Proklama aufgefodert, sich für Weib, Kind, Eigenthum und Religion zu bewaffnen. Zum erstenmal ließ der gedemüthigte Despotismus sich herab, die Neapolitaner daran zu erinnern, daß sie von Samniten, Campanern, Lucanern und Griechen abstammten. Natürlich mußte ein solcher Aufruf große Gährung erzeugen, besonders in Neapel, wo eine unermeßliche Volksmenge, in Müßiggang aufgewachsen, bloß von den Unordnungen der Regierung und den Vorurtheilen der Religion lebte. Diese Gährung konnte und mußte das Reich retten, aber durch Actons Mißgriffe, durch des Hofes Furcht, wurde sie die Ursach seines Unterganges. Das Volk stürmte Haufenweise zum Königlichen Pallast, sich zur Vertheidigung anzubieten. Der König durfte nur zu Pferde steigen, und den augenblicklichen Enthusiasmus benutzen, er wäre zum gewissen Siege geeilt. Acton hielt ihn zurück. Das Volk wollte den König sehen, er zeigte sich aber nicht; sondern sandte an seiner Statt den

General Pignatelli und den Grafen dell Acerra. Einer aus dem Volke rief: das Unglück des Landes komme bloß von den Fremden her. Acton erfuhr es, und beschleunigte nunmehr die Abreise der Königlichen Familie. Es war leicht, eine schon argwöhnische Königin zu diesem Schritte zu bewegen, und den König einen Volksaufruhr fürchten zu lassen. Actons Agenten reizten am folgenden Morgen das Volk, einen Cabinets-Courier, Alessandro Ferreri, zu arretiren, der Nelson Depeschen bringen sollte. Fast Jedermann glaubte, dieser Mann sey ein schon längst bestimmtes Opfer geworden, weil er um Geheimnisse wußte, die man nur in eigener Brust begraben wollte. In dem Augenblicke, als er sich einzuschiffen im Begriff stand, um zu Nelsons Flotte zu fahren, wurde er ermordet, sein blutiger Leichnam bis vor den Pallast, unter des Königs Augen geschleppt, mit dem Geschrei: so sterben Verräther! es lebe die heilige Religion! es lebe der König! — Dieser war auf dem Balcon, sah die ungeheure Volksmenge, verzweifelte daran, sie beherrschen zu können, Furcht ergriff ihn, und die Abreise wurde beschlossen. Man lud auf englische und portugiesische Schiffe die kostbarsten Möbeln der Palläste

zu Neapel und Caserta, die vorzüglichsten Seltenheiten des Museums zu Portici und Capo di Monte, die Edelsteine der Krone, und zwanzig Millionen, vielleicht noch mehr, theils baares Geld, theils noch ungeprägte Metalle. So beraubte man eine Nation, welche im äußersten Elend zurück blieb. Bei nächtlicher Weile geschah die Einschiffung, als müsse man einen Feind fliehen, der schon vor den Thoren sey, und am Morgen des ein und zwanzigsten Decembers wurde in den Straßen von Neapel ein Anschlag gelesen, welcher das Volk benachrichtigte: der König sey auf kurze Zeit nach Sicilien gegangen, um mit mächtiger Hülfe zurück zu kommen. Das Volk zeigte eine stumme Bestürzung, die weniger von Furcht herrührt, als von Ueberraschung durch ein nicht vorhergesehenes Ereigniß. In den ersten Tagen, als der König wegen widrigen Windes auf der Rhede verweilen mußte, lief alles hin, ihn zu sehen und zu bitten, daß er bleiben wolle. Aber die Engländer betrachteten ihn schon als ihren Gefangenen, und wiesen die Bittenden als Verräther zurück. Der König selbst wollte oder durfte sich nicht zeigen. Diese harte, unverdiente Behandlung, die Erinnerung an das Vergangene, der Raub des National-

Eigenthums, die Schrecken der Gegenwart, alles zusammen genommen, veranlaßte sehr ernsthafte Betrachtungen. Am drei und zwanzigsten December sah das Volk den König absegeln, ohne Freude oder Mißfallen auszudrücken."

(Nun folgt die Beschreibung der Anarchie, die bis zur Ankunft der Franzosen herrschte, und von der ich bereits unter dem Artikel Miscellen einige noch ungedruckte Anekdoten geliefert habe. — Hier vergönne man mir, nur noch ein Wort über die sogenannte Flucht des Königs hinzuzufügen. Es ist wahr, diese Flucht hat jeden Einwohner von Neapel ohne Ausnahme empört. Ich habe unter andern mit einem alten, sehr rechtlichen Manne darüber gesprochen, der jederzeit dem Königl. Hofe wahrhaft zugethan war und blieb, der aber aufrichtig bekannte: daß er beim Anblick der Schiffe, welche den König trugen, in heftige Verwünschungen ausgebrochen sey, weil durch diese Flucht ganz Neapel, mit allen getreuen Anhängern des Hofes, einem räuberischen Mordgesindel Preis gegeben worden. Es ist ferner wahr, daß der Hirt seine Heerde nie verlassen soll, und daß es die Pflicht eines Königs ist, mit seinen Unterthanen zu leben und zu sterben. Ferdinand konnte seine Familie in Si-

cherheit bringen, das würde ihm Niemand verargt haben, er selbst aber mußte bleiben, jede Gefahr theilen, sein Leben aufs Spiel setzen. Aber — es läßt sich doch auch vieles zur Entschuldigung jenes Schrittes anführen. Was in Frankreich geschehen war, schwebte vor dem Gedächtniß, der Leichnam des Couriers lag vor Augen, das entzügelte Volk stand vor dem Pallaste — unter solchen Umständen mußte man mehr als Ferdinand seyn, um den Kopf nicht zu verlieren. Die Heerde nicht zu verlassen, ist freilich des Hirten Pflicht, so lange nur ein Wolf droht, aber wenn die ganze Heerde toll wird, so scheint diese Pflicht mir aufgehoben. Ein Held wäre freilich geblieben, und vielleicht Retter geworden; aber Ferdinand ist kein Held, er wäre höchst wahrscheinlich als ein verspottetes Opfer gefallen, sein Tod hätte nicht den geringsten Nutzen gestiftet; alles das wußten die wohl, die ihn umgaben, wer also diesem Könige zur Flucht rieth, hatte nicht Unrecht. Eben so wenig kann ich es für unrecht halten, daß die vorzüglichsten Kunstwerke u. dgl. eingepackt und mitgenommen wurden. Der Erfolg hat den Nutzen dieser Maaßregel gezeigt. Gesetzt auch, man wolle alle jene Schätze für National-Eigenthum gelten lassen

(ein Satz, der doch noch manchen Widerspruch leiden möchte) so that man doch nichts mehr, als was der Arzt thut, wenn er einem Rasenden die kostbaren Spiegel aus dem Zimmer nehmen läßt, weil der Unsinnige sie höchst wahrscheinlich mit den Fäusten entzwei schlagen wird. Hätte aber auch das Volk jene Schätze verschont, so wären sie ja doch eine Beute der raubgierigen Franzosen geworden, statt daß sie jetzt der Nation erhalten sind. — Nach dieser Note, die Billigkeit und Unbefangenheit mir einflößten, kehre ich zum Text des Buches zurück.)

„Die Neapolitaner sandten Boten ins französische Lager, mit dem Ersuchen, die Franzosen möchten nicht nach Neapel kommen, wogegen sie zu erfüllen sich erboten, was schon im Waffenstillstand versprochen war, auch noch eine Summe drüber zahlen wollten. Die Franzosen schlugen das Begehren ab. Einer unserer Emigrirten fügte Drohungen und Beleidigungen hinzu, wodurch das Volk noch mehr erbittert wurde. Die Raubsucht, jedem Pöbel eigen, bemächtigte sich seiner; fanatische Priester vermehrten den Muth durch Einsegnung der Waffen; Hoffnung wurde bis zur Verwegenheit hinauf gespannt, Verwegenheit in Wuth verwandelt. Das Volk

sah sich von allen verlassen, und that nun alles durch sich selbst. Die Stadt wurde ein wilder Schauplatz von Verwüstung, Brand, Kampf, Schrecken, Mord. Unter den vom Pöbel Ermordeten zählt man leider auch den Duca della Torre, und seinen Bruder, Clemens Filamarino, beide ehrwürdig durch Talente und Tugenden, Schlachtopfer der elenden Treulosigkeit eines schurkischen Bedienten."

„Jeder gute und vernünftige Mensch wünschte jetzt die Ankunft der Franzosen. Diese standen bereits vor den Thoren, und dennoch vertheidigte sich noch immer ein schlecht bewaffnetes, hauptloses Volk, mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Zwei Tage lang hielt es, in einer überall offenen Stadt, den Einzug des Siegers auf, kämpfte Schritt vor Schritt um jeden Fußbreit Erde, und als es endlich vernahm, das Fort St. Elmo sey ihm entrissen, als von allen Punkten Feuer auf das Volk gegeben wurde, da zog es sich endlich zurück, weniger muthlos, weniger gedemüthigt durch den Ueberwinder, als erbittert gegen diejenigen, die es für Verräther hielt."

So weit der erste Band, der den Geist des

Ganzen hinlänglich verräth. Der Verfasser ist seiner Feder mächtig und weiß lebhaft darzustellen, aber zum Geschichtschreiber fehlt ihm gänzlich die Unbefangenheit. Er ist ein erklärter Feind des Hofes, ein wüthender Partisan des Volks, sieht alles schwarz, was jener gethan, bemäntelt alles, was dieses verbrochen.

Weit kälter und unpartheiischer hat ein Franzose (gleichfalls Augenzeuge) über jene merkwürdige Revolution geschrieben. Sein Buch heißt: Memoires pour servir à l'histoire des dernières revolutions de Naples. Von ihm erfährt man, daß schon 1791 ein paar kühne Franzosen die Nepolitaner aufzuwiegeln suchten; daß nicht von unschuldigen Spazierritten junger unbedeutender Wildfänge die Rede war, sondern daß unter den Verschwornen sich Leute befanden, deren Stand und Vermögen alle Aufmerksamkeit verdiente. Die Verschwörung wurde entdeckt und vernichtet, die Schuldigen flohen nach Frankreich. Doch im Jahre 1795 wuchs der Hyder ein neues Haupt, und nur strenge Wachsamkeit konnte das Reich retten.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich die beiden Augenzeugen noch länger gegen

einander stellen und abhören wollte; am Ende kommt doch nur das gewöhnliche Resultat heraus, nemlich: daß selbst Augenzeugen sich widersprechen, weil ein Jeder mit andern Augen sieht; daß folglich die historische Glaubwürdigkeit ein gar gebrechliches Ding ist, auf das ich schon längst nicht mehr vertrauete. Das Ueberschauen vergangener Begebenheiten kann hie und da zu wahrscheinlichen Schlüssen führen, aber sichere Resultate liefert es nie. Den Stamm eines Baumes bis in seine Wurzelfasern verfolgen, kann nur ein Gott! wir Maulwürfe wühlen wohl die Erde auf, aber wir sind blind.

19.

Historischer Beweis, daß der römische Hof seit mehreren hundert Jahren kein Mittel verschmäht hat, um die Vereinigung der griechischen Kirche in Rußland mit der katholischen zu bewürken. Ein Beitrag zu der Geschichte Peter des Großen.

Einleitung.

Als ich in der königlichen Bibliothek zu Neapel mich im Saale der Manuscripte befand, fiel mein Auge zufällig auf folgenden Titel: Varia spectantia ad Moscoviam et Moscovitas, collecta anno 1710. Ich schlug es auf, und zu meinem nicht geringen Erstaunen, war das erste was ich erblickte, ein russisches Schreiben an den Pabst mit Peter des Großen eigenhändiger Unterschrift. Ich blätterte weiter, und fand bald weit mehr als nöthig war, um meine Neubegier zu erregen. Jetzt erkundigte ich mich, wie diese Sammlung in die Bibliothek zu Neapel gekommen, und erfuhr, daß die Franzosen,

als Rom in ihrer Gewalt war, sie aus der Vatikanischen Bibliothek weggenommen, und daß sie nachher eine von den Früchten der kurzen Siege geworden, welche Rom in den Besitz der Neapolitaner brachten. Diese Geschichte des Manuscripts spannte meine Erwartung noch höher. Ich durfte voraussetzen, daß die Franzosen überall nur das Merkwürdigste aussuchen, und beschloß daher sogleich, mich näher mit meinem Fund bekannt zu machen. Man sagte mir, dazu sey eine ausdrückliche Erlaubniß des Hofes vonnöthen, weshalb ich mich an den Minister Sacati wenden müsse, unter dem auch die Bibliothek stehe. Ich that es, wurde mit vieler Höflichkeit aufgenommen, und die Benutzung des Manuscripts, doch nicht ohne alle Schwürigkeit, mir zugestanden. Vergebens bat ich um die Freiheit, es in meiner Wohnung zu lesen; nur in der Bibliothek selbst, die fast eine Meile weit von meiner Wohnung lag, konnte mir das Lesen und Excerpiren verstattet werden. Ich ließ mich nicht abschrecken, und glaube für meine Mühe belohnt zu seyn. Die Collection besteht: aus der Correspondenz des römischen Hofes mit Peter dem Ersten; man findet unter andern eigenhändige Entwürfe des Pabstes und, wie schon

erwähnt, eigenhändige Unterschriften des Kaisers. Ferner: aus Protocollen der Congregation der Kardinäle und ihren Rapporten an den Pabst; aus Briefen des damaligen Staatssekretairs, Kardinals Paulucci; aus Depeschen der päbstlichen Nuntien zu Wien und Warschau; aus Relationen verschiedener nach Rußland gesandter Missionarien und Spione; aus verrätherischen Nachrichten einiger verführter russischer Unterthanen; aus geheimen Instruktionen für die Gesandten; aus päbstlichen Heiraths-projekten und dergleichen mehr. Die Sprache ist durchgehends italiänisch oder lateinisch, ein russisches Schreiben und ein paar französische Aufsätze ausgenommen. Die kurze Aufzählung des Inhalts wird jedem Leser zur Genüge beweisen, daß die ganze Sammlung nicht in eine Bibliothek, sondern in ein geheimes Archiv gehört, und daß sie daher allerdings Aufmerksamkeit zu erregen verdiente. Vielleicht möchten manche Diplomatiker wünschen, daß ich nunmehr die Stücke, wie sie in der Sammlung auf einander folgen, namhaft machte, und von jedem einzeln Rechenschaft ablegte, aber dann würde mein Aufsatz langweilig und sehr verworren werden, denn der Sammler hat die Zeitord-

nung oft schlecht beobachtet, und Alles untereinander geworfen. Ich glaube daher besser zu thun, wenn ich den Inhalt unter gewisse Rubriken bringe, und über jeden Gegenstand, aus den verschiedenen Dokumenten, ein Ganzes zusammensetze. Daß ich kein Wort niedergeschrieben, welches nicht durch besagtes Manuscript auf das bündigste bewiesen wäre, dafür hafte ich; auch kann ja künftig jeder Gelehrte der nach Neapel kommt, sich leicht die Erlaubniß verschaffen, die Handschriften zu sehen, und mit meiner Erzählung zu vergleichen.

I. War Peter der Große wirklich geneigt, die Vereinigung beider Kirchen zu bewürken?

Die Katholiken schmeichelten sich gar sehr damit. Wir wollen sehen aus welchen Gründen. Als Peter sich einige Zeit zu Poloczk aufhielt, ward dem Pabste von den Jesuiten daselbst folgendes berichtet. „Wenn man von der Barbarei dieses Fürsten hört, da er kürzlich mit eigener Hand einen Archimandriten vom Orden des heiligen Basilius Magnus umgebracht, auch den Mord vier anderer Mönche an den Seinigen unbestraft gelassen; so sollte man glauben, es sey

keine Hoffnung ihn jemals für die Religion zu gewinnen. Aber man muß wissen, daß in der Nacht auf den funfzehnten Julius (den Tag, an welchem die Greuelthat geschah) die Palatine und Fürsten von Litthauen ein schwelgerisches Banquet gaben; der Zaar hatte übermäßig getrunken und so gut als gar nicht geschlafen, daher er noch ganz taumelnd in das Kloster der Basilianer kam. Dort erblickte er zufällig eine Statüe des heil. Josophat Kuncewitz mit einer Axt durch den Kopf, und fragte, wer den Heiligen so gemishandelt habe? — Die Antwort war: es sey von den Schismatikern seiner Kirche geschehen. — Da rief er wüthend aus: also sind wir Tyrannen? Sogleich verwundete er den Abt, der ihm die Antwort gegeben hatte, und da er sein Schlachtopfer in letzten Zügen da liegen sah, tödtete er es vollends durch einen zweiten Streich. Hierauf wurden noch zwei Mönche von seinen Begleitern ermordet, und zwei andere tödtlich verwundet, so daß sie auch bald darauf starben. — Aber so rasch die That geschehen war, so schnell kam auch der Zaar wieder zu sich selbst, verabscheute seine Raserei, bereuete sie mit heißen Thränen; gestand laut, in Gegenwart des Kardinals Spada und des Groß-

kanzlers von Litthauen, er sey betrunken, und in jenem unglücklichen Augenblick kein Mensch, sondern ein vernunftloses Thier gewesen; jammerte, daß er selbst seinen Unterthanen ein solches Beispiel gegeben; bat einen seiner Mönche ihn zu absolviren, und den Bischof zu Wilna ihn nicht zu excommuniciren; kurz er gab alle Zeichen eines tief erschütterten Gewissens. Auch sagt man, er wolle zu einigem Ersatz zu Moscau ein Kapuciner-Kloster bauen." Alle diese Nachrichten versichert der Schreiber vom Pater Christoph Losiewusky erhalten zu haben, einem der Wahlherrn der Provinz Litthauen und Rektor der Universität zu Poloczk, der nicht allein durch seinen Charakter und Rang allen Glauben verdiene, sondern der selbst drei Tage hintereinander mit dem Zaar über diese Begebenheit habe sprechen müssen, und alle obige Aeußerungen aus seinem Munde vernommen habe. Dieser Mann giebt auch den Basilianern das Zeugniß, daß sie verdienstvolle Männer waren, besonders der Abt, der sich erst kürzlich bei dem Pater Rektor beurlaubt hatte, weil er Befehl erhalten einem andern Kloster vorzustehen, und eben abreisen wollte, als ihm Christus die Märtyrerkrone auf das Haupt drückte, um welches Glück der fromme Pater ihn sehr

beneidete. — Die Erzählung dieser Begebenheit kommt zweimal vor, und zwar das zweitemal mit der ächt jesuitischen Bemerkung: daß diese That noch gar keine Ursache abgebe, den Zaar zu verdammen, da er betrunken gewesen, und folglich weit weniger strafbar gewesen sey, als der heilige König David, der aus schnöder Wollust den Urias umzubringen befohlen, oder als Theodosius der Große bei dem Gemetzel von Thessalonich. — Der erste Erzähler fährt fort: Wenige Tage nachher kam der Zaar in unsere Kirche, und hörte, dem Anschein nach, unsere lateinische Messe mit großer Ehrerbietung an, nur knieen wollte er nicht. Nachher zeigte man ihm das Bild des heil. Franz Xaver, da sagte er: „das wär der große Heilige, der mit eigener Hand eine Million und zweihundert und funfzigtausend Menschen taufte.“ — Dann fragte er: „wo ist der heilige Ignaz?“ und als man ihn vor dessen Bild führte, rief er aus: „Siehe „da den Stifter des Instituts, aus welchem die „großen Männer durch die ganze Welt zerstreut „wurden!“ — Der zweite Erzähler macht dabei die Bemerkung: so habe Peter von Heiligen gesprochen, welche doch nur neue, erst nach dem Schisma gemachte Heilige wären; — daraus er-

helle klar, daß er dem Schisma eben so abgeneigt sey, als der abscheulichen Ketzerei der Lutheraner und Calvinisten, ob man gleich das Gegentheil befürchten mußte, da er in Holland und England gewesen, auch mit dem König von Preußen Umgang gepflogen. Er habe auch sich verlauten lassen: „er wünsche recht sehr, daß „sein Volk das Licht des wahren Glaubens erhalten möge.“ — Als nach diesem Besuch der Zaar das Collegium verlassen wollte, wagte man es, ihn zum Mittagsessen einzuladen. Er nahm die Einladung ohne Umstände an. Es waren eben griechische Fasten, man hatte sich mit den Speisen darnach gerichtet. Er schlug den Stuhl aus, den man einzeln für ihn hinsetzte, begehrte eine Bank, und der Pater Rektor, den er beständig Herr Archimendrit nannte, mußte sich zu ihm setzen. Unaussprechlich liebenswürdig war die Vertraulichkeit, (domestichezza) die er an diesem Tage, und auch noch bei zwei andern Besuchen, gegen sämmtliche Patres bewies, dem Pater Rektor verbot er ausdrücklich ihm seine Aufwartung zu machen, weil derselbe einen kranken Fuß hatte.

Einem Knaben, der uns bei der Tafel bediente, nahm Einer der begleitenden Fürsten das

Barret vom Kopfe, und setzte es sich auf, ein anderer Officier that dasselbe. Das gefiel dem Zaar, er ersuchte den Pater Rektor sehr höflich, ihm sein Barret zu leihen, er setzte es sich auf, und bezeigte große Ehrfurcht vor dem heiligen Kreuze, welches die Hörner des Barrets andeuten. — Etwa vier Stunden blieb er bei der Tafel. Ein Sergeant stand am Fenster und gab ein Zeichen, so oft der Zaar trank, worauf sogleich die Kanonen abgefeuert wurden. Da er nun sehr oft trank, so nahm das Schießen gar kein Ende. Er wurde aber nicht trunken, sondern nur sehr fröhlich, bewies uns Allen große Zuneigung, nannte uns dolci e cortesissimi padri, litt auch nicht, daß die Seinigen sich über uns oder die Heiligen lustig machten. — Als der Pater Rektor ihn bat: er möchte doch nach Rom reisen, sobald der Krieg geendigt sey, antwortete er: „ich wollte das schon thun, als ich in Venedig war, aber ich mußte schnell zurückkommen, weil meine Barbaren sich empörten. Ich hoffe ein anderesmal hinzugehen, denn ich habe große Lust diese berühmte Stadt zu sehen, wie auch den Pabst, dessen Vorgänger ich in Polen gekannt habe. Der war aber schon alt, jetzt haben sie einen jungen Pabst gemacht.“ —

Der

Der Pater Rektor versicherte, er sey, trotz seiner Jugend, mit einem hohen Geist begabt, wovon der Zaar überzeugt schien. — Seinen Patriarchen hat er abgesetzt, mit der Aeußerung: „es dürfe im Occident kein anderer Patriarch „seyn, als der römische." — Er erzählt selbst die Antwort, die er seinem Erzbischof gegeben, der sich erlaubt hatte zu sagen: daß wir in unsern Schulen die Jünglinge zum katholischen Glauben zu locken suchten, (war das etwa eine Unwahrheit?) „Ich habe ihn brav ausgescholten, fuhr der Zaar fort, und ihm gesagt: er „beneide andere, weil er selbst, sammt seinen „Pfaffen, nichts zu lehren wisse. Und was die „Jugend beträfe, wenn sie katholisch werden „wolle, so sey das ihre Sache, ich bekümmere „mich nicht darum." — Er hat vier deutsche Paters an seinem Hof und sieht sie gern. Es ist ihm nicht zuwider, daß wir Missionaire nach Persien durch sein Land schicken. Er mag es wohl leiden, daß Czeremeteff, sein Generalissimus, der in Rom war, sich öffentlich zum katholischen Glauben bekennt, wie auch ein anderer seiner Generale, der Schottländer Oglibу. — Ueberall zeigt er sich dem lateinischen ritus geneigt; seine griechischen Mönche hingegen sind

ihm so verhaßt, daß er ihnen alle Einkünfte genommen und Jedem nur funfzig Gulden jährlich zum Unterhalt gelassen. — Den Pabst bewundert er vorzüglich auch deshalb, weil er drei Tage lang die päbstliche Würde ausgeschlagen. Daß die Familie des Pabstes (Albani) aus Griechenchenland abstammt, ist auch von großem Nutzen, und erweckte schon Vertrauen, bei Allen die der griechischen Kirche zugethan sind. — „So lange „das Haus Albani in Rom herrscht, sagte der „Zaar, muß ich den Pabst verehren, denn einer „meiner alten Titel ist albus rex, auch besitze „ich eine alba Russia und einen albus lacus." — (Diese Späßchen des Kaisers kommen dem Erzähler ziemlich ernsthaft vor). — Neue Hoffnung ist auch auf seine Freundschaft mit dem römischen Kaiser und auf seine Abneigung gegen ketzerische Fürsten zu gründen. — Die eigentliche erbauliche Klosterstrenge will er seine Unterthanen durch ein Kapuciner-Kloster kennen lehren. — Noch viele andere Dinge verrathen sein Genie und lassen Gutes von ihm hoffen. Seine eigenhändigen Executionen scheinen freilich grausam, aber er entschuldigt sie damit, daß er seine Barbaren nicht anders beherrschen könne. Er ist ein Fürst von großen Fähigkeiten, und recht er-

nicht auf neue, bessere Einrichtungen. Ueber militairische Disciplin hält er so scharf, daß er dem Pater Rektor durchaus nicht nachgab, als dieser ihn geziemend bat, dem Zaarewitsch, seinem einzigen Sohn, einem Jüngling von siebzehn Jahren, zu erlauben, daß er mit im Collegium zu Mittage speise. Es geschah nicht, weil der Zaarewitsch eben als gemeiner Soldat auf der Wache stand. Der Zaar selbst hat von unten auf gedient, und weil er einmal zu spät auf seinem Posten erschien, mußte er die gewöhnliche Strafe erdulden, nemlich ein Bündel Musketen auf dem Nacken halten, bis nach einigen Stunden ein alter Commandeur bei dem General für ihn bat, und ihn davon befreite. Jetzt, in seinem fünf und dreißigsten Jahre, ist er Hauptmann, hat eine Compagnie und hofft so nach und nach fort zu avanciren. — Jammer Schade, daß er einen solchen Widerwillen gegen seine Gemahlin äußert, und sie in einem entfernten Kloster eingesperrt hält, weil, wie man wissen will, sie ihn behext habe (per una malia). Hingegen hat er zwei Schwestern eines großen Fürsten bei sich im Pallast. Wenn diese Sünde der göttlichen Gnade kein allzugroßes Hinderniß in den Weg stellt, so ist seine Bekehrung allerdings zu hoffen. — Der

zweite Erzähler prophezeit, daß dieses große Ereigniß im siebenten Jahre der Regierung des Pabstes gewiß erfolgen, und von außerordentlicher Würkung seyn werde. Nicht allein des Zaars Unterthanen, sagt er, sondern überhaupt alle dem griechischen ritus zugethanen Völker, ja vielleicht sogar die Abyssinier, werden seinem Beispiel blind folgen. Dadurch wird dem heiligen Stuhl alles reichlich ersetzt werden, was durch lutherische und andere Ketzereien verloren gegangen. Wahrlich! die Akquisition wird bedeutender seyn, als da Constantin der Große sich taufen ließ, denn der dritte Theil aller in der Welt zerstreuten Christen bekennt sich zur griechischen Kirche.

Andere Nachrichten melden zu wiederhohlten malen, der Zaar sey den Katholiken sehr geneigt, komme in ihre Kirchen, wohne ihren Taufhandlungen von Anfang bis zu Ende bei, lasse ihnen eine Kirche von Stein bauen, gebe selbst Steine und Kalch dazu, habe sowohl den ungehinderten Gottesdienst und die Errichtung von Seminarien, als auch die Missionsreisen nach China durch sein Land bewilligt, bezeige große Achtung gegen den Pabst, wolle seinen Sohn mit einer katholischen (östreichischen) Prinzessin ver-

mählen u. s. w. — Was indessen die gerühmten Bewilligungen betraf, so hatte sie zwar Peter mündlich versprochen, aber deren schriftliche Ausfertigung immer — unter allerlei Vorwand verschoben. Der polnische Archidiaconus Szembeck berichtet am sieben und zwanzigsten September 1709 folgendes:

„Ich habe dem Zaar zu seinem Siege über die Schweden Glück gewünscht, und zugleich alles mögliche versucht, um das schriftliche Dokument zu erhalten, aber viel Schwürigkeiten gefunden. Ich erzählte dem Zaar des Pabstes Freude über seine Siege und die Traurigkeit aller Ketzer im Reiche, da sie den König von Schweden gleichsam als ihren Patriarchen betrachten. Gestern sprach ich drei Viertelstunden mit ihm. Es war die Rede vom Lehrstuhl des heiligen Peter. Er behauptete, daß kein Apostel jemals weder Lehrstuhl noch Diöces gehabt habe. Ich bewies hingegen, daß Jakobus der Jüngere, Bischof zu Jerusalem gewesen, und daß Sanct Peter seinen Lehrstuhl zuerst in Antiochien, hernach in Rom aufgeschlagen. In der Folge des Gesprächs sagte der Zaar: „es sey nicht wohl gethan, so viel „Neuerungen in der Kirche einzuführen; der Zu„satz im Symbolum sey nicht gut, man sollte

„sich lieber bloß an die sieben Concilien halten.“ — Auf alles dieses antwortete ich mit der Hülfe Gottes! Fürst Kurakin war gegenwärtig. Als ich zuletzt die Vereinigung beider Kirchen berührte, ließ sich der Zaar folgendergestalt vernehmen: „das ist nicht weit mehr.“ — Am sechsten Oktober desselben Jahres meldet Szembeck: „General Flemmingk ist angekommen, und sogleich ist der Zaar zu Wasser abgereist, es blieb also keine Zeit zu Geschäften. Aber ich folge ihm und werde ihm folgen, ohne weder Anstrengung, Unkosten, noch Gefahren zu achten, bis das große Werk gelungen. Vor seiner Abreise hatte ich Gelegenheit den Zaar zu bitten, sich bei dem Kaiser für die Zurückgabe der Kirchen in Schlesien zu verwenden; seine Antwort war: das wird zu seiner Zeit geschehen.“ — Szembeck folgte dem Monarchen wirklich nach Thorun und von dort schrieb er am zwölften Oktober: „der Zaar gehe mit dem König von Polen brüderlich um, und habe auch den kranken katholischen Bischof von Cujavien besucht.“ — Endlich am vierzehnten Oktober wiederhohlt Szembeck die Versicherung: „daß alles mögliche gethan werde, um den Zaar zu schriftlicher Ausfertigung seiner Versprechungen zu bewegen, und daß der

Vicekanzler (Kurakin) die Sache sehr kräftig unterstütze. Der von Olmütz berufene Primas sey zwar sehr gut vom Zaar aufgenommen worden, finde aber gleichfalls Schwürigkeiten zu bekämpfen."

Das ungefähr ist alles, was diejenigen über die Sache berichten, welche die eigene Person des Zaars beobachteten und erforschten. Außerdem hatte der päbstliche Nuntius zu Wien mehrere Unterredungen mit dem Fürsten Gallizin, russischen Gesandten daselbst, in welchen dieser versichert haben soll: „er habe Befehl zu erklären, daß sein Herr fest entschlossen sey, die gewünschte Union beider Kirchen betreffend, weiter zu gehen als seine Vorgänger." Der schlaue Nuntius setzt hinzu: Peter stelle sich vielleicht nur so, um Polen und den Kaiser gegen den König von Schweden aufzuhetzen. Er schloß das wohl zum Theil aus dem Ungestüm des Fürsten Gallizin, welcher, auf Befehl des Zaars, binnen einem Monat bestimmte Antwort auf seine gemachten Forderungen verlangte; erfolge diese nicht, so werde Peter mit den Lutheranern in Unterhandlung treten, deren Secte seine Russen ohnehin geneigt wären. —

Einige Zeit nachher äußerte Fürst Gallizin

in einer zweiten Unterredung: „der Zaar wünsche, als ein gehorsamer Sohn, in den Schooß der heiligen Kirche aufgenommen zu werden, und eine vollkommene Vereinigung zwischen der lateinischen und russischen Nation zu bewürken; worüber er jedoch weiterhin sich deutlicher erklären werde.“ — Der Nuntius meint abermals, dem Gesandten sey nicht zu trauen, er rede viel und thue wenig; die Vermählung mit einer Erzherzogin komme nicht zu Stande u. s. w.

Auch der Nuntius in Polen, der, auf Patkulls Verwenden, einen Paß für einen nach China bestimmten Missionair erhielt, schreibt: „der Zaar bezeige viel Ehrfurcht vor dem Pabste, doch schiene das mehr von der Furcht herzurühren, daß Polen sich mit Schweden verbinden, oder der Pabst dem Heirathsprojekt Hindernisse in den Weg legen könne.“ — In einer Unterredung desselben Nuntius (Erzbischof von Theben) mit dem russischen Gesandten zu Warschau, versichert der letztere: „es thue dem Zaar außerordentlich leid, daß das Interesse seines Staats ihm nicht erlaube, wie er längst gewünscht, selbst nach Rom zu kommen, um die Körper der heiligen Apostel zu verehren, da er so glücklich sey,

den Namen Eines derselben zu tragen." Als der Nuntius ihm hierauf wegen Vereinigung beider Kirchen auf den Zahn fühlt, erhält er unbestimmte Antworten. — In einer folgenden Depesche, erwähnt der Erzbischof von Theben; der polnische Gesandte zu Moscau habe gleichfalls die Neigung des Zaars zu der Vereinigung der Kirchen einberichtet, und folglich sey zu vermuthen, daß diese große Begebenheit sich bald ereignen werde.

Sogar im Lande der Ungläubigen hatte der Pabst wegen dieser Sache seine Spione; in Constantinopel wurden zwei Leute des russischen Gesandten Tolstoi bestochen, (welche Soggietti confidentissimi genannt werden,) durch welche man gleichfalls erfuhr: der Zaar sey den Katholiken sehr geneigt, denke jetzt eben auf eine große Gesandtschaft nach Rom, und — fügt der Eine hinzu — „wir werden bald eine herrliche „Sache vernehmen! nur bitte ich, es noch wo „möglich vor sich selbst geheim zu halten, denn „das hat mir der Ambassadeur ernstlich empfoh„len." —

Das sind nun die morschen Stützen alle, auf welchen die päbstlichen Hoffnungen ruhten. Man sieht, es ging dem klügsten und feinsten

Kabinet in Europa nicht besser als es andern gemeinen Menschen zu gehen pflegt; was man wünscht, glaubt man leicht. Offenbar suchte Peter den Pabst nur zu schonen, aus Ursachen, welche die schlauen Nuntien wohl einsahen, auch ihre Vermuthungen deshalb, wiewohl vergebens, mittheilten. Der Pabst sollte den König von Polen, Stanislaus Leszinsky nicht anerkennen; das war der Zweck von Kurakins Sendung, den er auch erreichte, denn eine Note der römischen Staatskanzelei erklärt: nie werde der apostolische Stuhl einen von den Schweden gemachten König anerkennen, ehe und bevor nicht die Republik Polen selbst, durch irgend einen Act, die Nullität seiner Wahl aufhebe. — Der Pabst sollte ferner die Allianz mit Oestreich befördern; er sollte die christlichen Potentaten gegen die Türken in die Waffen jagen; das waren Peters Wünsche, und um diese zu erreichen, zeigte er dem Pabste von ferne die Lockspeise der Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche. Und der kluge Pabst nahm auch wirklich seine halben Worte, seine Höflichkeitsbezeigungen, seine Späßchen sogar, für baare Münze; obschon er wußte, daß Peter, um einzig zu herrschen, die Patriarchenwürde in seinem Reiche abgeschafft, oder

vielmehr sich selbst zum Oberhaupt der griechischen Kirche gemacht hatte; obschon er hätte wissen können, daß Peter, der so eifersüchtig auf sein Ansehen war, es nimmer mit dem Priester zu Rom getheilt haben würde; daß Peter, der so haushälterisch sammelte, sich nie entschließen werde, die Einkünfte seines Reichs für Sünden-Ablaß nach Welschland zu senden. — Daß er die freie Uebung der katholischen Religion in seinem Reiche verstattete, war bloß Staatsklugheit. Er nahm sich aber wohl in Acht, die fremden Gäste zu tief einnisteln zu lassen, und trotz allen Bemühungen der vom König von Polen unterstützten Nuntien, ja, trotz eines eigenhändigen Schreibens des Pabstes vom zwölften Mai 1717, brachte man es doch nie so weit, eine schriftliche Ausfertigung jener Bewilligungen zu erhalten; er wollte sich durchaus durch kein schriftliches Versprechen binden, er wollte stets freie Hand behalten. Wie weise er daran gehandelt, springt in die Augen. Was wäre Rußland jetzt, wenn der Pabst damals seinen Zweck erreicht hätte! —

Laßt uns nunmehr in das Innere des päbstlichen Kabinets dringen; vorher aber einen kurzen Auszug aus einem Memoire liefern, welches ein gewisser Lucchesini, vermuthlich auf Befehl

des Pabstes, angefertigt hat. Auch eine gedrängte Darstellung der oft seltsamen Begriffe, die man sich in Rom von dem russischen Reiche überhaupt bildete, möge vorausgehen.

II. Kurze Religionsgeschichte der Russen, in ~~Hinsicht auf~~ die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche.

Vor alten Zeiten glaubte man — (Lucchesini ist es, welcher erzählt) — es seyen schismatische Priester aus Constantinopel nach Rußland gekommen, und haben dem elenden Volke der Russen, (misera gente) zugleich mit dem katholischen Glauben das verdammte Gift des Schisma eingeflößt. Doch das ist ein Irrthum. ~~Die Proselytenmacherei ist ein Vorzug, welchen allein unsere heilige katholische Religion besitzt, nie haben Schismatiker sich damit abgegeben.~~ Der Patriarch zu Constantinopel, welcher Wladimer taufte, war gut katholisch, auch dem heiligen Stuhle zu Rom ergeben. Alle Heiligen, welche die Russen in den ersten vier Jahrhunderten nach ihrer Bekehrung verehrten, haben nie den Verdacht der schismatischen Ketzerei auf sich geladen. Nach dieser Zeit gab es freilich wohl schismati-

sche Bischöfe und Patriarchen unter den Russen, daran war aber das Volk unschuldig, und man kann von ihm sagen, was der Kardinal Baronius von den Mönchen des monte Casino sagte: „Wenn ein Abt oder Bischof ein Schismatiker ist, so müssen deswegen die Unterthanen es nicht seyn; nur diejenigen sind also zu nennen, welche bestimmt wissen, ihr Hirt irre, und ihm dennoch folgen." — Die Russen, die in Sprache und Sitten so sehr von den Griechen abweichen, wußten nichts davon, ob die griechische Kirche mit der lateinischen vereinigt sey oder nicht? sie hingen an ihren constantinopolitanischen Patriarchen, bloß weil sie meinten, es sey immer so gewesen. — Oefter schon haben die Beherrscher Rußlands, wenn sie zum Gefühl ihrer Irrthümer kamen, selbst Lehrer von Rom begehrt. Dies erhellt zuerst aus einem Briefe Pabst Gregor des IX., vom Jahr 1227, an alle Könige von Rußland gerichtet, in welchem er schreibt: er sende ihnen einen Bischof, weil sie sich geneigt bewiesen hätten, alle Irrthümer fahren zu lassen, die sie aus Mangel an Unterricht eingesogen. — Ein anderes Schreiben Innocenz des IV., vom Jahr 1246, wünscht den Russen zu ihrer Erleuchtung Glück, da sie erklärt hätten, die römische Kirche

und den Nachfolger Peters anerkennen zu wollen, weshalb er die Bischöfe von Preußen und Ehstland als Legaten zu ihnen schicke, um die nöthigen geistlichen Funktionen zu verrichten. — Auf dem 1439 unter Pabst Eugenius dem IV. gehaltenen florentinischen Concilium, fand sich auch Isidor, Metropolitan von Kiow ein, unterschrieb die Dekrete und wurde für seine Gehorsam durch die Kardinalswürde belohnt. Als er nach Hause kam, warf man ihn freilich ins Gefängniß, weil sein Fürst ihn bloß nach Constantinopel geschickt hatte, er aber eigenmächtig nach Florenz gekommen war; doch streute er guten Saamen unter die Russen, daher 1472 (wie die Manuscripte der Vatikanischen Bibliothek bezeugen) Iwan Basilius durch eine förmliche Gesandschaft dem Pabste Sixtus anzeigte, er stimme dem florentinischen Concilium völlig bei, werfe das türkische Joch des Patriarchen ab, erkenne den Pabst für einen ächten Vikarius Christi, und bitte um einen Legaten, der den verdorbenen Glauben reinige. — Im Jahr 1519 zeigte sich Basilius abermals der Union geneigt; Leo X. sandte einen Bischof nach Rußland. Dasselbe that Clemens VII. 1525.

Zur Zeit Pius des V., ~~als~~ Iwan Wasilo-

witsch. ~~noch ein Kind von vier Jahren war, flöß-te schon sein Vormund ihm~~ Ehrfurcht vor dem Pabste ein, ersuchte auch diesen, nach dem Beispiel der ältern russischen Regenten, ihm einen Legaten zu schicken, wie auch andere fromme und geschickte Männer, die Wissenschaften und Künste zu lehren; vorzüglich aber flehte er den Pabst um die königlichen Insignien an, wodurch also damals das Recht des apostolischen Stuhls, Könige zu schaffen, anerkannt worden. — — Nachmals sind die Russen durch die lutherische Ketzerei von dem allein seligmachenden Glauben abwendig gemacht worden; denn sie kannten keine andere Christen als die Lutheraner, die sie gar nicht für Christen halten konnten, weil sie Kirchen und Klöster beraubten, die Heiligen nicht verehrten, nicht einmal fasteten u. s. w. Da nun weder der Kaiser, noch der König von Polen, die Verbrechen dieser Ketzer bestrafte, so nahmen die Russen blos deswegen Liefland weg. Sie meinten, die römische Kirche dulde in ihrem Schooße funfzig verschiedene Glaubenslehren, sie hingegen bekannten nur eine einzige von Alters her. Aber nachdem die katholische Religion in Polen und Litthauen ~~sich aus~~breitete, und viele schottische Flüchtlinge nach Rußland zogen, an-

derte sich ihre Meinung. Als daher König Casimir die polnische Krone niederlegen wollte, schmeichelte sich Alexis, Monarch von Rußland, sein Sohn könne gewählt werden, und sich ganz leicht dem lateinischen ritus konformiren. Ein deshalb versammelter Synod von russischen Bischöfen war derselben Meinung. — Jene günstige Stimmung hat fortgedauert und anjetzo ist alles zu hoffen, wie aus mehreren Aeußerungen wichtiger Männer erhellt. Fürst Kurakin z. B. hat laut gesagt: „wenn der Pabst, von der Loge des heiligen Peter herab dem zahllosen Volke den Segen ertheile, so scheine ihm seine Seele in den Himmel verzückt!“ — So weit Lucchesini. — In einer früheren Relation von 1641 hingegen wird seufzend erwähnt: „der Zaar wasche sich jedesmal die Hände, wenn er einen katholischen Geistlichen angefaßt habe, weil er sich dadurch verunreinigt glaube.“ Die Griechen aus Constantinopel, um die Contributionen aus Moscau nicht zu verlieren, verhetzten die Russen gegen die Katholiken. Dasselbe thäten auch die englischen und holländischen Kaufleute.

III. Gesin=

III. Gesinnungen der Großen und des Volks über die Union, aus mehrern Berichten gezogen.

Der Adel ist den Katholiken nicht geneigt, ausgenommen derjenige Theil desselben, der in Italien und andern Ländern gereist ist. Am meisten haben wir jedoch von der Geistlichkeit und dem unwissenden Pöbel zu fürchten, denn der abgeneigte Adel hat doch mehr oder weniger Theil an der Regierung, und muß sich deshalb nach den Gesinnungen des Czaars und derjenigen Personen richten, die dem Monarchen am nächsten sind. Ein gewisser Alexander Danilowitsch (Mentschikoff), von sehr niedriger Herkunft, ist des Czaars Liebling, sein Rath wird stets befolgt, daher müssen ihm alle fremde Minister den Hof machen, wenn sie irgend etwas ausrichten wollen. Dieser Liebling scheint große Ehrfurcht vor der katholischen Religion zu haben, und geht mit vielen Katholiken vertraut um. Der zweite Favorit ist der erste Minister, Graf Goloffkin, der, wenigstens äußerlich, unsern Glauben begünstigt. Der dritte ist der Oberhofmeister und Kammerherr Goloffkin, der seine Söhne bei unsern Missionairs in die Schule schickt, und

Einer der redlichsten Männer im ganzen Reiche ist. — Bekehrung der eigentlichen Russen läßt sich vor der Hand freilich noch nicht hoffen, denn der Russe, welcher von seinem Glauben abfällt, wird lebendig verbrannt, und vielleicht sein Bekehrer oben drein; aber es giebt eine Menge heidnischer, dem russischen Scepter unterworfener Völker, zu welchen man unter dem Vorwand sich schleichen kann, die unter der russischen Armee dienenden katholischen Offiziers mit den Wohlthaten ihrer Religion zu versorgen. —

Als neulich ein katholischer Bischoff nach Persien ging, besuchte er in Astrachan den Vicekönig Fürsten Golitzin, der ihn sehr höflich empfing, und unter andern sagte: „daß er ihm gern die Erlaubniß ertheilen werde, in Astrachan eine Kapelle für einen Missionair zu erbauen." Als aber am andern Tage der Bischoff den Fürsten ersuchte, ihm die verwilligte Erlaubniß schriftlich ausfertigen zu lassen, entschuldigte sich Golitzin, sagte, er sey betrunken gewesen, und erinnere sich seines Versprechens gar nicht mehr. Ueberhaupt ist dieser Herr unserer Religion sehr feind, denn als der General Gordon sich viel Mühe bei dem Czaar gab, um die freie Religionsübung auszuwirken, hat dieser Golitzin sich aus allen

Kräften dagegengesetzt, und gemeint: „die Katholiken dürften ja nur den griechischen Ritus annehmen, der wenig vom lateinischen unterschieden sey." — In Liefland sind gewiß sehr viele Katholiken, denn als die Russen Narva einnahmen, fanden sie in den verlassenen Häusern viel Breviarien (der Erzähler hat selbst einige gekauft, und zieht daraus den Schluß, daß es heimlich katholische Priester in Liefland gäbe). — Schon vor Zeiten, als der Bruder des Czaar Peter noch lebte, gab es schon verkappte Jesuiten in Moskau, denn unverkappt durften sie damals sich nicht blicken lassen, weil man diesem Mitregenten Argwohn gegen sie eingeflößt hatte. Der jetzige Czaar aber weiß recht gut, daß es Jesuiten sind, und sagt kein Wort dazu. — General Gordon hat nahe bei der Kirche eine schöne Bibliothek angelegt, die mit den heiligen Vätern und andern theologischen Schriften reichlicher versehen ist, als manche Collegien und Buchhandlungen in Europa. Er hat die Bücher meistens von den Russen gekauft, die sie aus Polen und Litthauen aus dem letzten Kriege mitgebracht haben.

IV. Rathschläge der Nuntien, Kardinäle und Missionaren, auf alle obige Berichte sich gründend.

Vormals ist Rußland freilich ein barbarisches Reich gewesen, jetzt aber erwirbt es sich täglich mehr Verdienste um die christliche Religion, indem es Türken, Tataren und Kosaken siegreich bekämpft. Seine Macht vergrößert sich immer mehr. Schon grenzt es mit China. Der Kaiser von China hat eine herrliche Gesandtschaft nach Moskau geschickt, um Frieden mit dem Czaar zu schließen. Rußland ist gar nicht so wüste, als man gewöhnlich glaubt. Es wimmelt von wohlbevölkerten Städten, ist reich an den trefflichsten Produkten. Aus allen diesen Ursachen ist die Freundschaft mit dem Czaar gar sehr anzurathen, so wird man vielleicht das verlorne russische Schaaf (questa pecorella smarrita) wieder in den Schoos der Kirche bringen. Zum Vorwand der wieder anzufangenden Korrespondenz kann folgendes dienen: Erneuerung des Bundes gegen die Türken. Dank für die gute Aufnahme der Missionarien, und für die den Capucinern ertheilte Erlaubniß, ein Kloster zu bauen. Endlich — da man so viel Gutes von dem Czaar gehört

habe, wie er Handel, Künste und Wissenschaften schütze und emporbringe, das freundliche Anerbieten, ihm in allen diesen noch mehr behülflich zu seyn. — Große Vortheile werden aus einer solchen Korrespondenz entspringen. Durch Schulen, Kollegien und Seminarien wird man nach und nach die Russen zur Union vorbereiten! die jungen Leute zum katholischen Glauben gewöhnen. Für die Missionen nach China wird ein leichter Weg durch Sibirien eröffnet, den man in zwei Monaten bequem zurück legt. In Moskau und den umliegenden Ländern wird man Missionen errichten können. In Smolensk wäre wohl der Anfang damit zu machen, denn dies behandelt der Czaar, als neuerobertes Land, sehr gelinde, und da werden hoffentlich die Bekehrungen nicht so streng geahndet werden. Eine zweite Mission muß nach Kiow verlegt werden, der Hauptstadt der krimmischen Kosacken, die ohnehin polnischer Abkunft, und daher dem Katholicismus geneigter sind. Mazeppa ist sogar wirklich ein Pohle. Eine dritte Mission wird sich an den Don, und eine vierte nach Astrachan verfügen, für die Kalmucken und Kosacken an der Wolga. Den trefflichsten Vorwand zu allen diesen Missionen geben die vielen katholischen

Officiers, welche sich unter der russischen Armee im ganzen Reiche zerstreut befinden. Man wird sich daher stellen, als ob man blos diese bedienen wolle, und so die schönste Gelegenheit haben, sich einzuschleichen. — Eine fünfte Mission kann in Tobolsk etablirt werden, für die armenischen Kaufleute, welche nach China handeln. Dort ist auch in vielen Provinzen der alt-griechische Ritus noch gebräuchlich, und das ist die Hauptursache, warum der Czaar unsern Missionaren so lange die freie Durchreise verweigert hat, weil er befürchtete, sie möchten diese Christen entdecken. In Sibirien giebt es auch Katholiken unter den Exilirten, deren man sich zum Dienst der Kirche unter der Hand bedienen kann. — Eine sechste, siebente und achte Mission wäre in Archangel, Petersburg und Narva oder Dorpat zu errichten, die neunte und vornehmste aber in Moskau selbst, verbunden mit einem Collegium. Hier ist bereits alles vorbereitet, es fehlt nur noch an einem Hause und einigen geschickten Lehrern. Der jetzige Krieg giebt die beste Gelegenheit, die Unterhandlungen anzuknüpfen, ferner ist jetzt der patriarchalische Stuhl erledigt, und hat man einmal einen Traktat geschlossen, so wird er sicher

nie gebrochen werden, denn nicht allein der jezzige Czaar, sondern auch alle seine Nachfolger, werden selbst große Vortheile davon ziehn (?). Daher ist es nothwendig, einen Nuntius nach Rußland zu schicken, auch wo möglich eine Vermählung zwischen dem Sohne des Czaars und der Tochter des Kaisers zu Stande zu bringen. Doch muß man sich vorher von der guten Aufnahme des Nuntius versichern, und daß der russische Hof ihm die nemlichen Titel zugestehen werde, die er vom kaiserlichen Hofe erhält. — (Man sieht aus allen diesen, im Originale sehr weitläuftigen, hier aber nur kurz gefaßten Plänen und Vorschlägen, wie trefflich die Herren es ausgedacht hatten).

V. Selbstgeschaffene Hindernisse.

Als in dem letzten Jahrzehend des siebenzehnten Jahrhunderts, während der Minderjährigkeit Peter des Großen und der Mitregentschaft seines Bruders, die freie Religionsübung zu Moskau den Katholiken, auf Verwenden des römisch-kaiserlichen Hofes, zugestanden worden war, (und zwar besonders durch die Bemühungen eines gewissen Elias Broggio, eines böhmi-

schen Priesters und gebornen Italiäners, der zuerst als Beichtvater eines deutschen Generals in russischen Diensten, mit dahin ging, die Gunst des Czaars und seiner Minister zu gewinnen wußte) da vermeinte jedoch die kluge russische Regierung keinesweges, der päbstlichen Gewalt durch diese Bewilligung auf irgend eine Weise in den russischen Staaten Eingang zu verschaffen. Als man daher erfuhr, es sey ein Nuntius mit einem päbstlichen Breve unterweges, ließ man denselben auf der Grenze scharf visitiren, und drang darauf, daß er das päbstliche Schreiben vorzeigen sollte, dessen er sich lange weigerte. Endlich mußte er gehorchen, und nun erklärten die Russen ausdrücklich: der Pabst habe sich in die katholische Religionsübung zu Moskau gar nicht zu mischen, denn diese sey blos dem Kaiser zu Gefallen bewilligt worden. In dieser Gefahr, ganz abgewiesen zu werden, wußte sich der geistliche Bote, ~~nach Art seiner Kirche,~~ bald zu helfen; er gab sich nicht mehr für einen Abgeordneten des Pabstes, sondern für einen kaiserlichen Residenten-Missionair aus, der ein Schreiben des Pabstes zu überreichen habe. Die Russen ließen sich durch diesen neuen diplomatischen Titel für einen Augenblick täuschen, der

Nuntius kam glücklich in Moskau an. Aber mitten in diesem Hafen erwarteten ihn mehrere Felsen. Der Pabst, ein Knecht der Knechte Gottes, verweigerte den Czaaren die gebührenden Titel, berief sich auf den König von Polen, und wollte keine andern Titel zugestehen, als welche auch vom polnischen Hofe dem russischen gegeben würden. Das russische Kabinet erwiederte, Polen könne in dieser Sache um deswillen nicht zum Vorbild dienen, weil die zwischen beiden Mächten gewöhnlichen Titel durch alte Verträge regulirt und festgesetzt seyen; hier aber sey von neuen Verhältnissen die Rede, welche folglich auf die jetzigen Zeitumstände gegründet werden müßten. Der Nuntius bequemte sich endlich, fand aber bei den Russen nicht gleiche Nachgiebigkeit, denn sie wollten den Pabst blos pater honoratissimus (geehrtester Vater) nennen. Vergebens führte er das Beispiel mehrerer griechischen Kaiser an, die, außer dem summus pontifex, auch noch von reverentia debita et devota (schuldiger frommer Ehrfurcht) und von spirituali patri nostro (unserm geistlichen Vater) sprechen. Die Russen antworteten: die Zeiten hätten sich seitdem sehr verändert; damals hätten sie noch keinen eigenen Patriarchen ge-

habt, der allein eine solche Auszeichnung begehren könne. Der Nuntius schlug einige Titel vor, zum Exempel: dem allerheiligsten Vater oder Herrn, oder dem Hirten der Kirche, oder dem Vater und obersten Priester der Christen. Umsonst, die Russen bleiben bei ihrem honoratissimo, worauf der geistliche Titelkrämer sich endlich vor der Hand begnügen mußte, weil ihm allzuviel daran lag, das Breve doch endlich überreichen zu dürfen. Man versprach ihm, es solle nach etwa vierzehn Tagen geschehen. Diese Zwischenzeit benutzte der eifersüchtige Patriarch, dem jungen Czaar Peter, damals vierzehn Jahr alt, durch seine Mutter widrige Gesinnungen einflößen zu lassen, und der Knabe zeigte schon damals, welch ein Mann er einst seyn würde, indem er rund heraus erklärte: die Sache sey mit Uebereilung behandelt worden, er sey zu jung, um darüber urtheilen zu können, entziehe sich daher ganz diesem Geschäft, und überlasse es seinem Bruder und seiner Schwester. Hierdurch entstand eine Art von Spaltung in der Familie, viele geheime Konferenzen wurden gehalten, bis endlich der erste Minister versicherte, der Streit sey gütlich beigelegt, und der Audienz stehe nun nichts mehr im

Wege. Da fiel dem Nuntius plötzlich ein, daß alle von Königen und Fürsten an die Czaaren gesandte Briefe ein großes breites Format haben, der des Pabstes hingegen, wie die päbstlichen Briefe alle, nur klein sey. Da er nun aber, nach damaliger asiatischer Gewohnheit, öffentlich über die Straße getragen werden mußte, so befürchtete der geistliche Bote Zusammenlauf und Murren des Volks. Er ging mit dem ihm zugeordneten Kommissair deshalb zu Rathe, der seine Furcht allerdings gegründet fand, und meinte, nicht allein das Volk könne es als Verachtung auslegen, sondern auch die Czaaren selbst würden dadurch sehr befremdet werden. Der schlaue Nuntius half sich durch ein schönes, großes Couvert, in welches er den kleinen Brief schob, und an die Stelle des Siegels heftete er mit einer Stecknadel das gewöhnliche Stück Seidenzeug, wodurch er der Sache das gebührende Ansehn gab. Um den Betrug so viel möglich zu verbergen, hatte der erste Minister, der ganz für den Pabst gewonnen war, zu Vermeidung des großen Zulaufs, die Veranstaltung getroffen, daß die beiden Czaaren den Boten auf einem Landhause empfingen. Er hielt seine Anrede, wurde gut aufgenommen, und ihm eine Antwort

versprochen. Aber diese erfolgte nicht; eine unerhörte Kränkung für den Pabst (Innocenz XI.) um so mehr, da sein Schreiben eine blos freiwillige Höflichkeitsbezeigung zu seyn schien, denn er hütete sich wohl, von seinen weitaussehenden Plänen auf Rußland zu sprechen, sondern wünschte blos den Czaaren Glück zu ihren über die Türken erfochtenen Siegen, und ermahnte sie, christlich damit fortzufahren. Der russische Hof hatte aber mancherlei an der Form des Briefes auszusetzen; es fehlte der Titel: serenissimus ac potentissimus, es fehlte die Thron-Redensart von Gottes Gnaden, es fehlten die Herren von Kiow, Smolensk u. s. w. Ferner sollten alle Titel inwendig im Briefe wiederholt, der Brief selbst aber auf Papier von großem Format geschrieben werden. In der Antwort wollten sich die Czaaren zu keinem andern Titel verstehen, als: honoratissimo et electissimo domino, pastori romanae ecclesiae dignissimo (dem hochgeehrtesten und auserwähltesten Herrn, dem würdigsten Hirten der römischen Kirche). So schied man also diesesmal von beiden Seiten unzufrieden aus einander. In nachfolgenden, durch den kaiserlichen Hof betriebenen Unterhandlungen, erklärten die Czaare, sie

würden mit denjenigen Titeln zufrieden seyn, welche der römische Kaiser ihnen gebe; besonders bezeugte der junge Czaar Peter, wie lieb ihm die Korrespondenz seyn werde. — Der Pabst ließ sich nunmehr aus seinem Archiv eine Liste aller der Briefe reichen, welche der apostolische Stuhl zu verschiedenen Zeiten an die Beherrscher Rußlands abgefertigt hatte. Es fand sich, daß 1518 Leo X. sich der Ausdrücke bedient hatte: dem geliebten Sohne, edlen Manne, Basilius dem Großen, mächtigen Fürsten aller Reussen. Damals versicherte der Pabst: „die Eingeweide bewegten sich vor Freuden in seinem Leibe, denn er habe vernommen, der Czaar wolle, nach zerstreuter Finsterniß (discussis tenebris) in den Schoos der Kirche zurückkehren." In einem zweiten Schreiben rühmt er sogar: „der Czar habe ihm alles versprochen, was ein Fürst, der Christum anerkenne, nur immer dem Nachfolger des heiligen Peter versprechen könne." — Dieselbe Sprache führte Clemens VII. 1525, als er den Czaar vor lutherischer Ketzerei warnte (de heresi Lutherana pullulata in regnis). Der Inhalt von mehreren seiner Briefe ist: polnische und türkische Geschäfte, Freundschaft, Handel, Empfehlung von Kauf-

leuten, Baumeistern und Missionarien, die nach Persien gingen. — 1561 lud Pius IV. den Czaar Johann Basilius ein, Redner zum Concilio zu senden, und gab ihm den Titel: Charissimo in Christo filio, Moscoviae duci, inwendig Celsitudo (deine Erhabenheit); 1582 setzte er noch hinzu: principi magno et desideratissimo. Die Schnüre und Bilder der Apostel, die, an den päbstlichen Breven hängend, sonst nur von Blei zu seyn pflegen, ließ er von lauterm Golde machen. Sein Nuntius, Possevini, blieb lange Zeit in Moskau, um den Czaar stets zu ermahnen, daß er die Waffen gegen die Türken ergreifen möchte. — Aus den Jahren 1605 und 1606 fanden sich eine Menge der freundschaftlichsten Briefe Paul V. an den falschen Demetrius, worin er ihm zu Besteigung des väterlichen Thrones und zur Vermählung mit der Tochter des Palatin von Sendomir Glück wünscht, ihn ermahnte, der katholischen Religion, die er angenommen, treu zu bleiben, auch der Czaarin selbst gute Regeln giebt, wie sie ihre Kinder erziehen soll u. s. w. Diese Freude währte freilich nicht lange, und was damals, in Ansehung der Titel, einem bekehrten Fürsten zustand, das konnte jetzt nicht als Richtschnur dienen.

Eben so zweifelhaft, als das päbstliche Kabinet über die Titel war, die es geben, blieb es auch über diejenigen, die es fordern und annehmen sollte. Das Archiv mußte abermals alles hervorsuchen, was, diesen Punkt betreffend, etwa von andern ungläubigen oder ketzerischen Fürsten geschah oder geschehen war. Da kommen denn mitunter gar wunderliche Titel vor. Der König von Persien z. B. nannte den Pabst: „Höchste Hoheit der Weisheit, Brunnen der Heiligkeit und Enthaltsamkeit, Blume des Guten, Keim jeder Tugend, Prediger der Kaiser und fränkischen Könige, Haupt der christlichen Völker, wie auch der Mönche auf dem Berge Carmel.“ — Der König Theophilus von Iberien hingegen schrieb kurz weg: Dem großen Pabste zu Rom. Die griechischen Kaiser, die Patriarchen von Konstantinopel und Antiochien, die Fürsten von Epirus u. s. w. gaben alle mehr oder weniger schwülstige Titel. —

Czaar Peter, der unterdessen Peter der Große geworden war, nahm von allen diesen kleinlichen Berathschlagungen gar keine Notiz; sondern, als er den Pabst, der polnischen Angelegenheiten halber nöthig zu haben glaubte, sandte er den Fürsten Boris Kurakin incognito

nach Rom, und addressirte sein Schreiben: Domino Papae dignissimo, summoque sedis romanae pontifici; forderte aber hingegen, ohne Umstände, die Titel König und Czaar. Da versammelte sich das betretene Kardinalskollegium zu verschiedenen malen (die Protokolle sind noch im Original vorhanden) und das Resultat ihrer Stimmen war folgendes: „Kein Kaiser kann sich beleidigt finden, wenn man dem Beherrscher Rußlands den Titel Czaar zugesteht, da dieser keinesweges so viel als Cäsar bedeutet. Schwerlich wird auch Rußland von seiner Forderung abstehen, da bekannt ist, daß ein russischer Gesandter, der es vormals gewagt, eine Antwort des Pabstes mit geringern Titeln anzunehmen, bei seiner Zurückkunft durch schwere Martern seine Willfährigkeit gebüßt habe. Den Königstitel kann man auch wohl nicht verweigern; der Pabst hat ja auch Ungarn und Portugall zu Königreichen, Toskana zum Großherzogthum erhoben. Da nun Rußland in der That immer mächtiger wird, auch dieser Titel eine herrliche Lockspeise zur Vereinigung beider Kirchen abgeben kann, so ist allerdings Nachgiebigkeit anzurathen. — Zwar wendet man ein: der heilige Stuhl verändere nie die Titel; das Wort Czaar

sey

sey ein barbarisches Wort, welches sich mit lateinischen Buchstaben nicht schreiben lasse; allein, den ersten Einwurf betreffend, habe sich ja der apostolische Stuhl schon öfter nach Zeit und Umständen gerichtet (hier folgen eine Menge Beispiele), und was das Wort Czaar anbelangt, so bedeutet es eben so viel, als bei andern Völkern Sultan, Sherif, Chan, Sophi u. dgl. Alle diese Worte lassen sich auch nicht mit lateinischen Buchstaben schreiben, daher der Pabst schon längst alle Innhaber jener Titel Könige nennt. Autocrator bedeutet vollends nichts mehr als Souverain. Da nun der Czaar nicht etwa aus irgend einer Noth, wie manche seiner Vorgänger, einen Gesandten nach Rom geschickt hat, und da für den allein seligmachenden Glauben sich so viel von ihm hoffen läßt, so wird der Pabst sehr wohl thun, dem Beispiele des heiligen Ignatius zu folgen, sich mit den ihm gegebenen Titeln zu begnügen, und die verlangten nicht zu verweigern." — Der Pabst bestätigte dieses Gutachten, und nun kam die Korrespondenz glücklich in den Gang.

VI. Päbstliche Instruktionen für einige nach Rußland gesandte Nuntien.

Um den in jedem Jahrhundert sich gleich bleibenden Geist des römischen Kabinetts ganz kennen zu lernen, stehe hier zuerst die Instruktion, welche der Jesuit Cleechen ums Jahr 1546 empfing. — „Nach vielen und großen Schmeicheleien soll er wünschen, daß der Czaar die Türken, wie David den hohnsprechenden Philister überwinden möge. Dann soll er die stolze Roma mit vollen Backen loben: Einst war sie eine Schülerin des Irrthums, jetzt ist sie eine Lehrerin der Wahrheit; dort haben die heiligen Apostel als Märtyrer ihr Blut vergossen, dort werden ihre Leiber und viele andere Reliquien in den ältesten und herrlichsten Tempeln verehrt. Der Pabst, zu dem Gott gesagt: weide meine Schaafe! habe einst die frommen Kreuzzüge veranstaltet zu Eroberung des heiligen Grabes. Doch das wird dem Czaar, als einem homini historico, wohl bekannt seyn. Er bedenke, daß Freundschaft mit der römischen Kirche ihm nicht allein Ehre bringen, sondern auch sehr ersprießlich seyn wird; denn Jedermann weiß, daß der Pabst aus eigner Machtvollkommenheit Könige

schafft, und sie mit Ehren und Würden ziert; wie die Beispiele von Polen und Ungarn beweisen. Cleechen soll dem Czaar crebro in aures instillare (recht oft in die Ohren träufeln) daß die vier ökumenischen Concilien als vier Evangelia zu betrachten sind. Dann soll er zum ewigen Krieg gegen die Türken anrathen, auch es dahin bringen, daß der Czaar aus freien Stücken begehrt, ihm römische Priester zu senden. Denn er muß einsehen, daß es widersinnig ist, mit den Türken Krieg zu führen, und dennoch einem Patriarchen unterworfen zu bleiben, der sich gänzlich in der Gewalt der Ungläubigen befindet. Ferner soll Cleechen erforschen: auf welche Weise der Czaar gesonnen sey, die Türken zu bekriegen? mit wie viel Truppen? wo? wenn? zu welchem Zweck? Alles dies soll er sich schriftlich geben lassen, und Eile anempfehlen. Der Czaar soll auch den König von Persien mit in das Bündniß ziehen, zu welchem der Pabst alle christliche Könige zu bereden hofft. Der Czaar soll Gesandte nach Rom schicken, und wenn er etwa, der europäischen Sitten ungewohnt, die Titulaturen anstößig findet, so soll man ihm sagen: das sey des Pabstes Gewohnheit, er nenne alle Kaiser und Könige am liebsten seine Söhne.

Uebrigens soll Cleechen auf alles sein Achtung geben und berichten." —

Ganz in demselben Geist, nur mit noch mehr Feinheit, ist die Instruktion abgefaßt, welche dem päbstlichen Nuntius zu Warschau ertheilt wurde, als Peter der Große, nach mehreren Siegen der Schweden, in Polen erwartet wurde, um sich mit dem Könige, seinem Bundesgenossen, zu unterreden. Der Nuntius hatte ein päbstliches Schreiben an den Czaar verlangt, welches man ihm aber nicht schickte, weil auf das 1693 abgefertigte noch immer keine Antwort erfolgt war. Hierüber soll er zuerst mit des Czaars Ministern Unterhandlung pflegen, sich auch allenfalls noch zu dem Titel potentissimus (allermächtigster) erbieten, mehr aber könne der Pabst vor der Hand nicht thun. Wenn er Petern selbst spricht, soll er ihm so viel möglich schmeicheln und sagen: der Pabst sey nicht allein von der Größe seiner Macht unterrichtet, sondern auch von seinen herrlichen Eigenschaften, Großmuth des Herzens, sublimen Genie und großen Neigung zur Frömmigkeit, als der schönsten Zierde eines Fürsten. Dem Danke für die den Missionarien ertheilte Erlaubniß, durch Sibirien nach China zu reisen, soll er die Versicherung beifügen, daß man immer

die frömmsten Leute dazu wählen werde, die sein Reich nie beunruhigen sollten — ~~(welche saubere, dieser Versicherung schnurstracks widersprechende Pläne man hatte, ist oben gezeigt worden). —~~ Der jetzige Pabst habe schon als Kardinal seinen Vorgänger bewogen, dem Czaar Beweise von Hochachtung zu geben. Es sey sehr zu bedauern, daß derselbe das Grab des heiligen Peter nicht habe besuchen können, sintemal Christus diesen Heiligen zum Hirten seiner Heerde gesetzt habe, daher auch jeder guter Christ ihn dafür erkennen müsse, ihn, dessen Nachfolger die Päbste seyen. Hier soll nun der Nuntius ganz leise auftreten, und ja den Czaar nicht stutzig machen, ihn eigentlich nur zu allerlei neugierigen Fragen verleiten, mehr zu antworten als zu proponiren scheinen, entfernte Winke geben, zum Beispiel kann er lächelnd und gleichsam im Scherz sagen: „Wir sind in Rom nicht so schlimm, als Manche uns vielleicht machen. Alles wird sich aufklären, wenn man nur will. Leider hat man in Rußland keine anderen Begriffe von uns, als die man aus dem Gifte unserer Todfeinde, der Lutheraner und Calvinisten, gesogen. Um aber diese Ketzer nach Würden zu schildern, ist es ja schon genug zu erinnern, daß sie die heiligen Bil-

der verspotten, und keine Fasten halten." Auf den letzten Punkt soll der Nuntius ein besonderes Gewicht legen, da die Russen ihre Fasten äußerst streng beobachten. — Bei Fortsetzung des Gesprächs soll er gleichsam erzählen: die Katholiken haben keine andere Heilige zu Lehrern gehabt, als die auch von den Russen verehrt werden, nemlich Basilius, Gregor von Nazianz, Athanasius, Cyrillus, Chrysostomus und die vier General-Koncilien. Alle diese haben die Herrschaft des Pabstes über die Kirche anerkannt, wenn man es nur ohne Vorurtheil untersuchen wolle. Bezeige der Czaar etwa Lust, sich näher davon zu unterrichten, so wolle man ihm gelehrte, bescheidene Männer schicken, die ganz friedlich, mit dem Buche in der Hand, ihm die Wahrheit beweisen sollen. Bei einer Vereinigung der lateinischen mit der griechischen Kirche habe die letztere und deren Patriarch ganz besondere Gnade und Vergünstigung vom Pabste zu hoffen. — Ferner soll der Nuntius dem Czaar Mißtrauen gegen seine eigne Geistlichkeit einflößen, weil sie einem Patriarchen im feindlichen Lande der Ungläubigen unterworfen sey. Die Größe des Pabstes soll er ins helle Licht stellen; derselbe werde von so

vielen Königen und Fürsten gehorsam als Vater verehrt; auch väterliche Gewalt von ihm ausgeübt, denn bald vereinige er sie gegen den Feind der Christenheit, bald ziere er sie mit königlichen und andern Ehrentiteln. Folglich habe Peter, in seinen Kriegen gegen die Türken oder in andern Geschäften mit christlichen Fürsten, vom Pabste den wirksamsten Beistand zu hoffen. Aus gleichem Tone soll der Nuntius mit den Ministern und Höflingen sprechen, es wo möglich dahin bringen, daß der Czaar selbst einen Nuntius begehre, und gleich einem kaiserlichen Gesandten zu empfangen verspreche. Durch Kleinigkeiten, Titel u. dgl. soll er sich nicht, wie sonst geschehen, von der Vollendung eines so wichtigen Werkes abhalten lassen, sondern vielmehr versprechen, daß der Pabst den Beherrscher Rußlands eben so tituliren werde, als die mächtigsten Fürsten von Europa; auch wenigstens einen Bischof zum Nuntius an dessen Hof ernennen werde. Dem könne sodann der Czaar sein Herz sicher öffnen, da der Pabst kein anderes Interesse habe, als eines Theils im Zeitlichen ihm so viel möglich beizustehen, vorzüglich aber sein ewiges Seelenheil, wie auch das des russischen Volkes zu befördern. — Endlich wird der Nuntius noch er:

mahnt, die Neigungen und Abneigungen des Czaars und seiner Minister wohl zu erforschen, zu studiren, zu benutzen, überhaupt aber auf Alles Achtung zu geben und einzuberichten."

Was bei einem Manne, wie Peter der Große, durch alle dergleichen Insinuationen ausgerichtet wurde, haben wir bereits gesehen. Doch ließ der Pabst den Muth nie sinken, sondern, wie mehrere seiner Briefe an den Czaar beweisen, ergriff jede Gelegenheit, die Materie, welche ihm so sehr am Herzen lag, bald leiser, bald lauter zu berühren. In der Antwort, welche Fürst Kurakin 1707 brachte, wünscht er: quod Deus lucis radios tuae menti propitior infundat, et te perfecta claritate nobis et catholicae ecclesiae conjungat (daß Gott dich immer mehr erleuchte, und dich in vollkommner Klarheit mit uns und der katholischen Kirche vereinige). — Nach Peters Siegen bei Pultawa schreibt der Pabst: „Nachdem ein ketzerisches Reich durch die Hand des Czaars gezüchtigt worden, wolle Gott nunmehr bewirken, ut orthodoxae veritatis cultor et propagator aliquando fiat in amplissimo imperio suo (daß er ein orthodoxer Verehrer der Wahrheit und Fortpflanzer derselben in seinem weiten Reiche werde). — Um dem

lieben Gott bei diesem guten Werke so viel möglich nachzuhelfen, verschmäht der heilige Vater auch nicht seine Dienste als Freiwerber für den Sohn des Czaars anzubieten; natürlich muß es aber eine katholische Prinzessin seyn. Anfangs fällt die Wahl auf eine Erzherzogin von Oestreich, da aber diese Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe den erwünschten Fortgang nicht haben, so schlägt er eine Prinzessin von Sachsen-Weißenfels vor, welches Haus einst in Polen succedire, wenn der König unbeerbt sterben sollte. Der Vater dieser Prinzessin habe sich in Wien bekehrt, weil er eine katholische Frau dort geheirathet. Diese erziehe, nach dem Tode ihres Gemahls, ihre Tochter sehr exemplarisch in dem allein seligmachenden Glauben. — Ich finde nicht, daß Peter der Große diese Proposition im geringsten beachtet hat. — Der römische Staatsminister, Kardinal Paulucci, schreibt viel mehr klagend an den Nuntius in Pohlen (1710), der Czaar erfülle noch immer seine Versprechungen nicht, obschon man Kurakins Forderungen sämmtlich bewilligt, ja sogar den Titel Majestät zugestanden habe. Der Nuntius wird zu neuen Anstrengungen aufgefordert; an den König von Polen und mehrere polnische Erzbischöfe werden die drin-

gendsten Breves erlassen, den Vortheil der heiligen Kirche befördern zu helfen. — Aber plötzlich erscholl die Schreckenspost; der Czaar vermählt seinen Sohn mit einer lutherischen Prinzessin von Wolfenbüttel, und hat versprochen, drei lutherische Kirchen zu erbauen. — Nun jammert der Kardinal-Minister, daß die nahe Hoffnung der Vereinigung auf einmal wieder so weit hinausgerückt sey. Noch einmal soll der Nuntius alles aufbieten, um diese verhaßte Vermählung zu hintertreiben, und den Czaar durch alle nur immer dienliche Mittel von den Lutheranern abwendig zu machen. Auch der König von Polen wird beschworen, diesen Greuel zu verhüten. Umsonst! der Schlag war geschehen, das päbstliche Kabinet mußte seinen Verdruß verbergen, und auf bessere Zeiten hoffen. Das thut es auch noch bis auf den heutigen Tag, denn als unter der Regierung Paul des Ersten ein reisender russischer Minister dem Pabste vorgestellt wurde, äußerte derselbe ausdrücklich die Hoffnung, die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche während seines Pontifikats zu erleben.

VII.

VII. Verführung russischer Unterthanen durch den päbstlichen Hof.

Es ist zwar schon oben im Vorbeigehen erwähnt worden, daß zwei Russen, welche Vertraute des russischen Gesandten in Konstantinopel waren, sich mißbrauchen ließen, dem römischen Hofe geheime Nachrichten mitzutheilen, doch was davon in der Sammlung der Handschriften vorkommt, ist nur unbedeutend. Aeußerst wichtig hingegen war ein anderer Fang, den ein gewisser Travaglini dem päbstlichen Minister anzeigt. „General Belleardi, schreibt er, Adjutant des Czaars und ein guter Katholik, ist eben in eignen Geschäften auf der Reise durch Italien, und wird wieder nach Rußland zurückkehren. Es ist mir mit Gottes Hülfe und der heiligen Religion zu Ehren gelungen, ihn zu bewegen, daß er alles entdecke und mittheile, was ihm wissend ist, nemlich die weitläuftigsten Details über das Militair des Czaars, dessen Absichten und Pläne. Sie folgen hierbei. Auch künftig wird dieser Mann als Beobachter (Spion) in Rußland zu gebrauchen seyn.“ — Die Beilage enthält des Generals Belleardi umständliche Aussage, und ist ohn

Zweifel ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Macht und Entwürfe Peter des Großen. —

Der Czaar hat, in drei Armeen, zwei und vierzig Regimenter Infanterie, getheilt in vier Divisionen, jede zu zehn oder eilf Regimentern. Acht derselben bestehen aus drei Bataillons, die übrigen nur aus zweien. Jedes Bataillon hat vier Kompagnien, jede Kompagnie, wie im Kaiserlichen, hundert und funfzig Mann; doch mit dem Unterschied, daß die Bataillons in Rußland immer komplett sind, weil sie alle Monate rekrutirt werden. Die Infanterie zusammengenommen beträgt also zwei und neunzig Bataillons. Die Kavallerie zählt zwei und dreißig alte Regimenter Dragoner und vier neue, welche im abgewichenen Jahre der Sohn des Czaars befehligte. Jedes Regiment hat zehn Kompagnien, jede von hundert Mann, also in Summa hundert Tausend regelmäßige und brave Streiter. Die Artillerie besteht aus sechszig Feldstücken und hundert großen Munitionskarren. Außerdem führt noch jedes Regiment immer zwei Feldstükken bei sich, also in allem hundert und zwei und funfzig Kanonen. Zu Belagerungen hat der Czaar so viel Mörser und grobes Geschütz, als irgend ein Fürst in der Welt, denn jede Festung bewahrt

große Magazine davon, wie auch von Mund- und Kriegsvorrath. Die Artillerie-Offiziere sind erfahren und tapfer. Die Infanterie, unter welcher viele Grenadiere sich befinden, ist eben so wohl exercirt, als die kaiserliche, englische oder holländische, ja, in der Schlacht beobachtet sie eine bessere Ordnung als jene, denn jeder Soldat kennt und sucht im Nothfall die Nummer von den Munitionskarren seines Regiments. Unter den Obersten und Oberstlieutenants sind viele Ingenieurs. Da jedes Dragoner-Regiment gleichfalls zwei Kanonen führt, so ist die Artillerie vollkommen hinreichend. Hierzu kommen nun noch zwanzig tausend kalmuckische Tataren, gut, ein Land zu verwüsten, einen geschlagenen Feind zu verfolgen und vollends aufzureiben. Ihr König ist Despot, daher kann der Czaar deren dreißig Tausend, ja im höchsten Nothfall auch hundert Tausend aufbieten, die leicht, muthig, gut bewaffnet, sämmtlich zu Pferde dienen. — Im Innern des Reichs, in den Festungen und Provinzen, liegen noch an regulirten Truppen acht Infanterie- und vier Kavallerie-Regimenter. Außerdem giebt es noch dreißig tausend Garnisonsoldaten, gleichfalls regulirt, die wenig kosten und eine Art von disciplinirter Landmiliz sind.

Die eigentliche Landmiliz beläuft sich auf achtzig tausend Mann, nur einen Mann von hundert gerechnet. — Ferner: sechszig tausend Edelleute, die zu Roß dienen, müssen auf des Monarchen ersten Aufruf bereit seyn. Gebietet die Noth, so geben diese Edlen auch wohl vier Mann von jedem hundert ihrer Bauern, welches noch immer weit weniger ist, als Deutschland und Frankreich von derselben Zahl anwerben. In Summa, der Czaar hat dreimal hundert tausend Mann auf den Beinen, die ihm nicht die Hälfte so viel kosten, als in andern Ländern der Fall seyn würde.

Seine Seemacht besteht aus drei Flotten; die eine, auf dem palus Möotides, zählt dreißig Galeeren, sechs Galeazzen, zwanzig kleinere Kriegsfahrzeuge, zwölf Brigantinen, dreizehn bewaffnete Jaiken, einige Brander u. dgl. Die zweite Flotte, auf dem baltischen Meere, zählt dreißig große Brigantinen, sechszehn kleine Kriegsfahrzeuge, einige Galeazzen und armirte Tartanen. Die dritte Flotte, im Archipelag, besteht aus zehn Kriegsschiffen vom ersten Range, mit drei Verdecken, zwölfe mit zwei Verdecken, vielen kleinen Schiffen von zwölf Kanonen, und aus armirten Kauffahrteischiffen. Jetzt erbaut

der Czaar eine vierte Flotte auf dem kaspischen Meere, weil er die Perser angreifen will.

Seine Einkünfte belaufen sich auf vier und zwanzig Millionen Speciesthaler. Da er den Handel sehr ausbreitet und schützt, so werden sich auch die Einkünfte gewiß noch ansehnlich vermehren. Trotz der kostspieligen Kriege hat er noch keinen Heller aus dem Reichsschatze genommen, legt vielmehr jährlich noch zurück, zum Behuf der großen Pläne, über welchen er brütet. — Sobald der Krieg mit Schweden geendigt, und Polen beruhigt seyn wird, will er die Perser angreifen. Schon liegen funfzehn große Brigantinen, zwölf Jaiken und acht Kriegsschiffe von zwei Verdecken auf dem kaspischen Meere bereit, sechs und zwanzig Galeeren sollen dort noch erbaut werden. In drei Jahren höchstens hofft er mit Persien fertig zu werden; dann will er mit achtzig tausend Mann auserlesener Infanterie, fünf und vierzig tausend Dragonern und achtzig tausend berittenen Kosaken, Tataren u. dgl. versuchen, nach Konstantinopel zu gehen. Von der Seeseite will er es mit hundert und dreißig Schiffen angreifen, die Transportschiffe ungerechnet. Also ist es um die Türken geschehen, wenn der Czaar den Ablauf des Waffen-

stillstandes erlebt, denn diesen wird er nicht brechen, sein Wort hält er gewissenhaft; er hofft aber, daß es die Türken selbst thun werden. Immer halten sich an seinem Hofe Prälaten und Bischöfe auf, von den verschiedenen christlichen Völkern gesandt, die unter türkischer Herrschaft schmachten, diese rufen ihn unaufhörlich mit aufgehobenen Händen um Hülfe an. — Er sagt laut: ehe er den Krieg gegen die Türken anfange, wünsche und begehre er die Zustimmung und den Segen des heiligen Vaters zu Rom. Dem heiligen Stuhle verspricht er Gehorsam, will alle Kirchen und Klöster in der Türkei an die Katholiken zurückgeben, überhaupt gern alles mögliche zur Vereinigung beider Kirchen beitragen, nur nicht durch Gewalt, sondern blos durch christliche Ermahnungen — ~~(das war freilich ganz gegen römisch-katholische Sitte).~~ — Mit Oestreich wünscht und sucht er eine Allianz. — Da ich (so schließt Belleardi) zwei Jahre lang als General um den Czaar gewesen, so trieb mich die Neubegier zuweilen, wenn ich ihn bei guter Laune sah, zu fragen: was er mit Italien machen würde, wenn er Konstantinopel und Griechenland erobert habe? — Er antwortete mir: nie werde er den Fuß nach Italien setzen, als

nur,

nur um den heiligen Vater zu besuchen, den katholischen Fürsten daselbst wolle er nimmer die geringste Veranlassung zum Mißtrauen geben. — (Ob er dies Versprechen gehalten haben würde? l'appetit vient en mangeant.)

VIII. Miscellen.

Ich begreife unter dieser Rubrik vollends alles, was die erwähnte Handschrift noch etwa interessantes enthält, und unter keine der obigen sich bringen ließ.

1. Eine ziemlich lange Beschreibung von Rußland vom Jahre 1624 enthält lauter bekannte Dinge, und ist bloß deshalb bemerkenswerth, weil sie von den Vätern des heil. Basilius, einem griechischen Collegium, herrührt, und weil diese behaupten, sie allein könnten die Bekehrung der Russen unternehmen und vollenden, da sie in den russischen Staaten lebten, ohne Verdacht zu erregen. — 2. Durch einen Entwurf der Punkte, welche zur Basis einer Allianz zwischen Oestreich und Rußland dienen sollten, erfährt man, daß der Kaiser vom Zaar Hülfe gegen die rebellischen Ungarn verlangte, dieser aber bloß gegen gemein-

schaftliche Feinde sich mit ihm verbinden wollte. Ferner sieht man daraus, daß die Allianztraktate nicht immer aus lauter wichtigen Punkten bestehen, denn einer derselben enthält das Anerbieten des Kaisers, einigen russischen Damen, die der Zaar nahmhaft machen solle, den Stern-Kreuzorden zu verleihen. Der Zaar nimmt dieses Geschenk mit höflichem Danke an, und schlägt zu Ritterinnen seine Schwester, wie auch die Töchter seines verstorbenen Bruders vor. — 3. Beschreibung der Art und Weise, wie einige russische Abgeordnete sich in Rom producirt haben und wie sie dort aufgenommen worden sind; aus dem päbstlichen Archiv. Ein Gesandter an Gregor XIII. küßte ihm den Fuß, überreichte sein Schreiben knieend, und knieete so lange, bis der Brief gelesen war; dann überreichte er Zobelpelze zum Geschenk. Die päbstliche Kanzlei macht dabei die Anmerkung, daß nur diejenigen Gesandten, welche Obedienz leisten, mit mehrerer Pracht empfangen werden. Man spannte jedoch sehr bald die Saiten ein wenig herab, denn als 1582 abermals russische Gesandten zu demselben Pabst kamen, ritten sie feierlich durch die Engelspforte, wurden mit einigen Schüssen bewillkommt, logirten bei dem Kardinal Co-

lonna, erhielten Audienz in Gegenwart der dreizehn Kardinäle, waren nach ihrer Landesart schwarz (?) gekleidet, mit Zobelmützen auf den Köpfen, die sie nicht abnehmen wollten. Auch das Knie wollten sie nicht beugen; zum Niederfallen verstanden sie sich endlich, doch nur zu Ehren ihres eigenen Herrn, wie sie es auslegten. Sie hielten eine russische Anrede, welche der Dollmetscher ins Lateinische übersetzte. Hierauf überreichten sie des Czaars Brief auf Pergament geschrieben, auch Geschenke von Zobelpelzen, wobei sie des heiligen Vaters Fuß küßten. Des letztern Glückes wurden nachher auch ihre Familien theilhaftig. „Eine große Seltsamkeit — fährt der Berichterstatter fort — geschah damals „vor Seiner Heiligkeit. Die Fremdlinge nemlich, „um ihren Jubel nach ihrer Landesart noch mehr „zu erkennen zu geben, theilten sich tüchtige Püffe „unter einander aus; (si diedero de pugni l'un „l'altro) (?)" — 1673 sandte der Czaar einen gewissen Paul Magnesius, schottischen Baron Pikfodels an Clemens X., mit dem abermals mehr Umstände gemacht wurden. Man hielt ihn in allem frei. Er fuhr nie aus, ohne Begleitung eines Kämmerlings von Adel, und zwar in einer Kutsche des Kardinals Altieri, mit

schwarzen Sammtquasten verziert, (welches in Italien eine große Auszeichnung ist). Seinem Wagen folgte noch ein anderer leer, nebst vier Stallknechten zu Pferde. Beim Abschied schenkte ihm der Pabst eine goldene Kette, vierhundert Scudi an Werth, an welcher eine goldene Medaille mit des Pabstes Bildniß hieng. — 4. Eine Relation von der Schlacht und dem großen Siege bei Pultawa gehört wohl eben so wenig in diese Sammlung, als 5. die Erzählung dessen, was zu Moscau vorgieng, als der englische Ambassadeur Witworth, im Namen der Königin Anna, den Affront förmlich entschuldigte, welcher dem rußischen Gesandten Matweof zu London widerfahren war. Man hatte ihn nemlich (vielleicht Schulden halber) auf der Straße aus dem Wagen gerissen, nnd mehrere Stunden lang in Arrest gehalten. Er reiste sogleich ab, ohne seine Beglaubigungsschreiben zurück zu fodern; auch nahm er weder die gewöhnlichen Geschenke, noch die Jacht an, welche man ihm anbot. Die Königin entschuldigte sich mit der Unzulänglichkeit der englischen Gesetze, welche ihr nicht verstatteten, die Thäter so zu bestrafen, als der Czaar und sie selbst wünschen. Sie habe aber, zu künftiger Sicherheit

diplomatischer Personen, eine neue Parlamentsakte gemacht, und bitte, den Schritt den sie jetzt thue, als Genugthuung aufzunehmen. Peter der Große benahm sich dabei mit vieler Würde. Er antwortete dem Ambassadeur, es habe der Königin allerdings geziemt, das Geschehene auf diese Weise wieder gut zu machen. Da aber nicht allein Matweof selbst ihm treu gedient, sondern schon dessen Vater sein Blut gegen die Rebellen für ihn vergossen, so fodere er auch noch ein eigenhändiges Schreiben der Königin an den gemißhandelten Gesandten. — Beide Nummern, 4 und 5 beweisen, wie wichtig dem Pabste alles war, was in Rußland vorging. — 6. Ein klagendes Memoire über den Zustand der katholischen Religion in Rußland, von einem Manne, der sich achtzehn Jahre daselbst aufgehalten. Dieses Memoire jammert besonders über Geldmangel. Vormals habe die Kirche ihre Bedürfnisse durch Beisteuern reicher Mitglieder ihres Glaubens zusammen gebracht; nun aber seyen diese gestorben, und die ganze Gemeine bestehe größtentheils aus Wittwen und Waisen; daher zwar die Mauern der abgebrannten Kirche, in der nicht einmal das Allerheiligste von den Flammen verschont worden, wieder aufgebauet wären, inwen-

dig aber fehle es noch an allem. Die Folge dieser Armuth sey, daß die Jugend ihre Schulen verlasse und sich zu den Ketzern wende. Man solle doch um Gottes willen einen Fond anweisen, damit unter andern der Gottesdienst mit mehrerer Süßigkeit (majori cum suavitate) gehalten werden könne; das sey das Mittel die Akatholici herbei zu locken, wenn auch nicht aus Frömmigkeit, doch um das schöne Gepränge mit anzuschauen, und dadurch vielleicht, wie schon öfter geschehen, ad saniora bewogen zu werden. Aus allen diesen Gründen wird flehentlich um eine jährliche Beisteuer von fünfhundert Imperialen für die Kirche zu Moscau, und eine gleiche Summe für die reisenden Missionairs gebeten. Diese Summe müsse aber in der Schlesischen Kammer deponirt, und durch den Kaiserlichen Gesandten jährlich, ohne alle vorhergegangene Mahnung, richtig ausgezahlt werden. — (Ich finde keine Spur in dem Manuscript, ob der Pabst, der nur gewohnt ist, Geld aus fremden Ländern einzunehmen, sich entschlossen hat, auch einmal welches dahin zu senden.) — 7. Geheime Nachrichten aus Rußland, vermuthlich gleich nach Peter des Großen Tode geschrieben. Alles sey dort noch in Verwirrung.

Es gebe kein festes Regierungssystem. Der Senat wolle Hof und Nation wieder in die alte Barbarei zurücksinken lassen, und alle Fremden aus dem Lande schaffen. Fast wären die letztern alle ermordet worden. Nicht einmal die fremden Minister haben sich sicher gehalten, da die unverschämten russischen Garden sogar ihre Souveraine bedrohten, die sie doch kurz vorher selbst auf den Thron gesetzt hätten. „Sie haben ganz „vergessen, sagt der Berichterstatter, wie viel sie „den Fremden zu verdanken haben, besonders im „letzten Kriege mit Schweden, den beiden Generalen Lasey und Kait, welche beide gute „Katholiken sind." — Mehr als sechszig fremde Officiere haben ihren Abschied gefodert, weil sie den Haß und die Verachtung der Nation nicht länger ertragen können. Die Czaarin aber, welche diese Officiere nothwendig braucht, habe ihnen den Abschied noch nicht zugestanden. — 8. Eine neue Instruction für den Nuntius in Polen, die veränderten Umstände geschwind zu benutzen. Der Pabst habe vernommen, daß die Czaarin der katholischen Religion geneigt sey, auch viele Katholiken bei ihr in großem Ansehen ständen, man müsse also geschwind wieder einen

Versuch machen. Gern wolle der Pabst in allem so viel möglich nachgeben, weil er sich vor der Welt mit dem großen Zuwachs entschuldigen könne, den er der heiligen Religion dadurch verschaffe. Der König von Polen soll ersucht werden, zu dem Ende, unter irgend einem spezlösen Vorwand, eine Gesandtschaft nach Rußland abzufertigen, dieser wolle man, gleichsam als Kapellan, einen ~~[illegible]~~ Kapuciner mitgeben, der den Boden dort schon kenne u. s. w. (Die Beharrlichkeit des päbstlichen Kabinets ist zu bewundern.) — Endlich 9. den gänzlichen Beschluß der handschriftlichen Sammlung macht eine, im Jahre 1682 von Sansone verfertigte, und von Rossi zu Rom herausgegebene Charte von Scandinavien, mitgeschriebenen, oft drolligen Randglossen versehen. Da heißt es z. B. „Die finnischen Völker leben von Reinsthier-Milch; sie sind alle sehr groß, erreichen eine Höhe von fünf Palmen.“ (Vermuthlich sind die Lappländer gemeint.) Ferner: „die Insel Gothland ist das Vaterland der Gothen, welche das römische Reich umstürzten“ u. dgl. m.

Ich schließe hier den vielleicht schon zu lang gerathenen Auszug. Geschichtsforscher, die nach

mir kommen, werden in jener Sammlung noch manche Winke finden, die sie benutzen können; doch gewiß nichts, was meiner am Eingang aufgestellten Behauptung widerspräche: daß nemlich der päbstliche Hof keine Art von moralischer Schändlichkeit scheut, wenn es darauf ankommt, der Katholischen Religion, oder vielmehr der päbstlichen Schatzkammer einen Zuwachs zu verschaffen. Nichtkatholische Fürsten mögen sich eine Warnung daraus ziehen, und ein wachsames Auge auf die in ihren Diensten befindlichen Katholiken heften, denn das Beispiel des General Bellegardi beweiset, daß selbst bei wackern und vernünftigen Männern, die ihrem Herrn schuldige Treue, immer dem Gehorsam gegen ihre Kirche nachstehen muß.

20.

Ehrenrettung des Dänischen Grafen Cornifiz von Uhlefeld, von ihm selbst entworfen.

(Aus einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu Neapel.)

Vorbericht.

Daß ich, unter so vielen interessanten Handschriften jener Bibliothek, grade diese zur Mittheilung gewählt habe, that ich: erstens, weil Uhlefelds Geschichte im Norden Aufsehen genug erregt hat; zweitens: weil noch Jedermann ihn für schuldig hält, mir aber der Ton der Wahrheit und Unschuld in dieser Vertheidigung so kräftig und ungekünstelt erscheint, daß ich mich völlig überzeugt halte, dem Manne sey in mancher Rücksicht zu viel geschehen. Da nun der Zufall grade mir seine Vertheidigung in die Hände gespielt hat, und leicht viele Jahrhunderte verfließen könnten, ehe sie noch einmal aus dem Staube hervorgezogen würde; so habe ich

es für Pflicht des ehrlichen Mannes gehalten, das beschimpfte Andenken eines ehrlichen Mannes zu retten. — Wie das Manuscript nach Neapel gekommen, weiß ich mir nicht zu erklären. Vielleicht hat es sich unter den Papieren der Königin Christine befunden. So viel zum Vorbericht. Jetzt möge Uhlefeld selbst sprechen.

Schon lange verfolgte mich das Schicksal, jetzt aber muß ich unterliegen, wenn Gott nicht durch ein Wunder mich rettet, denn was vermag meine Unschuld gegen mächtige Feinde! Kein Verbrechen kann man mir erweisen, dennoch muß ich leiden, wie ein Verbrecher. Ich würde nicht murren, ich würde dulden und schweigen; allein der Vortheil meiner armen, geliebten Frau, die Ehre meiner ganzen Familie, zwingen mich, der Welt zu zeigen, daß ich nur unglücklich bin, und meine Richter eben so ungerecht, eben so geizig als grausam sind. Vielleicht hat ein langes Schweigen selbst diejenigen befremdet, die mir wohl wollen, aber Reisen, Flucht, Krankheit, hinderten mich bis jetzt die Feder zu ergreifen. Meine Vertheidigung mußte wohl später erscheinen als meine Verurtheilung, denn die letztere

erfolgte vor der Anklage, man hat mich nicht gehört, man wollte mich nicht hören! was in der ganzen Christenheit dem ärgsten Verbrecher zugestanden wird, hat man mir versagt. Warum? wie durfte man das? — Fürchtete man etwa, daß ich meine Feinde beschämen würde? wie ich schon vormals gethan? — Wohlan! bin ich gleich zu schwach, um meine Richter zu zwingen mich zu hören: so soll doch keine Tyrannei auf Erden mich zwingen, der Welt zu zeigen, daß man mir in Dännemark Verbrechen aufbürdet, die eben so erfunden sind, als die, welche man vor einigen Jahren mir dort Schuld gab. — Um hierin mit einiger Ordnung zu verfahren, muß ich zuvor die Hauptpunkte meiner Anklage und Verdammung berühren. (Beide sind nur eins und vielleicht ging die letztere sogar der erstern voraus.) — Sie sagen also: sie hätten von sehr vornehmen Personen gewisse Nachrichten erhalten, auch Originaldokumente, aus welchen klar erhelle, daß ich gegen den König konspirirt; daß ich vorgegeben, Adel und Geistlichkeit seyen mit der Regierung unzufrieden, und deshalb versprochen habe, das Reich einem fremden Fürsten zu unterwerfen, ob ich gleich durch Reverse und Schwüre freiwillig gelobt, nie etwas gegen die

Person des Königs oder des Staats zu unternehmen.

Das sind die Gründe ihres Verdammungsurtheils, dem sie hinzufügen: es sey weder nöthig noch üblich in der Welt, Leute, die solcher Verbrechen angeklagt seyen, zu citiren, oder anzuhören, sondern man müsse sie ohne Proceßform richten und bestrafen. Hierauf also verurtheilen sie mich ungehört, unüberwiesen, zu einem schimpflichen Tode, lassen mein Wappen durch den Henker zerbrechen, schicken meine Kinder ins Elend, confisciren meine Güter und die meiner geliebten Gattin. — Großer Gott! König der Könige! ich appellire an d e i n e Gerechtigkeit! weil die Menschen mir die ihrige versagen. Ich frage jeden Unbefangenen: ob ein Richter so sprechen dürfe, ohne dem Beklagten auch nur einmal seine Ankläger zu nennen? — ich fodere die Bewohner der ganzen Erde auf, mir zu beweisen, daß ich jemals mit Einem Wort, geschrieben oder gesprochen, gegen den König von Dännemark mich vergangen habe. Die großen, vornehmen Herrn, welche so gütig gewesen Seine Majestät von meiner vorgeblichen Verrätherei zu unterrichten, warum fürchten sie sich bekannt zu werden? warum soll denn die Welt nicht erfahren, daß sie ihrem

König Leben und Thron erhalten haben? warum verschmähen sie das Lob der Welt als gerechten Lohn ihrer Großmuth? und warum treiben sie ihre Opfer nicht noch weiter? warum entdecken sie nicht auch meine Mitschuldigen? — denn sie werden doch auch den einfältigsten Menschen nicht überreden wollen, daß ich den König ab, und einen fremden Fürsten auf den Thron setzen könnte, ohne ausgebreitete Einverständnisse im Lande zu unterhalten? — Doch hört man von alle dem bis jetzt nichts. Kein Mensch ist arretirt oder gar hingerichtet worden. Nur einen Goldschmidt hat man auf einige Tage ins Gefängniß gesetzt, weil er etwas Geld von mir in Händen hatte. Als er das herausgab, wurde er gleich wieder losgelassen. — Ist denn die Welt jetzt so dumm, daß sie glauben wird, ein armer, kranker Greis könne in einer Entfernung von zwei bis dreihundert Meilen, ohne Land, oder Seemacht, ohne Einverständniß weder mit Fremden noch Einheimischen, einen König vom Throne stürzen und eine ganze Königliche Familie ausrotten? —

„Aber sie haben Nachrichten von vornehmen Personen des Auslandes, deren Rang keinen Zweifel erlaubt." — Ich

meine, diese vornehme Personen des Auslandes befinden sich in Dännemark, und wohl gar unter meinen Richtern. Existirten sie aber auch wirklich vorgegebenermaaßen, muß man dann unbedingt alles glauben, was sie sagen? — Nur Gott wird aufs Wort geglaubt; der Mensch — er sey so vornehm als er wolle — kann sich irren oder getäuscht werden. Was hätten denn die Christen den Türken vorzuwerfen, wenn es jedem großen Herrn frei stände, einen Edelmann Mords und Hochverraths anzuklagen, ohne zu irgend einem Beweise verbunden zu seyn? — Wo man nur anklagen darf, da giebt es bald gar keinen Unschuldigen mehr. — Aber um zu beweisen, daß die Dänen mir stets übel gewollt, und nicht zum erstenmal mich grundlos angeklagt haben, darf ich nur an das erinnern, was vor einigen Jahren in dem Proceß der Dina sich ereignete. Damals schrieb der König von Dännemark, grade wie er jetzt wieder gethan, an alle Potentaten von Europa, schilderte mich und meine Frau als Verräther und Giftmischer, foderte guten Rath, zu welcher Todesart er mich verdammen solle, und bat sie, an seiner Freude Theil zu nehmen, daß Gott meine abscheulichen Anschläge zu Wasser gemacht habe. Aber damals

wurde mir erlaubt, mich zu vertheidigen, und was geschah? Trotz aller Hindernisse, die man mir in den Weg legte, wurde derselbe König durch die Klarheit meiner Unschuld gezwungen, mich loszusprechen und meine Ankläger zu verdammen. Also bin ich wenigstens schon einmal durch Königliche Originalbriefe verleumdet worden. Wenige Jahre nachher, als ich in Schweden war, und den Schutz der Königin Christine genoß, ließ mich der König von Dännemark abermals durch seinen Ambassadeur eines Raubes von vier und zwanzigtausend Thalern und noch mancher anderen Verbrechen beschuldigen. Der Herr Gesandte bewies seine Anklage durch Originalbriefe von zwei großen Königen, deren einer sein Herr, und der andere ein fremder, getäuschter Fürst war. Alle diese Briefe waren eigenhändig von beiden Königen unterzeichnet. Aber glücklicher Weise befand ich mich in einem Staate, wo man ohne Ansehen der Person, die Gerechtigkeit handhabt. Ich durfte mich vor dem Conseil der Königin vertheidigen, ich erwies meine Unschuld durch unzweifelhafte Originaldokumente, und der Herr Ambassadeur, der die Anklage in Person mit vieler Heftigkeit, trotz der Gegenwart der Königin führte, wurde so verlegen

gen und beschämt, daß er sich so weit vergaß, davon zu laufen, ohne nur einmal der Königin einen Reverenz zu machen. Jene Dokumente existiren noch, und die Abschriften davon befinden sich in der schwedischen Staatskanzlei. Auf gleiche Weise würde ich auch jetzt meine Ankläger beschämen, wenn man nur wagte, sie mir zu nennen. So aber bleibt mir nichts übrig, als vor aller Welt, bei allem was heilig ist zu betheuern, daß ich so unschuldig bin als das Kind das gebohren werden soll, an Allem was man mir aufbürdet. Die beiden angeführten Beispiele beweisen, daß königliche Briefe noch keine Evangelien sind; daß ein Fall, der sich zweimal ereignete, auch wohl zum drittenmal statt haben könne; und daß große Herren Menschen bleiben, die oft von elenden Günstlingen betrogen werden.

Meine Richter erwähnen auch in ihrem Urtheil eines Reverses und Schwurs der Treue, den ich dem König von Dännemark freiwillig soll geleistet haben. Aber jedes Kind in Dännemark weiß, daß ich dadurch mein Leben und meine Freiheit erkaufen mußte; auch hat man diesen erpreßten Revers nie drucken lassen, weil man sonst auch gewisse Dinge bekannt machen mußte, die man, ohne Beschä-

nung, nicht wohl verlautbaren kann. — Gewisse starke Geister haben mich getadelt, daß ich nicht den Tod einem schimpflichen Widerruf vorgezogen; aber sie vergessen, daß nicht bloß von meinem Leben, sondern auch von der Wohlfahrt meiner Gattin die Rede war, die ich stets mehr als mein Leben geliebt habe. Auch darf ich wohl das Interesse meiner sieben Kinder für etwas zählen. Und was wäre es denn am Ende für eine Schande für einen armen Greis, der siebzehn Monat im Gefängniß die tyrannischste Behandlung erduldet, wenn er sich endlich entschließt, um Leben und Freiheit zu retten, eine Schrift zu unterzeichnen, die seine Feinde nach ihrem Belieben aufgesetzt haben? werde ich dadurch schuldig, wenn mächtige Feinde mich zwingen, um Vergebung zu bitten? — Könnte man jetzt oder jemals mir eine Schuld erweisen, ja dann würde dieser Schritt mich beschimpfen; so aber zeugt er bloß von der tyrannischen Macht meiner Feinde.

Alle Augenblicke haben der Graf Ranzau und der General-Major Voß mir die Dienste vorgeworfen, die ich der Krone Schweden in dem ersten Kriege gegen Dännemark geleistet habe; sie nannten das mein einziges Verbrechen, und den

einzigen Grund der übeln Behandlung, die ich erfahren müssen. Aber wo sollte ich die Genugthuung suchen, welche die Dänische Gerechtigkeit mir versagte, als bei den schwedischen Waffen? Dazu berechtigte mich die Verabredung (l'accord) zwischen beiden nordischen Kronen. Und angenommen einen Augenblick, (doch nicht zugestanden) die Dänen könnten mir das wirklich als Ursachen anrechnen; wurde denn nicht durch die General-Amnestie Alles in Vergessenheit gestellt? und hatten sie nicht selbst, in dem Traktat von Rondschild, jedem Anspruch auf meine Person entsagt? sowohl als auf meine Familie und Güter? indem sie mich als schwedischen Minister anerkannten, und folglich ihnen zu nichts verbunden? — Mit welchem Recht warfen sie den Minister und Unterthan Schwedens ins Gefängniß? welche neue Prätension hatten sie auf mich? mit welchem Rechte durften sie den Friedenstraktat verletzen? — Freilich haben sie mich im Kerker durch Gewalt genöthigt zu unterschreiben, ich sey abhängig vom König von Dännemark; freilich habe ich auf den mich betreffenden Friedensartikel für mich und die Meinigen Verzicht leisten, und erklären müssen, es sey so gut als habe er nie da gestanden;

aber was ein Gefangener unterschreibt, hat nicht allein keinen Werth, sondern die Herren Dänen haben auch vergessen, daß ich armer Privatmann nicht im Stande bin, irgend etwas an einem Friedenstraktat zu verändern, den zwei große Mächte miteinander geschlossen haben; daß dazu die Einwilligung des Königs erforderlich ist, dessen Unterthan ich leben und sterben will; und daß ich folglich Alles, was man mit dem Schwerdt an der Gurgel mir abgezwungen, für null und nichtig erklären muß. Meine Feinde wissen auch gar wohl, daß ihr Verfahren unverantwortlich ist, aber ihr Haß gegen meine Person ist eben so groß, als ihre Liebe zu meinen Gütern; darum suchen sie wenigstens den Pöbel zu täuschen, dem man alles weiß machen kann. — Dennoch wollte ich Alles ohne Murren ertragen, wenn ihre Wuth sich an mir allein sättigte; aber das Herz blutet mir, und ich finde keinen Trost, so oft ich mein Auge auf meine unglückliche, unschuldige Gattin werfe, die, ohne angeklagt, und minder noch überwiesen zu seyn, in diesem Augenblicke das Schicksal des ärgsten Verbrechers erduldet. Schon während ihrer ersten Gefangenschaft, die eben so ungerecht war, als die jetzige, zwang man sie, dem größten Theil ihrer Güter,

und allen Vortheilen zu entsagen, die sie zum Theil ihrer Geburt, zum Theil der Gnade ihres Königs und Vaters verdankte; jetzt hat man ihr vollends Alles geraubt, was von der ersten Plünderung noch übrig geblieben war; man hat sie in einen elenden Kerker geworfen, den ihre eigenen Voraltern für Mörder und Räuber erbaut haben. Dennoch klagt Niemand sie an, keine lebendige Seele tritt gegen sie auf. Das arme Weib floh nach England, um eine ansehnliche Summe Geldes zurück zu erbitten, die ich dem König von England geliehen hatte, als er sich außer seinen Staaten befand. Aber ach! statt der Bezahlung, ward sie ihren Feinden ausgeliefert, die sie nun die grausamsten Würkungen ihres Hasses und Geizes empfinden lassen. Wer ein Herz im Busen trägt, wird das bittere Schicksal einer Frau bemitleiden, die bloß verfolgt wird, weil sie die Tochter eines großen Königs ist, und weil sie einst reich war. — Doch auch die gerechteste Klage, wenn sie zu lang ist, macht dem Leser Langeweile, und für einen Mann, der kein Gehör bei seinen Unterdrückern hoffen darf, habe ich schon zu viel geredet, zu viel für meine Unschuld, an der ohnehin keiner zweifeln wird, der von dem wahren Verlauf der

Sache unterrichtet, und ohne Leidenschaft ist. Gott wird sich endlich meiner erbarmen, und ist es nicht sein Wille, daß mir in dieser Welt Gerechtigkeit wiederfahre, so wird er wenigstens, wenn ich längst im Grabe modere, meine Unschuld an den Tag bringen!

21.

Zwischen Neapel und Rom.

Auch meine Rückkehr nach Rom ist durch den giftigen Aushauch der pontinischen Sümpfe nicht beunruhigt worden; im Gegentheil habe ich an den Grenzen derselben eine der angenehmsten Stunden in Italien genossen. Es war gegen das Ende des Monats December, der Himmel heiter, die Luft rein und warm. Der Vetturino fütterte seine Maulthiere neben dem verlassenen Kapuciner-Kloster, dessen ich schon einmal erwähnt habe. Wir deckten unsern Tisch auf der großen Kirchentreppe, im mildesten Sonnenschein, und hielten ein fröhliches Mahl unter freiem Himmel. Nach dem Essen verlor ich mich ganz allein hinter dem Kloster, wo ich in stillem Entzücken das ganze Europa vergaß, denn wahrlich!

ich stand in Arkadien. Der Rasenteppich grünte mit zahllosen Blümchen geschmückt, nur lange Herbstfäden zogen hie und da über die Halde. Lerchen stiegen neben mir aus dem Grase und wirbelten das Lied, das ich sonst nur als Frühlingslied kannte. Zahme Schaaren von Enten, Schnepfen, Kibitzen, flatterten um die Sümpfe; einzelne Habichte kreischten in der Höhe. Büffel grunzten, Glöcklein weidender Schaafe tönten dazwischen. Allerlei kleine Vögel zwitscherten. Ein Hirt sang in der Ferne eine russische Melodie. Gegen über auf den Bergen lag eine Stadt, aus welcher Glockengeläut dumpf herüber schallte. Dann und wann vernahm das Ohr aus weiter Ferne einen Flintenschuß. Die mancherlei Töne, welche die Natur belebten, waren doch vereint noch nicht stark genug, um ein Geräusch zu bilden; es blieb eine wehmüthige Stille um mich her, ich konnte jede Eidechse im Grase rascheln hören. Welch' ein Kontrast mit dem lärmenden Neapel, in dem noch vorgestern das widerlichste Gekreisch mich betäubte. Hier Alles so still, so unschuldig — ein Paradies schien mir die Erde und ein Gewölbe von Kornblumen der Himmel. — Welch' ein abscheuliches Bild hatte ich mir stets von den pontinischen Sümpfen ge-

macht! welch' ein liebliches trage ich mit mir hinweg! —

22.

Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten.

Der Landschaftsmahler Reinhardt steht in dieser Gattung gewiß oben an. Zwar habe ich wenig von ihm gesehen, er hatte nur ein vollendetes Stück zu Hause; aber wenn ich auch nichts von Wieland gelesen hätte als den Oberon, so dürfte ich ja doch wohl behaupten, daß er ein großer Dichter sey? — Reinhardts Pinsel ist ernster und kräftiger als Hackerts. Ob er dem Pinsel von Denis gleich komme, wage ich doch nicht zu entscheiden. Wäre das aber auch nicht, so dürfen wir dennoch auf unsern Landsmann stolz seyn, er ist gewiß der erste deutsche Landschaftsmahler. Schade daß dieser große Künstler, der zugleich ein sehr wackerer, jovialischer Mensch zu seyn scheint, unserm Vaterlande auf immer den Rücken gekehrt hat, weil er meint, er könne nun, nach einer Abwesenheit von zehn Jahren, nicht mehr unter dem nördlichen Himmel wohnen.

Der Geschichtsmahler Abel aus Wien, sammelt Verdienste. Er ist ein Schüler des berühmten Füger und arbeitet jetzt eben an zwei Gemählden für den Grafen Fries, Hectors Abschied von Andromache, und dann, der Augenblick, in welchem Andromache, durch den Anblick von Hectors geschleiftem Leichnam erschüttert, leblos zu Boden gesunken ist, und ihre erschrockenen Weiber ihr zu Hülfe eilen. Das erste Bild, (der Abschied) scheint mir ein wenig kalt, ich sehe die Griechinnen nicht gern mit dem Schnupftuch vor den Augen; es fallen mir immer die Theater-Prinzessinnen dabei ein; auch möchte die ganze Gruppe wohl zu zerstreut seyn. Das letztere hingegen ist schön gedacht, und die Figur der unglücklichen entseelten Gattin scheint mir eines Meisters würdig. — Prometheus, der an den Felsen geschmiedet wird, nähert sich gleichfalls seiner Vollendung, und wird ein sehr interessantes Bild werden. Fast möchte ich behaupten, dieser Prometheus sey kräftiger als der berühmte seines großen Meisters. Es ist ein schöner Trotz, der den starken Mann auch noch in Fesseln trefflich kleidet. Und welch' ein geistreicher Blick! Man sieht wohl, daß er, und nicht der etwas flache Merkur, der vor ihm

steht, das himmlische Feuer gestohlen hat. Die neben ihm knieenden weiblichen Figuren sind sehr reizend und graziös. Auch rechne ich es Abel zum Verdienst an, daß er den vermaledeiten Geyer noch nicht erscheinen ließ. Er braucht, um zu würken, diesen Behelf nicht. — Ein großes schönes Bild hat der Künstler bereits vollendet, Antigone, die still weinend mit gefalteten Händen vor dem Leichnam des Geliebten sitzt; ein sehr rührendes Gemählde, auf dem die wahre und doch schöne Leiche, das Gefühl nicht empört, nur inniges Mitleid erweckt. Hätte Abel vor hundert Jahren gelebt, so wäre sicher ein todter Christus daraus geworden, an dem wir das Blut von allen fünf Wunden, und die von der Dornenkrone verursachten Blutperlen schaudernd bewundern müßten. — Herr Abel wird bald nach Wien zurückkehren, und sich dort an die Reihe der besten Künstler anschließen.

Will man in unsern Zeiten etwas recht kühnes sehen, so muß man französische Künstler besuchen. Hariette, ein Schüler Davids und französischer Pensionair, ist in letzterer Qualität verbunden, ein Gemählde von einer gewissen Größe, (ich glaube von acht Fuß) nach Paris zu liefern. Aber Hariette will sich

auszeichnen, ihm genügt das vorgeschriebene Maaß nicht, er hat eine Leinewand von zwei und zwanzig Fuß Breite und sechszehn Fuß Höhe ausgespannt, auf der er die Heldenthat des Horatius Cocles abzubilden im Begriff steht, wie er allein die Brücke vertheidigt, welche hinter ihm abgeworfen wird. Es ist eine große, sehr kühne Composition, in der mir am kunstreichsten scheint, daß trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit, doch alles nur auf Einen Punkt hin arbeitet. Auf der Brücke, dem Abgrund nahe, steht Horatius, den Fuß in Leichen gewurzelt, mit drohend geschwungenem Schwerdte; des Feindes kecke Jugend dringt noch auf ihn ein. Den tiefern Vorgrund füllen die fliehenden Römer, die sich theils zu Roß in die Wellen der Tiber stürzen, theils hindurch schwimmen, oder von Böten gerettet werden; der siegende Feind verfolgt sie bis in den Strom. Das wären also wohl eigentlich zwei Haupthandlungen, die Heldenthat auf der Brücke und die Flucht durch den Strom. Beide hat Harlette sehr sinnreich zu verbinden gewußt, so, daß das im Vorgrund ruhende Auge, stets wieder hinauf zu der Hauptfigur geleitet wird. Rechter Hand nemlich sitzt in einem Nachen der verwundete, bereits dem

sichern Ufer nahe Consul, von seinem weinenden Sohne unterstützt. Ihm schwebt der Tod auf den Lippen, aber die Sorge um das Vaterland verschlingt jeden Schmerz; sein Blut fließt ungehindert, sein brechendes Auge sucht nur den Helden, der jetzt Roms letzte Hoffnung ist. Ein Centurio sitzt neben ihm, und erzählt ihm mit großer Lebhaftigkeit, was das schon gebrochene Auge nur noch dämmerud sieht. Doch die Art, wie der Consul des Centurio Hand gepackt hat, beweist, daß er ihn versteht; dieser Händedruck sagt deutlich: nun sterbe ich ruhig. Die Verbindung mit dem Vorgrunde linker Hand ist durch einen der Feinde bewürkt worden, der, am Ufer der Tiber stehend, so eben seinen Pfeil auf Horatius abdrücken will; aber in demselben Augenblick wird sein Hals von einem Pfeil durchbohrt, den ein römischer Jüngling in der Mitte des Vorgrundes, in einem Boote stehend, hinüber an das Ufer schwirren läßt. Siehe so bildet der reiche Vorgrund die Basis eines Triangels, dessen Spitze der Held ist. Jenseits der Brücke am römischen Ufer steht Volk, das zu den Göttern fleht; ein blinder Greis drängt sich vor, um im Nothfall sich zuerst dem Feinde in den Weg zu werfen. Durch die Lücke, welche

die abgebrochene Brücke verursacht, erblickt man in der Ferne das alte Rom mit dem Capitolium. — Das Ganze ist wahrlich sehr poetisch gedacht, und die Ausführung scheint des Gedankens würdig. Jeder Kopf, jede Hand, jeder Fuß, haben den individuellsten Ausdruck, und es zeigt unter andern von Hariette's Scharfsinn, daß die rohen Bootsknechte so wenig Theil an der Begebenheit selbst zu nehmen scheinen; sie sind Sklaven, die ihre ganze Aufmerksamkeit bloß auf das Rudern wenden, ja selbst die starke Anstrengung, mit welcher sie rudern, ist ganz sichtbarlich Produkte einer andern Kraft, als die mit welcher gefochten wird. — Zu bewundern ist, daß Hariette sein Bild gar nicht untermahlt, ja selbst mit der Kreide sich nur wenig vorzeichnet, sondern Alles gleich mit dem Pinsel ausführt. Kaum drei Monat hat er an diesem Riesenwerk gearbeitet und in drei Monaten hofft er fertig zu seyn. Man muß seine Arbeit selbst gesehen haben, um begreiflich zu finden, daß diese Schnelligkeit ihr nicht schaden werde.

Einen ganz verschiedenen, aber darum nicht schwächern Eindruck, macht die Skizze zu einem großen Gemählde, welche ein Italiäner, Namens Bossi, in Lebensgröße entworfen, und

die er in Mailand (wo er Sekretair der Akademie ist) auszuführen gedenkt. Daß der Mann eine große Belesenheit in den Alten besitzt, erräth man sogleich aus seiner Composition. Es ist ein Parnaß, die Hauptfigur auf dem Gipfel Apoll der die Leier spielt, und dem Alles rings umher, in unaussprechlich schönen Gruppen zuhorcht. Gleich neben ihm stehen die drei Grazien auf das lieblichste verschlungen; halb hinter ihm die Nemesis, allein von Allen das Auge mit Ernst gen Himmel schlagend. Den Zipfel ihres Gewandes hat der Gott des Schweigens gefaßt. Den Hügel abwärts zu beiden Seiten sind die Musen gruppirt; es ist unmöglich sich graziösere Figuren zu denken. Der Erato hat Amor die Leier entwandt und spielt muthwillig damit. Unter Apolls Füßen wird man eine geöffnete Höhle gewahr, in ihr den Quellgott Hippocrene, der lächelnd den schlafenden Schlaf in seinen Armen hält. So reizend hingegossen kann nur der Schlaf selbst schlafen. Der Charakter des Bildes ist so warm lieblich, und das Ganze so schön zusammen gehalten, daß ich fast prophezeien möchte, es werde in aller Stille den Preis über Hariette's Prachtstück davon tragen; wenn anders Bossi auch zu

mahlen versteht, eine freilich nur untergeordnete Kunst, die ich ihm aber absprechen hörte.

Ein junger Künstler von großen, ja von schon erfüllten Hoffnungen ist der Bildhauer Schweiklen aus dem Würtenbergischen. Sein Probestück, das ihm ohne Bedenken Sitz und Stimme in der Versammlung der Meister giebt, ist ein Amor mit der Keule, Besieger des Herkules. Als er es zum erstenmal ausstellte, sprach man in ganz Rom von nichts anderm, und noch jetzt reden die Künstler selbst mit Enthusiasmus davon. Er hat noch nichts weiter geliefert, als diesen Amor. Der Löwe gebährt nur ein Junges, aber es ist ein Löwe. Der Bruder des modernen Herkules, Lucian Bonaparte, hat darum gefeilscht, aber der Churprinz von Würtenberg ist ihm zuvorgekommen, und für diesen, in jeder Rücksicht liebenswürdigen Fürsten, führt Schweiklen jetzt seinen Amor in Marmor aus. Er ist ein sehr bescheidener junger Mann, und paßt daher nicht in die neue deutsche Schule, die Bescheidenheit für Schwachheit hält, und von Göthe grade das Schlechteste nachäfft, nemlich seinen imponirenden Ton, in dem er doch von Gamba Curta auf dem Molo zu Neapel übertroffen wird.

Angelica Kaufmann ist schon seit vielen Jahren mit Recht so bekannt, mit einigem Unrecht so berühmt, daß ich mir das Vergnügen, ihr Attelier zu sehen, nicht versagen konnte. Sie ist eine recht freundliche, angenehme alte Frau, deren Gesicht kein Genie aber viel Gutmüthigkeit ausdrückt. Durch anhaltenden Fleiß und Glück hat sie ein Vermögen von ein paarmal hunderttausend Thalern erworben, und einen Verwandten aus Deutschland kommen lassen, um sie zu pflegen und zu beerben. Ihre Wohnung athmet Kunst. Durch einen Saal, der ganz mit Statüen und Büsten angefüllt ist, kommt man in ihr Wohnzimmer, wo sie eine kleine auserlesene Sammlung von alten Gemählden sehr ordentlich unter seidenen Vorhängen bewahrt. Es ist ein heiliger Hyeronimus, ihrer Sage nach, von Leonardo da Vinci darunter; ich bekenne, daß alles was ich von diesem Meister gesehen, einen ganz andern Ton hat. Zwischen einigen schönen Köpfen von Vandyk und Rembrandt, hängt auch ihr eigenes Portrait, einst von Reynolds in London gemahlt, und durch einen Kupferstich von Bartolozzi sehr bekannt; es ist aber nicht ähnlich, wenigstens jetzt gar nicht. — Doch ich eile zu dem, was die

die fleißige Künstlerin von eigenen Arbeiten jetzt vorräthig hat. Das Beste unter den historischen Stücken ist unstreitig der Prophet Nathan, welcher den König David das Urtheil über den reichen Mann sprechen läßt, der dem Armen das einzige Schäfchen raubte, und nun ihm erst zuruft: du bist der Mann! Die Figuren sind von Lebensgröße. Nathans Kopf ist in der That schön und voll männlichen Ernstes. Auch ist es der Mahlerin gelungen, dem David eine ziemlich edle und doch zweideutige Phisiognomie zu geben, gerade wie man den alten frommen Schalk sich denken soll. Er hat eben auf der Harfe gespielt, die ihm vor Schrecken entsinket; nur möchte ich seine Bewegung eher ein Achselzucken als Schrecken nennen. Uebrigens ist das Bild in Angelica's gewöhnlicher Manier, das heißt gefällig, elegant. — Weit geringern Werth scheint Hagar und Ismael zu haben, sie scheint mit dem Engel in ein kaltes, etwa politisches Gespräch verwickelt zu seyn, und der ausgestreckte Arm des Engels ist offenbar verzeichnet. — Für heroische Gegenstände gebricht es der Künstlerin vollends an Kraft. Der Abschied Coriolans ist eine mit vieler Zierlichkeit dargestellte Scene aus einem französischen Trauerspiel. — Hinge-

gen haben drei Mädchen, die aus einem Notenblatt singen, mir recht wohlgefallen; solche Gegenstände sind ihren Kräften angemessen. In Portraits scheint sie jedoch ihre größte Stärke zu besitzen, und vielleicht sind die Frauenzimmer, wenn sie Mahlerinnen werden wollen, recht eigentlich für diesen Zweig der Kunst bestimmt, denn wahrlich sie haben von der Natur einen feinen Instinct erhalten, in Phisiognomien zu lesen, das ganze bewegliche Geberdenspiel des Mannes schnell aufzufassen und zu deuten. Es ist eine Gabe, welche ihnen, als Waffe des Schwächern, die Natur vorzugsweise verlieh. Das Portrait eines schottischen Edelmannes, ganze Figur, in der schönen mahlerischen Nationaltracht, fesselt vorzüglich das Auge. Daneben stand ein allerliebster Knabe, völlig nackend, als junger Bachus gemahlt, und leider stark verzeichnet. Noch einige andre Portraits, bei welchen sie sich bloß auf Brustbilder eingeschränkt hatte, sind ihr vortrefflich gelungen. Canova's Bild stand auch unvollendet.

Seit kurzem befindet sich hier ein junger Historienmahler, Wagner aus Würzburg. Ich habe zwar nichts weiter von ihm gesehen als die Skizze zu einem Gemählde, aber — ex ungue

leonem. — Diese Skizze ist wahrlich eine Löwenklaue. Schon die Wahl des Gegenstandes aus dem Homer, ist von der Art, daß sie augenblicklich den Mann von großem Genie bezeichnet, das den einfachsten Stoff zu der schönsten Mannichfaltigkeit verarbeitet, ohne der erhabenen Einfalt zu schaden. Es ist der alte Nestor, der zwischen den trojanischen Helden in der Stunde der Morgendämmerung erzählend sitzt. In den mahlerischsten und zugleich schwersten Stellungen sind die Helden kunstreich um ihn gruppirt, der Charakter eines jeden in der Art, wie er zuhört, verständlich ausgedrückt. Sehr klüglich z. B. ist Aggamemnon ganz in Schatten gestellt. Die Beleuchtung ist sinnreich, lieblich und wird großen Effekt machen. Die scheidende Göttin der Nacht fliegt mit ausgespreiztem Mantel über die Helden hin. Aurorens Gebiet grenzt an das ihre, doch so, daß das dämmernde Licht vorzüglich auf den alten Nestor fällt. Ich prophezeihe ein herrliches Bild, wenn Hr. Wagner es im Großen ausführt. Nur zwei kleine Bemerkungen möchte ich mir erlauben. Die erste betrift den Ulysses, der in weiter Ferne vom Pferderaube zurückkehrt. Man wird zwar wenig von ihm gewahr, aber ich wünschte ihn doch

ganz hinweg, weil er die schöne Einheit stört. Die zweite geht die Personificirung der Nacht an. Ich habe zwar nichts dagegen, sondern glaube vielmehr, es werde eine freundliche Würkung thun; mich deucht nur, dann müsse auch die Morgendämmerung personificirt, Aurora selbst sichtbar werden. — Vielleicht sind das Kritteleien. Ich mache sie schnell wieder gut, indem ich Deutschland aufrichtig zu solch einem wackeren Künstler Glück wünsche, der bei sehr geringer Unterstützung und knapp zugemessener Zeit (wie es die Art deutscher Mäcene mit sich bringt) dennoch gewiß mehr leisten wird, als die so sehr begünstigten französischen, oder die reich bezahlten spanischen Pensionnairs.

Doch nehme ich von den Franzosen billig Guerin aus, der — wenigstens in Wahrheit und Tiefe der Empfindung unerreichbar bleiben wird. Ja, auch er ist hier der liebenswürdige Schöpfer des Marcus Sextus, der mir in Paris so sanfte Thränen entlockte. Er arbeitet jetzt an der Darstellung einer Idylle von Geßner. Amyntas wollte auf einem rauhen, unbeschatteten Wege zum Tempel des Apoll, einen Ruheplatz anlegen für die Pilger; er pflanzte Bäume und leitete eine Quelle dahin. Apoll,

um seinen frommen Eifer zu belohnen, ließ die gepflanzten Bäume in einer Nacht emporwachsen, blühen, Früchte tragen. An derselben Stelle wurde Amyntas begraben. Auf Guerins Gemählde sehen wir sein Grabmal und den Ruheplatz von Pomeranzenbäumen beschattet. Ein pilgernder Hirt und eine Hirtin haben sich gelagert; eine Enkelin des Amyntas steht vor ihnen, erzählend, welch ein Freund der Götter und Menschen der Mann war, an dessen Grabstein sie sich lehnen. Das ganze Bild athmet sanfte Empfindung, liebliche Stille. Man sollte es nie in eine Gallerie, sondern in das Zimmer eines Unglücklichen hängen, den es im Sturm der Leidenschaften beruhigen würde, wie einst Davids Harfe den König Saul.

Auf einem andern Pfade sucht der Geschichtsmahler Caylard den Ruhm. Er hat sich einen ganz eigenen antiken Styl gebildet, den ich den Lapidarstyl der Mahlerey nennen möchte, der auf den ersten Blick mißfällt, dessen Ungewöhnlichkeit aber mich mißtrauisch gegen mein Urtheil macht. Es ist doch eine ernste große Manier, das Auge muß sich nur erst daran gewöhnen. Caylard arbeitet jetzt an dem Richterspruch des Minos über die Seelen. Das

ganze Bild ist treffliche Poesie, reicher Stoff für den Dichter. Der unbewegliche Ernst in den Köpfen der drei Höllenrichter, die Ruhe im Gesicht und Stellung des Landmanns, der ihnen zunächst steht; der Philosoph auf das Buch in seiner Hand vertrauend; der edle Krieger mit der Hand auf der Wunde, die ihm den Tod fürs Vaterland brachte; das schüchterne Mädchen — und endlich zuletzt, mit zögerndem Schritt und gesenktem Haupte, der Tyrann! — Welche Contraste! — In der Ferne wird man die elysäischen Felder gewahr, und siehe, *ein Kind* springt ungerichtet hinüber in die glücklichen Gefilde. Ein warmer fröhlicher Gedanke! — Auf einem andern, vollendeten Bilde, hat Caylard den bettelnden Belisar vorgestellt, und zwar bettelnd an seinem eigenen Triumphbogen, der seine Thaten, seine Siege, seine Verdienste um das Vaterland verkündet. Ein Mädchen, welches Wasser vom Brunnen holte, reicht dem führenden Knaben eine kleine Münze. In der Ferne, jenseits des Bogens, stehen zwei Soldaten, welche den Bogen betrachten, bewundern, aber den Helden nicht sehen, dessen Ruhm er verewigt. Dieser ruht an einem Brunnen, der die Innschrift trägt: tandem felix. — Vielleicht ist

Taylard noch mehr Dichter als Mahler. Bei der Preisbewerbung in Paris soll er ein Gemählde aus dem Ossian aufgestellt haben, welches — vielleicht auch um der Ungewöhnlichkeit des Styls willen — dem Publikum nicht, wohl aber dem Kenner David sehr gefiel.

Channin ist ein junger, talentvoller Landschaftsmahler. Er hielt sich einige Zeit in Neapel auf, wo er den Vesuv studirte. Aber auch er ist von der gewohnten Heerstraße abgewichen; er hat nicht, wie fast alle seine Brüder, durch die Flammen des Vesuvs eine Nachtscene gräßlich erleuchtet, sondern das Bild des ausgebrochenen Vulkans am Tage zu fassen versucht. Er hat dabei seinen Standpunkt sehr glücklich in einem tiefen Thale zwischen Felsen gewählt, wo ein einsamer Bach still hinrieselt, an dem Hirsche sich ätzen. Nur den dampfenden Gipfel des Vesuvs sieht man über die Felsen hervorragen. Die Rauch und Aschenwolken des furchtbaren Berges oben, die Ruhe des ätzenden Wildes in der Tiefe und die Stille der ganzen Gegend, bilden einen schönen Contrast.

Mademoiselle Bansy ist eine vortreffliche Zeichnerin, eine Schweizerin von Geburt, die in der französischen Akademie bei dem Di-

rekteur Suvee wohnt, und ganz ihrer Kunst lebt. Sie kopirt jetzt die Raphaelschen Gemählde in der Farnesina, und ist gesonnen sie in Kupfer stechen zu lassen. Schade daß diese Gemählde, als dichterische Compositionen, so sehr geringen Werth haben. Man würde nie errathen, was sie vorstellen sollen, wenn es einem nicht erklärt würde. Auch als Portraitmahlerin soll die bescheidene Bansy Vorzüge besitzen.

Ein Spaziergang in dem Garten der Villa Medicis wird keinen Fremden gereuen, selbst wenn es regnen sollte, wie an dem Tage, da ich ihn unternahm; denn rings umher liegen die Atteliers französischer Bildhauer, die zum Theil recht kräftig nach dem Kranze des Ruhmes streben. Vor allen nenne ich Düpaty, einen Bruder des jungen Dichters zu Paris, der unlängst dadurch berühmt wurde, daß der mit dem Donnerkeil bewaffnete Argwohn, ihn wegen eines Vaudevilles nach St. Domingo senden wollte. Der junge Künstler, von dem ich jetzt rede, hat einen colossalischen Philoctet erschaffen, der sich am Fuße verwundet hat. Ich glaube wohl, daß sein Werk nicht fehlerfrei ist, aber die Kühnheit und der kräftige Ausdruck des Ganzen erregen die herrlichsten Erwartungen. Außerdem

hat er eine Büste von dem gefeierten Helden des Tages und drei andere von der Mutter dieses Helden in Marmor gearbeitet.

Mit Düpaty wetteifert Calamor, der eine nackte Bildsäule Bonaparte's in Marmor ausführt. Der Kaiser hält ein Schwerdt, auf dessen Scheide man die drei Nahmen Marengo, Arcoli, Lodi, liest. Weit besser als die Bildsäule, zu welcher die Schmeichelei begeisterte, gefiel mir eine andere, die Unschuld, welche in ihrem Busen eine Schlange erwärmt. Es ist eine sehr liebliche Figur. Auch durch eine weibliche Büste, welche der Künstler Sapho nennt, hat er seinen Schönheits Sinn bewährt. Uebrigens arbeitet auch er an einer Büste von der Mutter des neuen Messias, die selbst wünscht, so oft als möglich in Marmor verewigt zu werden. Er hat ihr ein Diadem zum Kopfschmuck gegeben, auf welchem ihres Sohnes Haupt in Basrelief sich befindet. Vielleicht wünschte sie auf diese Weise einem Jupiter zum Pendant zu dienen, aus dessen Haupte Minerva entspringt.

Wir gehen weiter und finden bei Milon eine artige Psyche mit der Lampe, etwas unter Lebensgröße, und ein skizzirtes Basrelief für Alfieris Grab bestimmt. Das letztere scheint mir

mit allegorischen Personen überladen und wird einen verworrenen Effekt machen.

Der kühnste, wie der verwegenste unter den französischen Bildhauern ist unstreitig Moutony, der eine kolossale Gruppe unternommen hat, Theseus, wie er die besiegte Amazonenkönigin auf seinen Armen davon trägt. Auf den ersten Blick imponirt sein Werk, doch hält es den zweiten nichts aus. Theseus hat das Weib so sonderbar zwischen den Beinen gefaßt, sie reitet so unanständig auf seinem Arm — und dann ist ihr linker Arm so gänzlich mißrathen — ihr Kriegsgewand endet auf der Schulter in einen Löwenkopf, dieser Löwenkopf scheint aus seinem Rachen ihren Arm auszuspeien, oder vielmehr einen fremden ihr nicht gehörigen Arm zur Hälfte verschlungen zu haben. Dieses Werk wird schwerlich Glück machen, ob es gleich an dem Talent des Künstlers nicht verzweifeln läßt, wenn er nur erst etwas furchtsamer wird geworden seyn.

Nicht allein von dem oben genannten Schweikler werden die französischen Bildhauer in Rom übertroffen, auch der Däne Towoalson läßt sie weit hinter sich. Er hat, in kolossaler Größe, einen herrlichen Jason mit dem Widderfelle vollendet, den er in diesem Augenblicke für den rei-

chen Banquier Hope in Marmor ausführt. Schade daß das Glück dem Künstler bei der Wahl des Marmorblocks nicht günstig gewesen, er hat viele böse Flecken. Außer dem Jason sah ich noch bei ihm einen allerliebsten Ganymed, den er jetzt gleichfalls in Marmor für eine russische Gräfin verfertigt. Eine schöne kräftige Büste des unsterblichen Bernstorff schmückt dieses Attelier eines Dänen. Torwalsen macht seinem Vaterlande Ehre, an Kraft übertrifft er sogar Canova.

Die Kunst, schöne Gewänder zu schaffen, scheint vorzüglich der Italiäner Pacetti studiert zu haben. Seine sitzende Minerva (eine kolossale Statue), welche dem vor ihr stehenden, vom Prometheus gekneteten Menschen, die Seele einhaucht, indem sie ihm einen Schmetterling auf den Kopf setzt, hat ihr vorzüglichstes Verdienst im Gewande. Auffallend ist, daß der neugeschaffene Mensch beide Daumen einschlägt, wie einer, der von der Epilepsie leidet. Der Künstler entschuldigt das durch die Versicherung, daß alle neugebohrne Kinder, in dem Augenblick da sie auf die Welt kommen, oder gar im Mutterleibe, die Daumen so einschlagen. Ich bin kein Akoucheur und kann ihm also nicht widersprechen;

aber der Mensch des Prometheus ist hier kein Kind aus Mutterleibe. Mich dünkt, man kann ihm etwas ähnliches von dem zurufen, was der Prinz in Emilia Galotti dem Mahler Conti sagt: weniger treu wäre schöner gewesen. — Pacetti ist als Mitglied der Akademie nach Mayland berufen, nnd wird erst dort seine Minerva in Marmor ausführen.

Der Historienmahler Landi hat ein einschmeichelndes Gemählde ausgestellt, ein sehr schönes Weib, das völlig nackend auf ein Ruhebett hingegossen liegt. Den Purpurvorhang hinter ihr hebt eine schlaue Alte, die einen der schönsten Junglinge leise hinein läßt, und mit dem Finger auf dem Munde ihm Schweigen gebietet. Das Bild ist in keiner Rücksicht mittelmäßig, der Künstler hat mit der Danae des Tizian gewetteifert, doch freilich sein Urbild nicht erreicht; den größten Werth giebt seiner Venus (oder wie man sie nennen will) das belebende Colorit. Man versichert, daß eine der schönsten und vornehmsten Damen ihm bei seiner Arbeit zum Modell gedient habe, ja daß Eitelkeit nicht selten die schönen Römerinnen zu einer solchen Enthüllung ihrer Reize bewegen solle. Wie weit bei dieser Gelegenheit die Eitelkeit führen und verführen

könne, davon redet wohl nur der Gemahl der Dame mit Schaudern, und vielleicht der nicht einmal. — Nach Vollendung seiner Venus will Landi einen Oedip mahlen, wie ihm die Tochter, seine letze Stütze entrissen wird. Ich habe eine kräftige Skizze davon gesehen. — Auch als Portraitmahler hat dieser Künstler große Verdienste. Ueberzeugende Proben davon lieferte mir eine vornehme polnische Familie, Mann, Frau und Schwiegervater. Eine seltsame Grille schien es zu seyn, daß der Vater sich in altrömischer Tracht, der Sohn in spanischer, die Tochter in griechischer Kleidung hatte mahlen lassen. — Landi fühlt den Werth seiner Arbeiten. Für ein ganzes Portrait läßt er sich zweihundert Dukaten zahlen, für seine Venus fordert er fünfhundert. Doch ihm ist Gold zu gönnen, er weiß es anzuwenden. Als vor zwei Jahren in Rom Hunger und ansteckende Seuchen herrschten, lag ein Mensch vor einem Kaffeehause im Begriff Hungers zu sterben. Der Zufall führte Landi vorbei, er sprang hastig in das Kaffehaus, ließ sich den besten Wein geben, eilte heraus, faßte den Sterbenden in seine Arme, flößte ihm Wein in den Mund und rief ihn glücklich ins Leben. Ich habe diese dem menschlichen Künst-

ler Ehre bringende Anekdote von einem meiner Bekannten, der dabei stand.

Der beste italiänische Landschaftsmahler in Rom ist jetzt Labruzzi. Ein paar Gegenden bei Tivoli, nach der Natur gemahlt, sind wirklich vortreflich. Minder gelungen scheinen ein paar andere, die er durch Scenen aus Psychen's Geschichte belebt hat. Sie waren von dem verstorbenen Lord Bristol bestellt, ein Sonderling, um den die hiesigen Künstler noch lange wehklagen werden. — Bis zur Geschichtsmahlerei sollte Labruzzi sich doch nie versteigen, um so weniger, da er eine seltsame Spielerei daraus macht. Man giebt ihm nemlich ein Papier, auf welches man so vielmal fünf Punkte gesetzt hat, als Figuren man auf dem Gemählde haben will, nemlich einen Punkt für den Kopf, zwei für die Hände und zwei für die Füße. Dann sagt man ihm, welchen Gegenstand das Bild darstellen soll, und flugs füllt Labruzzi die Puncte aus. So hat ihm erst kürzlich der liebenswürdige Erbprinz von Meklenburg Strelitz funfzehn Punkte vorgezeichnet, mit dem Begehren, einen Herkules am Scheidewege zwischen Tugend und Wollust daraus zusammen zu setzen. Es ist geschehen, und der Mahler ist wirklich dabei, das Bild in Le-

bensgröße für den Prinzen auszuführen, dem es doch schwerlich zu etwas mehr dienen wird, als zur Erinnerung an einen Scherz. Ich möchte die ganze Spielerei ein gemahltes bout rimé nennen. Die Engländer sollen große Liebhaber davon seyn, und Labruzzi hat in der That ein ganzes Buch voll solcher Einfälle radiren lassen. Das Verdienst dabei ist verzweifelt klein. Die Art, wie er sich darüber vertheidigt, ist eine Selbstanklage. Er sagte nemlich, durch solche vorgeschriebene Punkte werde die Monotonie vermieden, welche sonst einen Mahler leicht bei der Composition seiner Gruppe überrasche. Wehe dem Mahler, der sich davor durch Punkte schützen muß!

Jetzt will ich von einem Gemählde reden, welches den unauslöschlichsten Eindruck auf mich gemacht hat. Es ist der Tod der Virginia von Camuccini, einem Römer. Das Bild ist zwei und dreißig Palmen breit und neunzehn Palmen hoch. Linker Hand auf einer Tribune sitzt der wollüstige Decemvir Appius Claudius, von seinen Lictoren umgeben. Rechter Hand treibt ein Lictor das erschrockene Volk mit Gewalt zurück. In der Mitte ist die Hauptgruppe. Jedermann weiß, daß Appius die schöne

keusche Virginia, unter dem Vorwand, sie sey eine Sklaventochter, dem Vater entreißen und sie entehren wollte. Um sie zu retten, waren alle Mittel erschöpft; der Wuth des Greises wie der des verlobten Bräutigams, spottete der Gewalthaber. Der Augenblick war gekommen, in dem man Virginien wegschleppen wollte. Da wandte sich plötzlich der Vater zu dem Decemvir. „Halt! rief er, noch einen Augenblick! vergieb, Appius, dem Kummer eines Vaters, wenn meine Rede gegen dich unsanft war. Vergönne nur, daß ich das Mädchen noch in Gegenwart ihrer Wärterin selbst befrage, mich überzeuge, daß ich nicht ihr Vater sey, und dann ruhig von diesem Platze scheide. — Es ist dir vergönnt, sprach Appius. Sogleich führte Virginius seine Tochter zu den nahen Buden, ergriff dort das Messer eines Schlachters, und stieß es ihr mit den Worten in die Brust: siehe das ist das einzige Mittel deine Freiheit zu retten! — Dann kehrte er sich gegen den Richterstuhl, streckte die blutige Faust mit dem blutigen Messer dem Decemvir entgen und schrie: Te Appi tuumque caput hoc sanguine consecro! (dieses Blut komme über dein Haupt) — Diesen fürchterlichen Augenblick hat der Künstler gewählt, und mit

mit furchtbarer Wahrheit darstellt. Das Gesicht des Vaters spricht Verzweiflung und Trotz, Schmerz und Wuth! von allen diesen Leidenschaften ist keine halb ausgedrückt, sie sind nicht gemischt in diesen erschütternden Zügen, sie sind alle ganz darinnen; ja sogar ein Lächeln der Unterirrdischen hat der Künstler darüber hingehaucht, wie einen Flammenschein über Felsenzacken. Man hört den unglücklichen Vater gräßlich lachen, aber man hört ihn auch fürchterlich heulen. Die Worte: „mit diesem Blute weih' ich dein Haupt dem Tode!" zischen nur zwischen den Zähnen hervor; ihm versagt die Stimme; aber das blutige Messer schreit laut! — und Appius — ha! da sitzt er, niedergedonnert! überrascht von der That; Schrecken und Wuth verzerren die tiefgegrabenen Züge, er beißt die Zähne zusammen; der Zorn spannt die Muskel seiner Arme, ballt seine Faust, der Zorn krümmt seine Fußzehen auf dem Rande der Tribune zusammen. Vom Kopfe bis zur Scheitel ist der Mann nur eine einzige Zuckung. — Und das herrliche Mädchen! diese reine Unschuld! schon halb entseelt ist sie in die Arme des alten Numitorius gesunken; ihre Linke hängt todt herab, ihre Rechte sucht mit der letzten Kraft das Gewand ihres Vaters zu fas-

sen; ihr Auge bricht, aber sie ist noch immer unaussprechlich schön! ein Lächeln begleitet ihren fliehenden Geist. Der Bräutigam kniest neben der entseelten Braut, sucht das Blut ihrer Wunde zu stillen. Mit ausgebreiteten Armen will die verzweifelnde Amme sich auf sie werfen. In den reichen Gruppen der Umstehenden ist Mitempfindung auf die wahrste und mannichfaltigste Weise ausgedrückt. Die Römerinnen, welche der Lictor zurückdrängt, hört man schreien: müssen wir darum Töchter gebähren! — Nur allein die Art der Theilnahme, welche der Künstler auf die Gesichter der Lictoren geschrieben hat, bezeichnet die Sklavenseelen. —

Was soll ich nun von Menschen halten, die vor solch ein Gemählde hintreten und kritteln? die, während mir der Athem enger wird und meine Augen sich befeuchten, mit kalter Krittelei mir zeigen, oder zeigen wollen, daß die verschiedenen Gruppen nicht innig genug verbunden sind; daß die Stellung der Virginia einem Telegraphen gleich sieht; daß das Ganze keine Haltung habe; und was dergleichen die Kunstmenschen noch mehr zu tadeln finden. O wie herzlich bedaure ich den armen Mann, der vor diesem Bilde, statt zu genießen, sich selbst quält,

seine Kennerschaft zu beweisen! — Nicht um die Welt möchte ich die Gabe besitzen, alle Fehler eines Bildes gleich auf den ersten Blick zu erkennen. Eine Gabe nannte ich es? o es ist ein Fluch der auf Künstlern ruht. Ich wundre mich nur, daß solche Unglückliche nicht auch die Blumen ausmessen, und bestimmen, ob eine Rose ihre Blätter nach der Kunst gefaltet hat. — Wenn die Virgin'a von Camuccini mich zum lebendigen Zeugen der lebendigen Begebenheit macht; wenn sie alle die Empfindungen, welche die Umstehenden damals ergriffen, auch in mir wirklich hervorbringt; wenn ich, mich selbst vergessend, mit dem Vater weine, mit dem Volke schreye, und dem Virginius das blutige Messer entreißen möchte, um es dem Appius in die Brust zu stoßen — was kann man mehr von einem Kunstwerke fordern? — Aber die Formen! die Formen! — ei so hol euch der Henker mit euren Formen! ihr herzlosen Menschenformen! sucht irgend einen Prometheus, und laßt euch zuvor einen Funken einhauchen, ehe ihr über solch eine Darstellung richten wollt. Der Geist! die Seele! das schrei ich euch entgegen! was sollen mir eure geregelten Formen? was liegt mir daran, ob Virginia noch mahlerischer

habe fallen können? was frage ich darnach, ob die Gruppen noch kunstreicher hätten vereinigt werden können? — ich sehe ja kein Bild, ich bin ja gegenwärtig, bei der Begebenheit selbst. Es ist ja kein Zug in allen diesen Gesichtern, der mich erinnerte, es sei nur Täuschung. So und nicht anders, drücken alle diese Leidenschaften sich aus; das fühle ich tief! und verlangt man mehr? — Formen mahlen, oder meisseln, oder dichten, o das läßt sich lernen; der mittelmäßigste Kopf kann es weit darin bringen; Leidenschaften mit tiefer Wahrheit darstellen, das ist der Stempel des Genies. Das fühlen auch die Kunstmenschen wohl, und weil die Natur ihnen Genie versagte, so halten sie sich an die magern Formen, die sie auch begreifen, die sie auch nachmachen können, und alle ihr Kritteln ist im Grunde nichts anders, als eine Vertheidigung ihrer eigenen Mittelmäßigkeit und Eingeschränktheit und trocknen Steifigkeit. — Ich fühle wohl, daß ich zu warm werde, aber wer hier nicht aufsprudelt, der — nun den mag ich wenigstens nicht zum Freunde. — Ich sollte wohl, um mich abzukühlen, noch von einem andern Bilde Camuccini's sprechen, von einem ungläubigen Peter, der die Hand in Christus Wun-

den legt; aber es ist eine bestellte Kirchenarbeit, die in Mosaik ausgeführt werden soll. Sie mag allerdings auch ihre großen Schönheiten haben; aber nach der Virginia läßt sie sich nicht betrachten.

Auch mehrere Russen befinden sich jetzt in Rom, welche beweisen, daß die Natur sie so gut als andre Nationen mit Kunstsinn begabt hat. Der vorzüglichste unter ihnen ist ein Landschaftsmahler, Feodor Matwejeff, der sich schon seit fünf und zwanzig Jahren hier aufhält. Er vollendet eben ein großes Bild, eine Ansicht vom Mont Cenis, und schwingt sich fast dadurch zu dem Range der Reinhardte und Denise empor; wenigstens wird er mit der Zeit nicht hinter ihnen bleiben. Er ist nicht russischer Pensionair, aber Kaiser Alexander hat ihm kürzlich ein Geschenk übersandt, welches ihm große Freude macht. Möchte doch der Kaiser diesen verdienstvollen Mann zurückrufen, und etwa nach der Crimm schicken, um in einem an Schönheiten so reichen Lande, wo nur selten ein Mahler der Natur etwas abstiehlt, reizende Gegenstände für seine Kunst zu sammeln, die noch überdies ein Nationalinteresse haben würden. — Ich habe noch zwei andre Landschaften bei Matwejeff ge-

sehen, die mein erstes Urtheil bestätigen: eine Ansicht von Neapel und eine von Tivoli, beide für den russischen Grafen Panin bestimmt.

Ein vielversprechendes, doch noch nicht so ausgebildetes Talent als dieses, hat Alexi Jegorieff, Historienmahler. Mit den Farben weiß er schon trefflich umzugehen, und seine Zeichnungen sind ziemlich korrect, nur die Muse der Dichtkunst hat ihren Stempel noch nicht auf seine Werke gedrückt. Ein Herkules am Scheidewege wird ein schön geformtes und gemahltes Bild; aber diese Tugend ist nicht tugendhaft, diese Wollust ist nicht wollüstig. Eben so kalt läßt die Ehebrecherin, beschämt vor Christus stehend; die Tochter, welche ihrem Vater im Gefängnisse die Brust reicht; ja sogar der Christus, dem auf seinem Leidensgange das Blut abgetrocknet wird, obgleich dieser leztere sein am meisten vollendetes Gemählde ist, und in Behandlung der Farben wenig zu wünschen übrig läßt. Der fliehende Brudermörder Cain war nur skizzirt, und, wie es schien, recht gut gedacht; aber in den Wolken läßt der ihm fluchende Gott sich von Engeln tragen, die ihm die Hände unterschieben, daß er nicht falle. Ich weiß wohl, daß man die nehmliche Idee bei vielen großen Mei-

stern antrift, die sich doch noch durch die abgeschmackten Begriffe ihres Zeitalters entschuldigen mögen; heut zu Tage ist sie unverzeihlich albern. Am geistvollsten ist Jegorieff eine skizzirte Gruppe aus dem bethlehemitischen Kindermord gelungen; wenn nur der vermaledeite Gegenstand nicht so gräßlich wäre!

Rhoden, ein deutscher Landschaftsmahler, zeichnet durch wahres Verdienst sich aus. Auch er schwelgt, wie sie alle zu thun pflegen, in den unerschöpflichen Reizen von Tivoli. Fast zu fleißig ausgearbeitet sind seine Bilder, man kann sie beinahe als Miniaturgemählde ansehen, und ich wundre mich nur, daß dieser ängstliche Fleiß ihnen, in gewisser Entfernung betrachtet, keinen Schaden thut.

Auch der Engländer Wallis ist Landschaftsmahler, und der einzige von seiner Nation, der genannt zu werden verdient; nur ist sein Styl etwas hart, seine Farbe etwas zu grau. Die Figuren, durch welche er seine Landschaften belebt, sind ziemlich schlecht. Meistens wählt er Geschichten aus Ossian. Ein Cincinnatus war fast dramatisch gedacht. — Am seltsamsten fiel mir ein Schwarm von Seelen auf, die, auf einem andern Bilde, sich in den Lethe stürz-

zen, um Vergessenheit zu schlürfen. Sie gingen und schwebten nicht, sondern flogen alle dicht über den Boden hin, und, da sie sämmtlich noch die Kleider trugen, deren sie sich in der Oberwelt bedient hatten, so nahm sich diese fliegende Schaar sehr kindisch aus.

Koch, Landschafts- und Historienmahler zugleich, ist ein gebohrnes aber nicht ausgebildetes Genie. Als Herzog Carl von Würtenberg einst durch Tyrol reiste, fand er ihn als Hirtenknaben, der das Vieh weidete und dabei zeichnete. Das fiel dem Herzog natürlich auf, er nahm ihn mit, und ließ ihn auf seiner damals berühmten Akademie zu Stuttgardt erziehen. Hier verrieth er bald einen unbändigen satyrischen Geist. Zwey Töchter des Obervorstehers, welche häßlich waren, mahlte er einst sehr ähnlich als Vogelscheuen auf einen Kirschbaum. Den Obervorsteher selbst, welcher aus Geiz schlechten Taback zu rauchen pflegte, mahlte er mit der Pfeife im Munde, und, von dem häßlichen Geruch betäubt, fielen die Vögel todt aus der Luft. Sein satyrischer Witz verschonte auch höhere Personen nicht. Als die französische Revolution ausbrach, wurde er mit Leib und Seele Republikaner, ging nach Strasburg, und hielt im Jakobinerklub eine ausschwei-

sende aber kräftige Rede, während welcher er sich den Zopf abschnitt, ihn sogleich in ein Couvert siegelte und nach Stuttgard schickte. Jetzt ist er schon seit langer Zeit in Rom. Eine Landschaft, auf welcher Noah nach der Sündfluth das erste Opfer bringt, und einige Gegenden von Tivoli, beurkunden seinen Beruf zu diesem Zweige der Kunst. Eine historische Scene aus Ossian hingegen, hat mir in keiner Rücksicht Genüge geleistet.

Schick, ein Geschichts- und Portraitmahler, ist vielleicht nur zum letztern gebohren, wenigstens giebt das einzige große Bild, welches ich in der ersten Gattung von ihm gesehen, mir ein Recht zu vermuthen, daß ihm der belebende Dichterfunke gänzlich fehlt. Es ist Noahs Opfer nach der Sündfluth. Die Gruppen sind allzusehr zerstreut, das Auge kann sie nicht zusammenfassen. Auch er läßt den lieben Gott, von Engeln getragen, aus den Wolken herabkommen, und zwar schießt die himmlische Gruppe so entsetzlich schnell hernieder, ist dem Haupte Noah's bereits so nahe, daß sie entweder die Opfernden erdrückt, oder, im Fall sie durch einen Wink der göttlichen Allmacht sich plötzlich schwebend erhält, in einer ängstlichen, dem Auge wehthuenden Lage

bleiben muß. Auch gegen das Opfer selbst hätte ich einige historische Einwendungen. Schwerlich haben die Früchte, die etwa Noah mit in den Kasten nahm, sich so lange conservirt, um noch zum Opfer zu taugen; andre gab es aber noch nicht auf dem überschwemmten Erdboden. Eben so schwerlich darf vermuthet werden, daß Noah ein Schaaf geschlachtet habe; denn bekanntlich nahm er von jeder Gattung Thiere nur ein Pärchen mit in den Kasten; hätte er nun die Hälfte der Schaafe dem Opfermesser geweiht, so würde die andre Hälfte sich nicht mehr fortgepflanzt haben.

Ein sehr bescheidener und gewiß nicht verdienstloser Künstler ist Kiesling, ein Bildhauer und Pensionair des Wiener Hofes. Sein Ganymed, sein Hymen sind liebliche Figuren. Bei dem Kaiserlichen Gesandten, Grafen Kehvenhüller, hat er eine Gruppe aufgestellt, Mercur, welcher Psychen in den Olymp holt, die, bei fortgesetzten Studium, viel verspricht. Er wird bald nach Wien zurückkehren, und erst dort die drei genannten Werke in Marmor ausführen. Es scheint ihm so sehr Ernst um seine Kunst, und er wünscht so aufrichtig, tadelnde und belehrende Werke zu empfangen, daß er schon

um deswillen rühmlich ausgezeichnet zu werden verdient. Kann er seine Gruppe etwas mehr himmelanstrebend bilden, kann er Psychens Züge durch ein etwas ängstliches Staunen interessanter machen; so wird sie einst unter den besten Kunstwerken ihren Platz verdienen. Seine Formen mögen, besonders in den Seiten, nicht ganz fehlerfrei seyn.

Auch in Deutschland ist Gmelin schon als ein trefflicher Kupferstecher bekannt; als einen der besten Zeichner habe ich ihn hier kennen lernen. Viele warm gezeichnete Ansichten von Tivoli und dessen herrlichen Ruinen schmükken die Wände seines Zimmers. Er arbeitet jezt an einem Claude Lorrain aus der Gallerie Doria, den er als Pendant zu einer andern Landschaft von demselben Meister liefern wird.

Giuntotardi, ein Italiäner, heißt auch Landschaftsmahler, ich werde ihn aber lieber einen braven Situationszeichner nennen. Wer, von dem was er gesehen, angenehme und lebhafte Erinnerungen mitzunehmen wünscht, der kann bei ihm schöne, kolorirte Zeichnungen kaufen, welche die interessantesten Gegenstände getreu darstellen. So hat er z. B. das Forum Romanum (Campo Vaccino) trefflich abge-

bildet, mit allem was ich auf meinem Spaziergange durch Rom beschrieben habe. Um das Bild zu beleben, tanzen die heutigen Römer im Vorgrunde den bekannten Saltarello. Als Pendant dazu wünschte ich dasselbe Forum Romanum, wie es einst war, und zur Belebung einen Cicero auf der Rednerbühne vom Volke umgeben. — Eine Ansicht von Pompeji, wo man gerade auf die Straße dieser auferstandenen Stadt hinblickt, wird auch demjenigen einen deutlichen Begriff davon geben, der nie so glücklich war, diese einzige Merkwürdigkeit in ihrer Art zu sehen. Dasselbe gilt von den Ruinen von Pästum und mehrern andern.

Keller, ein Bildhauer aus Zürch, hat eine Atalante geformt, die er, für Lord Bristol, in Marmor zu hauen in Begriff stand, aber der Tod, schneller als Atalante, kam ihm zuvor, und, indem er den Künsten einen Beschützer entriß, lähmte er auch die Hand des Künstlers, dessen Atalante unvollendet steht. Kenner behaupten, es gehe nicht viel verlohren, wenn sie auch immer so stehen bliebe. Keller beschäftigt sich und seine Schüler mit Nachbildungen im Kleinen von den berühmtesten Kunstwerken, die zwar schön, aber weit theurer sind, als die Florentiner

Fabrik sie liefert. Auch eine ihm eigene recht artige Idee fand ich darunter, eine Venus, die eben ihre Muschel geöffnet hat, und, noch auf der untern Muschelschaale knieend, die obere über dem Haupte hält. Im Kleinen nimmt sich das sehr gut aus, doch im Großen ausgeführt, würde die Muschel die Figur erdrücken.

Aqusti, ein italiänischer Bildhauer, hatte auch für Mylord Bristol eine Gruppe in Arbeit. Ihm hat der Tod des Mäcens den Meißel nicht aus der Hand gewunden; er ist dabei sie in Marmor zu vollenden, obwohl er vielleicht besser thäte sein Modell zu zerbrechen. Es stellt den Kriegsgott dar von der Liebesgöttin umarmt, über Lebensgröße. Zwar ist dieser Mars nicht ohne Verdienst; aber diese Venus mit ihrem breiten Bauche, stammt offenbar aus der niederländischen Schule. Ein anderes seiner Werke, auch eine Venus, die sich mit Rosen bekränzt, ist etwas besser gerathen.

Metz ist ein trefflicher Kupferstecher, der sich sehr lange in England aufgehalten. Er arbeitet jetzt an einem großen Werke, welches ihm die Nachwelt einst noch mehr als die Mitwelt verdanken wird, nemlich an dem jüngsten Gericht von Michel Angelo. Dieses regellose Ge-

nieproduct geht in der Sixtinischen Kapelle nach und nach zu Grunde; schon jetzt wird es dem Abzeichner sehr schwer manche Partien zu erkennen. Er muß auf einer Leiter hoch hinauf klimmen und sich ganz in der Nähe die Figuren zu entziffern suchen. Viele Gruppen habe ich erst durch Metzens Zeichnung kennen lernen. Dieses gewaltig reiche Gemählde von dreihundert Figuren bringt Metz auf zwölf Platten, die man, nach Gefallen, entweder einzeln aufbewahren, oder zu einem großen Ganzen vereinigen kann. Ich würde das letztere vorziehen, weil man sich doch nur dann eine ganze deutliche Vorstellung von diesem Riesenwerke Michel Angelo's machen kann. Vereinzelt müssen nothwendig die verschiedenen Gruppen unterbrochen werden, die Einbildungskraft kann sie nicht so schnell wieder zusammen setzen, das Bild fällt auseinander. Die vereinigten zwölf Platten nehmen freilich einen sehr großen Raum ein, und man findet keine Glasscheibe, die das Bild bedecken könnte, aber Metz giebt den Rath eine Art von Glasfenster darüber machen zu lassen, welches man auf- und zuschieben kann. Ein recht guter dünner Firniß würde auch sehr zur Erhaltung beitragen. Der Subscriptionspreis auf dieses Werk ist zehn

Louisdor, welches mir in der That ein geringer Preis zu seyn scheint. Nach wenigen Jahren würde man gewiß gern das Dreifache bezahlen. Der Künstler glaubt etwa noch ein Jahr daran zu arbeiten. Die Hälfte des Preises wird prä=numerirt. Mehrere Platten sind schon ganz fertig und vortrefflich gerathen. Für junge und alte Künstler ist es ein klassisches Werk, das ein jeder sich anschaffen sollte, denn es giebt keine einzige denkbare Stellung und Körperbiegung in der Welt, die nicht hier anzutreffen wäre. Das Blatt wird in dieser Rücksicht unschätzbar seyn. Hingegen kann man es, als Muster in Richtigkeit der Zeichnung, wirklich nicht empfehlen; es wimmelt von groben Schnitzern; hier ein Bein zu lang, dort ein Arm zu kurz; hier ein Männerarm an einem weiblichen Körper, dort umgekehrt. Es ist lustig zuzuhören, wie die Künstler alle das bemänteln, denn bekanntlich leiht man einem großen Mann bei seinem Leben Fehler, die er nicht hatte, nimmt ihm aber dagegen nach seinem Tode die, die er wirklich besaß. — Daß übrigens die ganze Composition noch tausendmal interessanter und sinnreicher seyn würde, wenn sie ein heidnisches jüngstes Gericht darstellte, wird jeder sehr natürlich finden, der weiß, wie

unpoetisch unsere Religion ist. Wenn z. E. zwei Mohren an einem Rosenkranze in den Himmel hinauf gezogen werden, um dadurch anzudeuten, daß sie die ewige Seligkeit ihrer Bekehrung zum Christenthum verdanken, so ist das freilich sehr lächerlich.

Kaysermann, ein Genfer und sogenannter Veduten-Macher. Der Ausdruck scheint einige Geringschätzung seiner Kunst zu verrathen, und das verdient sie doch wohl nicht, denn manche seiner Veduten streiten um den Preis mit schönen Landschaften, und wo er blos Gebäude, Ruinen u. s. w. abbildete, da weckt die Treue der Darstellung sehr angenehme, lebhafte Erinnerungen, die durch einen geschickten Pinsel noch verschönert werden. Ich muß unter andern das Coliseum und das Grabmal der Familie Plautia als große vorzügliche Stücke auszeichnen. An die Cascatellen hätte er sich freilich nicht wagen sollen. Hingegen hat er eine Menge reizender Ansichten von Trivoli verfertigt, und sie durch Nationaltänze oder Beschäftigungen belebt. — Einer bei Künstlern seltenen Erscheinung muß ich noch erwähnen. Kaysermann nemlich ist zugleich Mahler und Schweinehändler. Er pflegt im Frühjahre viele tausend Schwei-

ne

ne aufzukaufen, zieht sie groß, und verkauft sie wieder mit großem Vortheil. Auch viele von den Ziegen gehören ihm, die in Rom herumgetrieben und von Haus zu Haus gemolken werden. Da heißt es wohl recht: die Kunst geht nach Brod.

Maximilian ist ein mittelmäßiger Bildhauer, und ich möchte wohl wissen, wie er zu dem ehrenvollen Auftrage gekommen ist, eine kolossale Bildsäule des französischen Kaisers für den Saal zu verfertigen, in welchem der Senat oder das Tribunat sich versammelt. Sie ist fast vollendet, ist aber viel zu gewandreich; vor lauter Gewand sieht man den Helden kaum. Es ist wahr, daß er selbst ein weites Gewand zu lieben scheint, denn sein Kaisermantel war, wo ich nicht irre, acht Ellen breit, und nach diesem scheint der Künstler das unendliche Gewand geformt zu haben. Der Faltenwurf ist größtentheils recht schön, nur nicht um das Knie, wo er gar zu häufig und verworren ist. Die Hände sind sehr mittelmäßig, der Kopf ist von Canova's Koloß entlehnt; ich werde weiter unten davon sprechen. Also in der Gestalt eines römischen Konsuls steht Napoleon da, das Haupt mit einem Lorbeerzweig umwunden; in der Rechten ein Steuer-

ruder haltend, das er auf eine Weltkugel stützt — (welche ungeheure Schmeichelei!) in der Linken das berühmte Konkordat, durch welches bekanntlich die Franzosen ihre Göttin der Vernunft wieder absetzten. Um der Bildsäule noch eine Stütze zu geben, hat der Künstler eine Art von Weinfäßchen angebracht, von welchem er behauptet, eine solche Maschine habe einst gedient, um die Fasces darin aufzubewahren. Ich weiß das nicht, und kann ihm also nicht widersprechen; so viel weiß ich aber, daß dieses Weinfäßchen neben dem Helden eine seltsame Figur macht. Nun zum Piedestal. Er scheint mir viel zu klein für diese Statue, und kleinlich ist es, daß man es nicht aus einem Blocke verfertiget hat. Hingegen sind die Schmeicheleien auch nicht daran gespart. Alle vier Seiten tragen Basreliefs; hier ein Genius, welcher die Jugend krönt; dort Klugheit und Sieg, die ihre Kronen austauschen; auf dem dritten die Klugheit, aus den Händen der Schnelligkeit eine Schlange nehmend; und endlich das vierte, vielleicht das bedeutendste: der Sieg, welcher das Glück ein wenig unsanft bei den Haaren faßt. In der That sieht es aus, als sollten der armen Glücksgöttin alle Haare aus dem Kopfe gerauft werden, und wer weiß, was geschieht.

Bouquet oder Boquet, ein französischer Landschaftsmaler, soll große Verdienste besitzen; ich habe ihn aber nicht gesehen, denn eine schwere Krankheit seiner Gattin verhinderte ihn, meinen Besuch anzunehmen. — Den Beschluß dieser Künstler-Gallerie mache der herrliche

Canova.

Indem ich seinen Namen ausspreche, nenne ich den größten Bildhauer, der seit Phidias Zeiten gelebt hat. Ich weiß recht gut, daß die Kunstmenschen auch über dieses Urtheil spötteln werden; ich weiß recht gut, daß es jetzt in Rom Mode geworden, Canova zu verkleinern, ja tausendmal zu wiederholen: es fehle ihm an Kraft, er dürfe sich an große Gegenstände gar nicht wagen; die Zeichnung seiner Formen sey nicht immer ganz richtig; für Basreliefs habe er gar keinen Sinn, und was dergleichen Albernheiten mehr sind, die Einer dem Andern nachschwatzt, und die alle nur zum leidigen Trost über Canova's ausgebreiteten Ruhm erfunden worden sind. Formengerechte Kunststückmacher verzweifeln, den dichtenden Künstler zu erreichen, zucken daher die Achseln, flüstern und werden endlich laut. Sie haben einen vornehmen Protektor,

dessen platte Physiognomie sie etwa in Gips abgeformt haben, der schwatzt mit. Oder sie machen gar einer hübschen Frau den Hof, die ein wenig Ton angiebt; nun ist das Spiel gewonnen, und die große Wahrheit gefunden, daß Canova nie bis zu der eigentlichen Kunsthöhe sich schwingen werde. Warum hat er aber auch seinen Ruhm in ganz Europa ausgebreitet, und ist so verwegen, noch zu leben? wußte er denn nicht, daß man todt, recht sehr todt seyn muß, um Verzeihung für ein Talent zu erlangen, das mächtig auf die Mitwelt wirkte? wußte er nicht, daß ein trockenes, geregeltes Verdienst, von gewissen Leuten immer hoch über das Genie gestellt wird, weil sie kein anderes Mittel kennen, sich von der lästigen Hochachtung zu dispensiren. Ihren eignen Götzen räuchern sie nur deshalb so gern, weil der Mangel des allgemeinen Beifalls diese mehr in der Demuth erhält, und sie desto dankbarer gegen die Wenigen machen muß, die sie überreden, sie wären auch große Männer. Ferner glaubt man sich ein Ansehn dadurch zu geben, wenn man anders urtheilt, als viele tausend gescheite und empfindende Menschen. Wer, wo alle loben, alle hingerissen werden, noch so viel zu tadeln findet, der muß wohl ein gewalti-

ger Kenner seyn. Es ist ein so kitzelndes Gefühl, sich in die Brust werfen, und andere ehrliche Leute von oben herab messen zu dürfen. Der Hang dazu ist dem Menschen angeboren. Ich sah noch neulich auf der Wachparade einen kleinen Jungen, dem seine Eltern ein hübsches Husarenjäkchen hatten machen lassen, ihm auch einen kleinen Säbel um die kleinen Lenden geschnallt hatten. Da stolzirte er unter den Officiers herum, warf erhabene Blicke auf die Zuschauer. Das nemliche Gefühl hat sich jener Kunstmenschen bemeistert. Sie selbst können nichts hervorbringen, so wenig als der kleine Junge mit zu Felde ziehen kann; aber ihr erhabenes Kunstgeschwätz tragen sie zur Schau, wie das Kind seinen kleinen Säbel, und bilden sich ein, wie dieses, die Umstehenden hielten sie auch für etwas rechtes. — Doch schon viel zu lange habe ich bei diesen albernen Kreaturen verweilt. Geschwind zurück zu dem herrlichen Canova, der den Meisel des Phidias erbte, ihn mit dem immer grünenden Lorbeer der Dichtkunst umschlang, und den, während er arbeitet, die Grazien unaufhörlich umgaukeln. Ich will nicht warten, bis er todt ist, um laut zu bekennen, daß seine Kunstwerke mich entzückt und bezaubert haben. Doch wo soll ich

anfangen? seine Werkstatt ist die reichste in Rom, und eben diese Fruchtbarkeit wird ihm zum neuen Verbrechen gemacht. — 1) Psyche, traulich an Amor sich schmiegend. Wenn es möglich wäre, daß einst die Liebe aus der Welt verschwände, nur Wollust zurück bliebe, und eine freudenlose Nachwelt fragen müßte: was war denn eigentlich Liebe? Dann stelle sie einen Jüngling und ein Mädchen vor diese Gruppe, mit feuchtem Blicke und lächelnder Angst wird ihr Auge daran hängen, und unwillkührlich werden ihre Arme sich öffnen; ohne zu begehren wird der Jüngling das Mädchen an seine Brust drücken, und die Liebe ist wieder geboren. — 2) Hebe. Eine Verklärte! ein Mädchen aus der Geisterwelt! ein zartes, überirrdisches Wesen, das wie ein Frühlingshauch dich umschwebt. Man tadelt die Marmorwolken unter ihren Füßen, aber ich habe sie gar nicht gesehen. Man tadelt auch die goldene Schleife, mit der das leichte Gewand um den jungfräulichen Leib befestigt ist, und dieser Tadel möchte nicht ganz ungerecht seyn; denn diese Schleife war das einzige, was mich zur Erde herabzog; als ich die Schleife sah, hätte ich das Mädchen umarmen mögen. — Hebe sowohl, als Amor und Psyche, waren bereits

das Eigenthum eines reichen Engländers (so erzählt Canova) und befanden sich schon in England, als die Kaiserin der Franzosen Canova um etwas von seiner Arbeit ersuchen ließ. Er hatte nichts fertig, und konnte auch in Jahren nicht daran denken, den wünschenden Befehl jener Beherrscherin zu erfüllen. Da schrieb er an den Engländer, und bat, ihm die beiden Kunstwerke, gegen Rückzahlung des Kaufpreises, wieder abzustehen. Der stolze Britte sandte die Götterbilder zurück, nahm aber kein Geld dafür, sondern bedung sich aus, daß der Künstler bei mehrerer Muße ihm ein anderes Werk zum Ersatz liefern solle. Es gefällt mir, daß dem Engländer ein Kunstwerk von Canova nicht feil war. — 3) Hercules, der den Anteus ins Meer schleudert. Eine kolossale Gruppe, kühn gedacht und mächtig wirkend. Verzweifelnd klammert sich Anteus noch an die Löwenhaut. Hier krittelt man wieder: Hercules wende zu viel Kraft an, die Hälfte sey genug, um seinen schwachen Gegner hinab zu werfen. Der gute Canova kann es den Kunstmenschen nie recht machen; bald hat er der Kraft zu viel, bald zu wenig. — 4) Palamedes, seine neueste in Marmor vollendete Statüe. Vollendet ist sie in jeder Rücksicht. —

5) Das Grabmal der Erzherzogin Christine. Ich wünsche der Kaiserstadt Glück zu dem herrlichen, in seiner Art einzigen Kunstwerk, das sie nun bald in ihren Mauern besitzen wird. Möchte es nur vortheilhaft aufgestellt werden! Von der Wirkung des Ganzen kann ich nicht urtheilen, da ich die Figuren nur einzeln gesehen, doch prophezeihe ich, sie werde groß seyn. Auf der obern Stufe des geöffneten Grabmals, linker Hand, steht die Tugend, den Aschenkrug haltend, der mit Guirlanden umwunden ist, deren mahlerisch herabhängende Enden zwei schöne weibliche Figuren tragen. Einige Stufen tiefer steht ein Greis, der von der Wohlthätigkeit heraufgeführt wird. Rechts stützt der Genius des Gatten sich auf einen Löwen, um Kraft für seinen Schmerz zu schöpfen. Aufschwebend trägt ein anderer Genius das Brustbild der Verstorbenen. Vielleicht ist die ganze Idee ein wenig zu gesucht, nicht einfach genug, aber die Ausführung ist unübertrefflich schön. Das einzige, was der Gruppe gewiß schaden wird, ist das erzherzogliche Wappen, welches zu Tugend und Wohlthätigkeit auch noch den Rang gesellt, der hier ganz überflüssig ist. Der Künstler hatte freilich eine ähnliche Ueberzeugung, aber

— man wollte es nun einmal so. — 6) Bonaparte, kolossal (bestellte Arbeit), als ein vorschreitender Mars, ganz nackend, blos den Kriegesmantel nachlässig über die eine Schulter geworfen. Auf der rechten Hand trägt er eine kleine Viktoria, auf der Tuba blasend. Es ist bemerkenswerth, daß der Künstler anfangs die Viktoria mit dem Gesicht gegen den Helden gewendet hatte, so daß sie fast einem Vöglein glich, das ihm zahm auf die Hand geflogen. Aber entweder schien es unschicklich, daß der Held von seinen eigenen Siegen sich vorblasen hörte, oder, man hätte daraus schließen können, daß nunmehr seine Siege geendigt seyen; genug, die Viktoria ist jetzt umgekehrt, sie verkündigt aller Welt ihres Lieblings Größe, und flattert lustig vorwärts zu neuen Triumphen. Aehnlichkeit muß man in diesem kolossalen Kopfe nicht suchen. Der Kaiser der Franzosen ist so kleiner Statur, und seine Gesichtszüge sind so zusammengedrängt, daß, wer ihn einmal sah, ihn schwerlich in dieser Masse erkennen wird. Es kam ja aber auch nur darauf an, der Nachwelt eine große, wenn gleich täuschende, Idee zu hinterlassen. So machten es ja auch die Alten. Plinius erzählt, daß der Musentempel zu Rom wegen der vielen Sta-

nen von Gelehrten sehr berühmt gewesen. Unter andern befand sich auch ein kolossaler Actius Plautius darunter. Das Original war ein ganz kleines Männchen. — Das Glück ist auch hier seinem Günstling hold gewesen, denn es hat, zum Behuf dieser Bildsäule, einen makellosen karrarischen Marmorblock zu Tage gefördert, den man von dieser Größe höchst selten findet. — 7) Lächerlich abstechend ist dagegen die gleichfalls kolossale Statue des Königs von Neapel, der sich auch einen Helm hat aufsetzen, und ein Kriegsgewand umthun lassen. Man kann das gutmüthige Gesicht in dieser Vermummung nicht ohne Lachen ansehn. — 8) Die Prinzessin Borghese, so gut als ganz nackend, auf ein Ruhebett hingegossen, mit einem Apfel in der Hand (!) Ist diese Abbildung gleich nicht allzu decent, so ist sie doch im antiken Geschmack; nur muß ich bekennen, daß, wenn ich die Ehre hätte, der Gemahl der Prinzessin zu seyn, ich meine nackende Gemahlin nicht gern so zur Schau stellen würde. — 9) Die Mutter des französischen Kaisers, als eine sitzende Agrippina, den Arm nachlässig über die Lehne des Stuhls geworfen. Stellung und Gewand sind meisterhaft. — 10) Eine Venus, die sich scham-

haft in ein leichtes Gewand hüllt. Man könnte sagen, die Stellung sey der mediceischen etwas nachgeahmt; ich finde sie aber weit schöner als jene, denn diese Venus läßt sich das verzweifelte steife porte des bras nicht zu Schulden kommen, das jene von einem Tanzmeister gelernt zu haben scheint. — Ich komme nun zu den Basreliefs, für welche man dem Künstler das Talent abspricht, und in welchen er mir wo möglich noch herrlicher erscheint, als in seinen Bildsäulen. Vor allen nenne ich zuerst den rasenden Hercules, dies tief erschütternde Meisterwerk. Hercules, im Wahnsinn seine eigenen Kinder für die seines Feindes haltend, drückt eben einen Pfeil auf sein Weib ab. Der alte Vater sucht es mit ohnmächtiger Kraft zu hindern. Die Gattin, fern stehend, in herrlicher vorgebogener Stellung, beut ihm mit liebevoller Miene die Brust dar, sucht nur, ihr kleinstes Kind auf dem Arme, mit ihrem Körper zu dekken. Unten in ihr Gewand wickelt sich ein anderes Kind. Vor ihr liegt ein drittes todt. Ein viertes hat sich hinter den brennenden Altar geflüchtet, kniet dort, und hält beide Händchen vor die Ohren (wie wahr! wie aus der Natur gegriffen!). Eine Tochter kniet mit aufgehobenen

Händen vor dem Vater; ein kleiner nackter Knabe hat sich fest um sein Bein geschlungen, und scheint für die Mutter zu bitten. Entseelt, mit den Pfeilen in der Brust, liegen schon andere umher. Das Ganze ist herzzerreißend. Man wird das Bild nicht wieder los, wenn man es auch schon längst verlassen hat. Immer ergreift einen der Gedanke: der Unglückliche! wenn er aus seinem Wahnsinn erwacht! — 2) Alfieri's Grabmal. Die Erfindung ist etwas gemein. Ein Brustbild, eine Leier, ein Genius des Trauerspiels, ein weinendes Italien, alles das ist schon hundertmal da gewesen. Eben das gilt 3) von dem Denkmal eines Freundes von Canova, der Volpato hieß. Es mag allerdings außerordentlich schwer seyn, in solchen Gegenständen immer neu zu erscheinen. Auch der beste Dichter wird selten ein gutes Leichenkarmen machen. Die Ausführung ist übrigens Canova's würdig. — 4) Venus, die zu dem todten Adonis herabschwebt. Hier ist Canova wieder der tieffühlende Dichter. Nicht schweben hätte ich sagen sollen: die Bewegung der Venus hält das Mittel zwischen schweben und sich herab werfen. Sie ist von allen ihren Amoretten begleitet, und alle diese lieblichen Kinder weinen so schön!

— 5) Socrates, der den Alcibiades in der Schlacht beschützt, ein Basrelief, durch welches Canova einst den Preis in der Akademie errang. — 6) Socrates im Kerker. Er hat so eben von seiner trostlosen Familie Abschied genommen, begleitet sie aus der Thür, und findet vor derselben die Philosophen, die ihn zum letztenmale zu hören kommen. Die Zusammenstellung ist äußerst sinnreich. — 7) Socrates den Giftbecher trinkend. Der Ausdruck in den Köpfen der ihn umgebenden Philosophen ist eben so wahr als mannichfaltig. — 8) Socrates vor seinen Richtern hat mir am wenigsten gefallen. — 9) Ein junges liebliches Weib, mit einem Kinde auf dem Arme. Sie reicht einem Knaben Brod, für einen alten Bettler, der hinter ihm steht. Eine schöne rührende Gruppe. — 10) Achilles, der den Priamus am Altare tödtet. Einen hülflosen Greis so gräßlich morden zu sehen, ist mir zuwider, selbst wenn Canova's Meisterhand das Bild darstellt. Wäre Achilles wahnsinnig, wie Hercules, dann würde das Mitleid mit dem Unglücklichen das allzu empörte Gefühl mildern; so aber wendet man schnell den Blick von dem schnöden Misbrauch der Gewalt. — Außer den genannten Werken findet sich hier

wohl noch ein halbes Dutzend von Basreliefs, deren ich mich nur verworren erinnere, weil sie einen minder tiefen Eindruck auf mich gemacht haben. — Möchte doch irgend ein reicher Mann auf den glücklichen Einfall kommen, sie alle in Marmor ausführen zu lassen; es gäbe eine einzige Gallerie. Zumal da Canova ein Geheimniß besitzt, durch irgend einen Firniß oder Beize (deren Daseyn man aber gar nicht ahndet) den Marmor in lebendiges Fleisch zu verwandeln. — Genug von dem großen Manne, auf den einst die Nachwelt stolz seyn wird. Wäre es ihm darum zu thun, auch den Beifall seiner Nebenbuhler zu verdienen, so wollte ich ihm wohl einen Rath geben, wie er diesen Zweck sehr schnell erreichen könnte. Er dürfte nur ganz heimlich ein paar neue Kunstwerke schaffen, und sie ganz heimlich in den Bädern des Caracalla, oder in der Villa des Hadrian vergraben, dann auf eine ungezwungene Weise veranlassen, daß sie gefunden würden; so würde er Zeuge eines Jubels seyn, der ihm viel Spaß machen würde. Siehe da, Phidias! würde es heißen: siehe da die ächte antike Kunst! welcher Neuere darf so verwegen seyn, sich mit diesem zu messen! — Statt daß man jetzt sein Verdienst so gern schmälern möchte, würde er dann das Vergnügen genießen, zu seinen wirklichen Vorzügen sich noch neue andichten zu hören. — Wer weiß aber, ob ihm damit gedient wäre; denn er ist ein bescheidener, liebenswürdiger Mensch.

Inhalt.

Sehenswürdigkeiten in Neapel . . .	Seite 3
Einige Kirchen in Neapel	3
Die Kirche zum heiligen Geist . . .	22
Der Gigant	25
Der Leuchtthurm	26
Die Villa reale	28
Das Grab Virgils	28
Die Briefkisten vor dem Posthause . . .	31
Die Cartheuser	39
Der Pallast Villa franca zu Neapel . .	52
Capo di monte	59
Spazierfahrt nach Puzzuoli	65
2. Theater zu Neapel	76
Das Theater San Carlo	87
3. Der Historienmahler Schmidt	96
4. Rega	100
5. Der Ritter Calcagni	101
6. Der Erzbischof von Tarent	108
7. Der Landschaftsmahler Denis . . .	112
8. Eine Greuelscene in Neapel . . .	115
9. Die Catacomben	117
10. Die Theater zu Neapel	123
11. Die Porzelainfabrik	140
12. Einige Kunstwerke in Palästen der Großen .	142
13. Die Studien	147
14. Fragmente und flüchtige Bemerkungen über Sitten und Denkungsart der Neapolitaner . . .	156
~~15. Der Himmelsschatz der heiligen Brigitte .~~	~~209~~
16. Miscellen. Einige Bemerkungen . . .	217
17. Die Handschriften der königl Bibliothek zu Neapel	259
18. Die Revolution von Neapel	294

Seite.

19. Historischer Beweis, daß der römische Hof, seit mehreren hundert Jahren, kein Mittel verschmäht hat, um die Vereinigung der griechischen Kirche in Rußland mit der katholischen zu bewirken. Ein Beitrag zu der Geschichte Peter des Großen 312
Einleitung 312
I. War Peter der Große wirklich geneigt, die Vereinigung beider Kirchen zu bewirken? . 318
II. Kurze Religionsgeschichte der Russen, in Hinsicht auf die Vereinigung der griechischen mit der lateinischen Kirche 332
III. Gesinnungen der Großen und des Volks über die Union, aus mehreren Berichten gezogen 337
IV. Rathschläge der Nuntien, Kardinäle und Missionarien, auf alle obige Berichte sich gründend 340
V. Selbstgeschaffene Hindernisse . . . 343
VI. Päbstliche Instruktionen für einige nach Rußland gesandte Nuntien 354
~~VII. Verführung russischer Unterthanen durch den päbstlichen Hof . . . . . . 363~~
VIII. Miscellen 369
20. Ehrenrettung des Dänischen Grafen Corfitz von Uhlefeld, von ihm selbst entworfen 378
21. Zwischen Neapel und Rom 390
22. Gallerie der Künstler, die sich jetzt in Rom aufhalten 392
Canova 435

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

8: Gs
Hotzeku

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kotzebue, August <<von>>,

Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel 3 Theile

Bd.: 2

Berlin (1805)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 5346 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11248731-0